Quid novi ex Africa?

Gerhard Rohlfs


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Gerhard Rohlfs

Quid novi ex Africa?





Cassel.
Verlag von Theodor Fischer.
1886.

Cassel. Druck von Gebr. Gotthelft.

Quid novi ex Africa?

Was giebt es Neues aus Afrika? So fragen wir auch heute noch immer, wie vor 2000 Jahren die alten Römer. Noch immer gilt das alte Sprichwort: Semper aliquid novi ex Africa, immer etwas Neues aus Afrika. Aber welch ein Unterschied in der Erkenntniß dieses Erdtheils zur Zeit der Griechen und Römer, ja wir können sagen, welch ein Unterschied seit dem Beginne dieses Jahrhunderts. In der Vorzeit beschränkte sich die Kenntniß der Alten eigentlich nur auf den nördlichsten Theil von Afrika; von der Wüste, von der Sahara, hatte man nur eine mangelhafte Vorstellung. Im Anfange dieses Jahrhunderts waren die Küsten von Afrika durchaus bekannt, aber von dem Innern dieses Continents wußte man so wenig, daß die Quellen von all den großen Strömen, vom Nil, vom Niger, vom Senegal, Congo und Zambese noch unentdeckt waren, daß von den Seen nur der Tana bekannt war und über die Gebirge höchst lückenhafte Begriffe herrschten. Ueber die Bevölkerung, über die Naturproducte, war man selbstverständlich ebenso im Unklaren.

Welche Riesenfortschritte in der Entdeckungsgeschichte Afrikas seitdem, und besonders in den letzten fünfzig Jahren gemacht sind, kann nur der ermessen, der inmitten dieser Zeit gelebt hat.

Die Zeiten der Entdeckungen sind für Afrika als abgeschlossen zu betrachten. Heute sind die Stromsysteme, die Quellen der Flüsse genau bekannt. Mehr noch, die gewaltigen innerafrikanischen Wasserbecken sind unserer Kenntniß erschlossen, von den Bergen kennen wir die Höhen, und die Bevölkerung ist in ihrer Verschiedenartigkeit uns zugänglich geworden. Aber, wenn schon Herder sagte, „daß in diesem Erdtheil, dem Mutterlande der Sonnenwärme, Alles von Leben und Fruchtbarkeit wimmelte, in der Luft und in den Strömen, in dem Sande und im Meere“,

so ist unseres Dafürhaltens nach erst der kleinste Theil von diesem Productenreichthum Innerafrika's uns bekannt. Hier kann es mit Recht also heißen: Quid novi ex Africa?

Seitdem Stanley den Congolauf erforscht, seit Flegel die Benue-Quellen entdeckte, halten wir die Erforschung Afrika's für abgeschlossen. Die kleineren Aufgaben, welche zu lösen verbleiben, die Erforschung des Landes südlich vom Benue, des Landes südwestlich und westlich von Kaffa werden sich von selbst ergeben, wenn das Land ringsum in den Bereich der Civilisation und Cultur eingetreten sein wird. Wichtig genug sind diese und andere Landstriche allerdings; es giebt noch Landschaften, welche quadratgrade groß sind und noch nie wurden sie von einem europäischen Fuße betreten. Aber bei dem Drange, der jetzt alle Völker der Erde beseelt, diese selbst in ihren Einzelheiten genau kennen zu lernen, können wir mit Zuversicht darauf bauen, daß nach abermals 50 Jahren keine unbekannte Stelle mehr vorhanden sein wird. In der That sind jetzt fast alle civilisirten Völker damit beschäftigt, Afrika auszunutzen, und es, indem man zugleich versucht, die eingeborene Bevölkerung zu civilisiren, den eigenen Ländern nutzbar zu machen.

Großbritanien ist natürlich allen voran. In der Capcolonie hat man eine straffere Organisation geschaffen. Das Griqualand und das freie Kaffernland wurden englische Colonieen. Mithin ist die von der Capcolonie bis dahin getrennt gewesene britische Colonie Natal jetzt im Zusammenhang mit ersterer. Der Orange-Freistaat fristet allerdings noch eine Scheinexistenz, ebenso wie die Transvaalrepublik, aber man bedenke, daß die Lucia-Bai unwiderruflich britisch geworden ist. Im Südwesten hat England sich mit Deutschland geeinigt über eine Grenze, so daß dort jetzt feste Zustände eingetreten sind. Ebenso hat man an der Westküste jetzt durch Vertrag überall sichere Grenzen gezogen. Nur im Norden, in Aegypten, ist es bis heute nicht gelungen, eine staatliche Organisation zu schaffen. Bis Uadi Halfa herrscht in Aegypten unter der Souzeränetät des Sultans der Chedive, aber thatsächlich hat England das Land in Besitz genommen, und vergebens sind die Anstrengungen der übrigen Mächte bis jetzt gewesen, es daraus zu verdrängen; England wird nicht nachgeben: Aegypten ist ein zu kostbarer Besitz für das Inselreich.

Desgleichen sehen wir Frankreich nicht nur in seinen Besitzungen, die es schon hatte, sich consolidiren, sondern es dehnt fortwährend seine Machtsphäre aus. An der Westküste sind zwischen Deutschland und Frankreich die beiderseitigen Colonien abgegrenzt, und wenn auch augenblicklich zwischen dem Brazza unterstehenden Gebiete und dem freien Congo-Staate Grenzstreitigkeiten ausgebrochen sind: sie werden durch schiedsrichterlichen Spruch erledigt werden. Tunis ist definitiv zu Frankreich geschlagen, wenn auch der Bei von Tunis seine Scheinregierung weiterführt. Ebenso ist durch den Einzug des französischen Minister-Residenten Herrn le Myre de Vilers in Antananarivo, vorläufig wenigstens, Madagascar in vollkommenste Abhängigkeit von Frankreich gebracht. Dazu kommt die Nachricht, daß Johanna, die furchtbarste der Comorren-Inseln, von Frankreich besetzt worden ist.

Während Spanien Nichts thut, um seine an der Westküste gelegenen Besitzungen zu heben, zeigt Portugal wenigstens durch die zahlreichen Expeditionen, die es ausschickt, daß es seine afrikanischen Colonien dem Mutterlande nutzbar machen will. Zwar hat Spanien unter dem Wendekreis des Krebses am Rio do Ouro eine angeblich gut rentirende Factorei gegründet, aber von einer damit verbundenen Colonisation kann keine Rede sein. Spanien und auch Portugal können nicht colonisiren, sie können eben nur die erworbenen Gebiete ausbeuten.

So wird denn auch das schönste Land von Nordafrika, Marokko, ein Zankapfel zwischen den Mächten sein: England, Frankreich und Spanien sind es, die sich darum streiten. England hat die größten handelspolitischen Interessen, da über die Hälfte des Handels sich in englischen Händen befindet, Frankreich wünscht seine Grenzen von Algerien aus zu verbessern und Spanien glaubt Anrechte auf Marokko zu haben, weil es einzelne Künstenpunkte im Besitz hat. Daß Marokko sich selbst auf eine höhere Culturstufe emporschwingen könnte, wie Japan es thut und China es unzweifelhaft thun wird, ist vollkommen ausgeschlossen. Das erlaubt die Religion nicht. Der Kampf um Marokko muß aber binnen Kurzem entbrennen. Auch Italien hat man in letzterer Zeit als interessirt beim Besitze von Marokko genannt. Es ist natürlich den andern Mächten, besonders Italien, nicht gleichgültig, ob Frankreich so und so viel Küste an dem Mittelmeere mehr hat

oder nicht. Aber andererseits scheint es fast, als ob Italien seit 1884 sich ganz aus Tripolitanien und Cyrenaika zurückziehen wolle, als ob es diese Länder sich selbst überlassen wolle. Nach den Expeditionen von Haimann und Camperio ist dies um so mehr zu verwundern, als man sich daran gewöhnt hatte in Tripolitanien und Cyrenaika schon italienische Colonien zu erblicken.

Wenn man andererseits bedenkt, daß die Italiener jetzt darauf ausgehen, sich am rothen Meere festzusetzen, so kann man nicht behaupten, daß sie sich von allen colonialen Unternehmungen zurückgezogen haben. Ein erster Schritt zieht immer andere nach sich. Als Italien Assab im Jahre 1869 erwarb, da war der erste Schritt gethan. Von Assab ging Italien nach Baillul, und jetzt sehen wir es in Massana und der Ansley-Bucht etablirt. Nach Massana wurden die Italiener gegen den Willen des türkischen Sultans von den Engländern eingeladen, es in Besitz zu nehmen. Aber die Italiener werden, wenn sie auch solide dort etablirt sind, des Besitzes nur dann froh werden, wenn sie Abessinien in Abhängigkeit bringen. Aegypten konnte jahrelang in Massana leben, ohne die Abessinier fertig werden. Will Italien aber wirklich den Nutzen ziehen, den man von einer Colonie wie Massana es ist, erwarten kann, so muß Abessinien über kurz oder lang genommen werden. Dadurch verbietet sich schon von selbst für Italien ein Festsetzen am arabischen Golf oder an der Bucht von Tadjura.

Im Jahre 1884 erschien endlich auch Deutschland auf dem colonialen Kampfplatz, und wenn wir zurückschauen auf das, was geleistet und errungen ist, so muß es jede deutsche Brust mit Freude schwellen und mit Genugthuung erfüllen. Von einem materiellen Erfolg kann ja nach einer so kurzen Spanne Zeit noch gar keine Rede sein, aber Dank müssen wir es den Männern wissen, daß sie uns Land gesichert haben, Dank müssen wir es der Regierung wissen, daß sie mit kräftiger Hand dies Land in Afrika dem deutschen Schutze unterstellt hat.

Das Togoland und Kamerun mit weitem, aber noch nicht erforschtem Hinterlande sind deutsch, sie hängen, sowie das Gebiet, welches man auch als Lüderitz-Land bezeichnet, direct vom Reiche ab. Daß das Togoland, sowie das Kamerun-Gebiet mit zu den reichsten Gebieten der Erde gehören, ist bekannt. In den Peter-

mann'schen Mittheilungen, Heft VIII 1886, unterzieht Herr Pohl das Lüderitzland einer vernichtenden Kritik. Aber Herr Pohl ist mit seiner Expedition nur von Angra Pequena bis Aus und von da südwärts nach dem Orangefluß gegangen. Es handelt sich aber um das Hinterland, welches bei Bethanien erst beginnt und besonders weiter im Norden vom Reichscommissär Dr. Göring als vorzüglich zur Viehzucht und auch zum Ackerbau geschildert wird.

Der Schwerpunkt der deutschen Bestrebungen liegt in Ostafrika, woselbst die ostafrikanische Gesellschaft Gebiete erworben hat, die man, was den Flächeninhalt anbetrifft, auf drei Mal so groß, wie Deutschland anschlagen kann. Vorzüglich gelegen, bieten diese Länder mit reicher Bewässerung ein großes Feld für Plantagenanlagen. Mag auch die Somaliküste in dieser Beziehung nicht so viel bieten, so zeugt doch andererseits der große Viehreichthum, daß dort Viehzucht einen lohnenden Boden findet. Zu gleicher Zeit hatten mit der ostafrikanischen Gesellschaft die Gebrüder Denhardt ein am Meere gelegenes Stück Land vom Sultan von Witu käuflich erworben. Der Sultan selbst, dessen Gebiet sich ohne Grenzen weit ins Hinterland hineinerstreckt, hat sich unter deutschen Schutz gestellt und denselben erhalten. In jüngster Zeit haben die Gebrüder Denhardt ihr Land an den deutschen Colonialverein in Person des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg verkauft, und man geht jetzt damit um, es für Plantagenbau zu verwerthen.

Wir sehen also ein erfreuliches Bild der menschlichen Thätigkeit in dem einst so geschmähten Erdtheil sich entwickeln, und nicht am wenigsten sind Deutsche dabei betheiligt. Wenn einst der Deutsche nur wissenschaftlichen Bestrebungen seine Kräfte, sein Leben lieh, so ist das jetzt anders geworden. Das Praktische ist in seine Rechte getreten. Und mit vollem Rechte. Große wissenschaftliche Probleme giebt es in Afrika nicht mehr zu lösen, aber trotzdem fragen wir eifriger denn je: quid novi ex Africa.

Städte am Rothen Meere.

1. Suakim.

Suakim, das jetzt so oft genannte Städtchen am Rothen Meere, war bis vor Kurzem den Wenigsten nur dem Namen nach bekannt. Man beachtete es kaum, und selbst die Engländer, die doch auf Alles, was auf dem weiten Erdenrund vorgeht, ihr wachsames Auge richten, bekümmerten sich nicht darum, als die Türkei im Jahre 1865 die directe Oberherrlichkeit über die afrikanische Küste des Rothen Meeres, also auch über Suakim, an den Khedive Ismail abtrat. Die Türkei hatte einmal wieder Geld nöthig, Ismail wollte seine Macht erweitern, und so wurde gegen ein Bakschisch jene ganze Küste verhandelt, welche eine Länge von mehr als 2000 Kilometern hat.

Freilich, damals hatte das Rothe Meer noch nicht die Bedeutung, welche es erlangte, nachdem der Canal von Sues eröffnet war und damit der Schifffahrt nach Indien eine ganz andere Straße angewiesen wurde. Jedenfalls gab Großbritannien schon im Jahre 1870, als Rubattino Assab erwarb, einen solchen Ländertausch nicht so ohne Weiteres zu. Denn man braucht sich nur daran zu erinnern, in welch unendliche Correspondenzen die italienische Regierung sich Assabs wegen einlassen mußte — mit Großbritannien, welches doch genau genommen hiezu ebenso wenig Berechtigung hatte, welches Assab nicht mehr anging, als das kleinste deutsche Fürstenthum: Liechtenstein. Und irren wir nicht, gelang es Großbritannien sogar, von Italien das Versprechen zu erhalten, Assab nicht zu befestigen!

Und was ist Assab gegen Suakim!?

Diese Stadt, auf dem 19° 8′ nördlicher Breite, dem 37° 24′ östlicher Länge gelegen, bildet den natürlichen Ausgangspunkt für Berber, also auch für Chartum und den egyptischen Sudan. Und noch günstiger wird die Lage dadurch, daß auch der große Baraka- oder Barkafluß, der die nördlichsten Gehänge Abessiniens entwässert, bei Suakim oder doch gleich südlich davon, bei Tokar und Trinkitat ins Meer geht.

Suakim oder Suakin — man schreibt bald so, bald so — liegt nicht unmittelbar am Rothen Meere. Die Lage der Stadt ist eine ganz eigenthümliche. Man denke sich einen etwa 1 Kilometer langen, 100 Meter breiten Wasserarm, der in fast gerader Richtung, als ob durch Kunst gemacht, in südöstlicher zu östlicher Richtung vom Meere aus in's Land bringt, sich dann erweitert zu einem Teiche, und mitten drin eine Insel und darauf die Stadt. Das ist Suakim. Dicht daneben liegt nördlich davon noch ein Inselchen im selben Teiche, aber unbewohnt und dienend als Begräbnißstätte. Der Wasserarm ist tief genug, so daß selbst große Dampfer bis unmittelbar zur Stadt kommen können. Ueberall sind 5—6 Faden Wasser.

Hier auf der Insel befindet sich der Sitz der Regierung, die Consulate, die Post, das Telegraphenamt und gleich am Landungsplatze ein nicht unansehnliches Gebäude mit weithin leuchtendem Schild: „Hôtel du Soudan“. Und mit Recht hat der Grieche, der Besitzer des Gasthofes, diesen Namen gewählt, denn wenn wir in Suakim auch noch gar nichts mit dem eigentlichen Sudan zu thun haben, so galt die Stadt, seitdem die aegyptische Regierung die Herrschaft angetreten hatte, als Hauptstadt des aegyptischen Sudan. Trotz Chartums, welches eigentlich wohl mehr Berechtigung zu dieser Auszeichnung gehabt hätte.

Während wir so auf der Insel große und kleine steinerne Gebäude finden, errichtet ganz in der Bauart wie im übrigen Aegypten, kann man, auf dem „Platze“ angekommen, sich Abends sogar in Südeuropa wähnen. Fast der ganze Platz ist umsäumt von sogenannten Cafés oder von Materialwaaren-Handlungen, in denen aber auch Bier, Schnaps und schlechter Wein feilgehalten werden. Abends werden nun Tische und Stühle vor die Wohnungen gestellt, und die ganze europäische und aegyptische Be-

völkerung versammelt sich, um Kaffee, Bier oder sonst ein Getränk zu nehmen. Die Abende sind die einzige Zeit, wo man sich der Erholung hingeben kann. Auf der Insel befinden sich auch zwei mit Minarets versehene Moscheen für die Gläubigen. Für die Christen — es gab immer nur vereinzelte in Suakim, als Beamte oder Kaufleute — ist in dieser Weise nicht vorgesehen.

Suakim war unter türkischer Herrschaft in seiner ursprünglichen insularen Lage geblieben, die aegyptische Regierung ließ aber einen festen Damm anlegen nach dem südlich davon gelegenen Kef oder Gef, einer Ortschaft, die viel größer als Suakim selbst ist. Aber Suakim ist die europäische Stadt, die civilisirte, wenn man gestattet es so zu nennen und dadurch zu unterscheiden von Kef, welches man als die Stadt der Eingeborenen bezeichnen muß. Denn wenn in ersterer Stadt das steinerne Haus vorherrscht, findet man in Kef fast nur Hütten, und zwar Hütten der bescheidensten Construction. Vier Stäbe, überdeckt mit einer Matte, die Seitenwände mit Flechtwerk verdeckt oder ebenfalls mit Matten behangen, das ist die Wohnung der Eingeborenen. Sreba nennt man sie und Sreba heißt oft genug auch eine ganze Ortschaft im Innern des Landes, wegen der sie umgebenden Dornhecken, welche zur Abwehr gegen Hyänen und Schakale angelegt sind. In Kef waltet selbstverständlich der Eingeborene vor, das fast nackte Naturkind, während man in Suakim eben so viele europäisch gekleidete oder uniformirte Menschen sieht. Moscheen giebt es drei in Kef, so daß im Ganzen also fünf vorhanden sind. Die Zahl der Bevölkerung wird ungemein verschieden angegeben. Auf der Insel dürften etwa 1500 Seelen wohnen, von denen ca. 60 Europäer und eben so viele aegyptische Beamte sind. Einige arabische und indische Kaufleute, welch Letztere Banianen genannt werden, ein schwaches Bataillon Soldaten und ca. 100 Galeeren-Sträflinge bildeten mit den Eingeborenen die Bevölkerang, ehe England die Stadt occupirte. In Kef giebt es aber nur Eingeborene, die hauptsächlich dem Stamme der Hadendoa angehören. Die Vorstadt Kef dürfte im Sommer 3000, im Winter 5000 Einwohner zählen.

So wenig Interesse im Grunde Suakim für den haben kann, der schon orientalische Ortschaften besucht hat, so belehrend ist jederzeit ein Besuch Kefs für den Ethnologen, denn hier hat

1*

man ganz Ostafrika — ich meine das Stück Land, welches zwischen dem Rothen Meere und dem Nil gelegen ist — in seiner vollendetsten Ursprünglichkeit vor sich. Jene stolzen, gebräunten Bischari, welche aus den Bergen herunter gekommen sind, um ihre Producte gegen europäische Waaren einzutauschen! So wild sie aber auch dreinschauen, jene mit Wurfspießen bewaffneten Gareab, Gomelab, Scharab und wie alle jene Triben heißen, die den Bischarin angehören und in derselben Weise weiter leben, wie sie seit Tausenden von Jahren zu thun es gewohnt gewesen sind, so ungefährlich sind sie in der Stadt. Denn im eigentlichen Suakim bemerkte man von Fanatismus von jeher wenig, und namentlich die aegyptische Regierung hatte ja eine gewisse Schneidigkeit darin, übereifrige religiöse Neigungen durch den Kurbatsch oder auf sonstige Weise zu mildern; aber fanatisch blieben trotzdem die außer der Stadt lebenden Nomaden, und selbst äußerer Schliff blieb ihnen ganz fremd. Jene sogenannten Nubier, die vor einigen Jahren Europa durchzogen, waren vom Stamme der Bischari. Dies erklärt denn auch hinlänglich, weßhalb Digma einen so großen Einfluß über diese Naturkinder gewinnen konnte unter der Fahne der Religion. Wie leicht war es ihm, ihren Fanatismus anzufachen und sie aufzuhetzen gegen die Christen und Türken. Gegen die Türken, worunter jene Beduinen auch die aegyptische Regierung verstehen, weil diese schon seit Langem in den Augen aller ehrlichen Gläubigen nicht besser sind als die verdammten Christenhunde!

So sehr sich Suakim unter der aegyptischen Regierung gehoben hat, so ist die Stadt doch keineswegs ein bedeutender Handelsplatz geworden. Häute, Butter, Vieh, Schaf- und Baumwolle bilden die hauptsächlichsten Exportartikel. Dazu kommt der arabische Gummi aus dem Sudan und Sclaven. Sclaven, wenn auch in nicht erheblicher Zahl, wurden bis im vergangenen Jahre aus Suakim, namentlich aber von der umliegenden Küste ausgeführt und fanden ihren Weg über Arabien bis Konstantinopel.

Die Baumwolle kommt von dem in letzter Zeit oft genannten Tokar. Dies, die Benennung einer Landschaft, welche gebildet wird vom Schwemmland des Baraka- und Ossirflusses, hat dem vor 10 Jahren dort errichteten kleinen Fort den Namen gegeben. Errichtet wurde dasselbe zum Schutze der Baumwollenpflanzungen,

welche der Khedive Ismail dort anlegen ließ. Und beständig war daselbst eine kleine Garnison. Tokar, die Landschaft, ist in der That an der ganzen Ostküste von Sues bis Massaua die einzige Gegend, welche wegen der stetigen unterirdischen Berieselung nicht vom Regen abhängig ist, sondern wo jahraus jahrein angepflanzt und geerntet wird. In gerader Linie liegt das Fort Tokar, das mitten in der Landschaft erbaut ist, von Suakim ca. 80 Kilometer Südsüdost entfernt. Und von diesem Fort nur 20 Kilometer in nordöstlicher Richtung liegt der Ort Trinkitat, ebenfalls in letzter Zeit oft genannt. Trinkitat, obwohl von den Arabern mit dem Namen „Mirsa" (Hafen) beehrt, ist nur ein schlechter Anlegeplatz; von einem Hafen oder auch nur von einer sicheren Rhede ist keine Spur. Ueberhaupt ist die ganze afrikanische Küste des Rothen Meeres wegen der vielen Korallenbänke, der zahllosen Riffe und Inselchen für die Schifffahrt äußerst gefährlich.

Verläßt man Suakim in gerader östlicher Richtung, so gelangt man nach ca. 30 Kilometern nach dem Fort von Sinkat, ebenfalls in letzter Zeit ein oft genannter Platz. Sinkat liegt im Chor (Thal oder Flußbett) Okak, am Fuße des Berges Abd-Arak. Alle diese kleinen befestigten Orte haben erst in letzter Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt; mit Ausnahme von Tokar, das stets und oft das Ziel von Reisenden gewesen ist, kannte man sie selbst in Suakim kaum dem Namen nach.

Man muß übrigens nicht denken, daß die Umgegend von Suakim Wüste sei, das ist durchaus irrig. Oder gar, daß sie der Naturreize entbehre. Im Gegentheile, wenn man vom Rothen Meere aus der Stadt sich nähert, dann bietet Suakim ein Panorama, um das sie tausend andere Städte beneiden könnten. Denn die im Hintergrunde die Ebene umrahmenden Gebirgsketten, welche bis 2000 Meter ansteigen, sind in ihren malerischen Formen so großartig, daß selbst Schweizer sie stets mit ihren Alpen vergleichen. Herr Wild, ein Landsmann von Werner Munzinger, vergleicht in seinem Buche das Panorama mit dem Nordost-Solothurn'schen Jura der Schweiz, eine Aussicht, wie man sie von Schloß Wildegg aus im Aargau habe.

Auch muß man sich die Gegend um Suakim nicht als eine unfruchtbare Einöde, entblößt von Bäumen und Pflanzen und der Bewässerung entbehrend, vorstellen. Nicht nur ist überall Grün,

und besonders zahlreiche Mimosen und Calotropis procera beleben die Ebene, sondern es kann auch zur Regenzeit fast überall geackert und gesäet werden. In der nächsten Umgegend der Stadt haben sogar Europäer versucht, Farmen anzulegen, und beim Besuche einer solchen, die von einem Griechen bewirthschaftet wurde, konnte ich mich überzeugen, daß das Besitzthum dem Unternehmer nach wenigen Jahren zu einer gewissen Behäbigkeit verholfen hatte.

In der Umgegend von Suakim ist überall Wasser zu haben. Man braucht gar nicht einmal tief zu bohren, um dem Boden das schönste, süßeste Wasser entlocken zu können. Früher waren die Bewohner nur auf Regenwasser, auf Tümpel, auf Cisternen oder auf entfernte Brunnen angewiesen. Nähert man sich aber nun dem Gebirge, welches durchschnittlich mit seinen Vorbergen nur 20 Kilometer entfernt ist, so findet man oft Schluchten vor sich, in welchen die Vegetation zu tropischer Fülle entwickelt ist. Aber wild, zerklüftet und ursprünglich wie diese Schluchten und Thäler sind, bilden sie im Vereine mit den zerrissenen Bergen und Felsen das Dorado für Räuberbanden. Und nicht leicht wird es den Briten sein, aus diesen unwirthlichen Gegenden ein Volk zu vertreiben, das selbst die aegyptische Regierung nie ganz unterworfen hat. Und doch war die aegyptische Regierung mit jenen Beduinen wenigstens einer Religion und wendete andere Mittel zur Unterwerfung an, als es die britische Regierung wird thun können, ohne die Geltung, eine civilisirte Nation zu sein, zu beeinträchtigen.

---

2. Massaua.

Fährt man von Suakim längs der afrikanischen Küste nach dem Süden, so findet man in einer schönen Bucht, die allerdings mehr schön als sicher, mehr offen als geschlossen ist, die auf einer Insel erbaute kleine Stadt Massaua. Das aus Korallen aufgebaute Eiland, nur einige Meter höher gelegen als die höchste Fluthmarke, hat eine Länge von etwa einem Kilometer, bei einer Breite von einem halben Kilometer.

Wie Suakim war Massaua früher Besitz der Herrscher von Aethiopien. Im Jahre 1557 wurde der ganze Küstenstrich von

den Türken erobert. Aber doch eigentlich nur die Hauptplätze am Rothen Meere, wie Kosseier, Suakim und Massaua, kamen unter wirkliche türkische Botmäßigkeit und verblieben dem Pascha von Dschedda unterstellt. Ins Innere des Landes drangen die Türken nie ein, auch gelang es ihnen nicht, die Einwohner zu unterwerfen, weder die freien äthiopischen Stämme, noch die abessinischen Völker. So hatte denn auch der auf dem Festlande gegenüber von Massaua wohnende Naïb von Arkiko, wohin man manchmal auch einige Baschibozuks verlegte, eine Doppelstellung. Er war den Türken untergeben, gehorchte aber auch den Herrschern von Abessinien.

Es ist auffallend genug, wie wenig es die Eroberer des Islam verstanden haben, Städte dort zu errichten oder wieder aufzubauen, wo die Topographie des Landes oder andere von der Natur gebotene Vortheile dazu aufforderten. Denn gehen wir das ganze einst so weite Reich der mohammedanischen Welt durch, so sehen wir in der Anlage ihrer Städte und Ortschaften eine Planlosigkeit, ja oftmals eine Absichtlichkeit, eine Stadt nicht da wieder zu erbauen, wo eine solche schon vorhanden gewesen war, daß man eine Erklärung dafür nur in der Thatsache findet, daß die mohammedanische Religion den Grund abgab. Bei den Mohammedanern muß eben Alles auf die Religion zurückgeführt werden, weil das ganze Leben, das ganze Wirken bei ihnen sich um ihre Religion dreht. Und daher ist bei ihnen keine Entwicklung der Natur gemäß wahrzunehmen.

Denn wenn wir auch wissen, daß Massaua schon zur Zeit der Alten existirte unter dem Namen Sabaitikon stoma, so war das etwas südlich davon gelegene Adulis mit seiner großen schönen Bucht, welche einem Riesenhafen gleicht, doch das eigentliche Emporium und die Hauptpforte, welche zum äthiopischen Alpenlande führt, sowie zur ehemaligen Hauptstadt Axum, welches dem gleichnamigen Königreiche zur Zeit der Ptolemäer den Namen gegeben hatte. Adulis wurde aber von den mohammedanischen Eroberern nicht wieder aufgebaut.

Als die Engländer im Jahre 1868 ihre große Expedition nach Magdala unternahmen, hatten sie aber gleich mit richtigem Blicke erkannt, daß der Feldzug nicht von Massaua aus, sondern von der Ansley-Bucht, oder, wie man besser sagt, von der

Adulis-Bai aus unternommen werden müsse. Und der Erfolg hat dieser Annahme glänzend entsprochen. Weshalb Aegypten seine beiden Feldzüge gegen Abessinien von Massaua aus unternahm, läßt sich nur durch die Bequemlichkeit der oberen Beamten und Officiere erklären. In Adulis ist nichts als Natur; in Massaua konnte der aegyptische Beamte und Officier Alles bekommen, Raki zum Kneipen, Tombak zum Rauchen der Nargileh, Kaffee und Haschisch, ja selbst die Almen fehlten nicht, und zwar in reichlichster Weise. Wie konnte man da nur zweifelhaft sein. Man wird doch von einem aegyptischen Officier nicht verlangen, auf Bedürfnisse zu verzichten, die für ihn wichtiger sind, als überhaupt seine ganze Existenz als Officier. Doch genug davon. Unter der aegyptischen Regierung entwickelte sich Massaua, wie Suakim, denn abgesehen von manchen Willkürlichkeiten, war die Verwaltung eine regelmäßige, und die Anwesenheit europäischer Consuln, wenigstens stets eines einzigen, manchmal aber auch mehrerer, verhütete zum mindesten die gröbsten Ausschreitungen der Beamten.

Was die Lage von Massaua anbetrifft, so ist sie noch günstiger. als jene Suakims, und durch die nun zu wirklicher Alpenhöhe ansteigenden Bergketten Abessiniens bekommt die Stadt einen Hintergrund, so malerisch, wie man ihn in Afrika kaum wiederfinden dürfte. Es gibt eben nur Ein Abessinien in Afrika.

Mit Suakim hat Massaua gemein, daß es auf einer Insel liegt, aber nicht eng in einem Tümpel wie dieses, sondern in einer schönen, freien Bucht. Die Insel hat 1 Kilometer Länge in nordöstlicher Richtung und ist an der breitesten Stelle nicht breiter als 250 Meter. Die östlichste Spitze der Insel, also jene, welche am meisten zur See schaut, ist durch ein schwaches Fort mit einigen Kanonen gekrönt, das aber keineswegs irgendwie benützt werden kann. Etwas weiter landwärts liegt die katholische Mission mit hübscher Kirche und guter Einrichtung für die Priester. Dann die eigentliche Stadt, welche dermalen aus etwa fünfzig steinernen mehr oder weniger großen Gebäuden besteht, von welchen die Moschee, das Zollamt, das französische und das italienische Consulat die hauptsächlichsten sind. Dazwischen sieht man einige hundert der primitivsten Hütten. Vielleicht leben im Ganzen ca. 1500 Seelen auf Massaua. Diese setzten sich zusammen aus

wenigen Europäern, aegyptischen Beamten, Banianen, wie wir sie in Suakim kennen lernten, und aus vom Festlande herübergekommenen Eingeborenen. Die Schoho, eine Tribe Eingeborener der Umgegend von Massaua, und echte Abessinier, bilden das Hauptcontingent derselben. Aber es giebt in Massaua einen wirklichen Bazar mit größeren Kaufläden oder Gewölben, gehalten hauptsächlich von den Banianen, und hier findet man Gegenstände, die fast alle auf die Bedürfnisse der Abessinier hinzielen. Namentlich wundervolle Brocatstoffe und gepreßte echte und unechte Sammte, welche die Abessinier zu ihren sogenannten Ehrenkleidern verwenden. Aber auch sonst ist der Markt mit allen Gegenständen gut versehen, jedoch Alles berechnet für Abessinien. Wie großen Durst die Bergvölker haben, sieht man aus den riesigen Flaschenschichten des schlechtesten Cognac und Absynth, die in allen Buden aufgestapelt liegen. Auch Bier ist in Massaua zu finden, und zwar Dreher'sches und solches von Puntigam bei Graz. Deutsches Bier in Afrika!

In Massaua ist die Aus- und Einfuhr viel bedeutender als in Suakim, und falls die Italiener diese Stadt behalten und nicht nach Adulis zurückkehren, steht Massaua eine große Zukunft bevor, trotz seiner weniger günstigen Lage, denn man muß nur bedenken, daß diese Stadt der einzige Hafen für Abessinien ist, daß das Assab der Italiener viel zu weit abliegt, um je erfolgreich mit Massaua concuriren zu können.

Dem Fort gerade gegenüber, an der Westseite der Insel, erhebt sich ein großes Wachthaus nebst Durchgang, und dies Thor führt auf einen ca. 500 Meter langen steinernen Damm, der Massaua mit dem Inselchen Tolhut verbindet, welches zwischen Massaua und dem Festlande liegt. Dieser Damm, sowie der, welcher Tolhut mit dem Festlande vereint, wurden von dem leider so früh dahingeschiedenen Munzinger erbaut, als der Khedive ihn zum Generalgouverneur des östlichen Sudan ernannt hatte.

Tolhut, eine etwa eben so lange, aber viel schmälere Insel als Massaua, ist Sitz der Regierung. Hier befindet sich das ehemalige Palais des Khedive, ein höchst merkwürdiges Gebäude, bei dessen Anblick man fragt, ob der Styl maurisch, gothisch oder was sonst sei; so sonderbar ist er in seinen Formen. Von Arakel

Bey, einem Verwandten von Nubar Pascha, errichtet, ist derselbe inwendig, einzelne Zimmer wenigstens, gut eingerichtet. Aus einer gewissen Entfernung gesehen, wo die oft nur zu barocken und störenden Einzelheiten der Architectur nicht so verwirrend wirken, sieht das Palais wie ein Zauberschloß aus. In den Nebengebäuden sind die Post und das Telegraphenamt untergebracht. Gegenüber ist die Wohnung des Gouverneurs, und hier garnisoniren auch die Truppen, italienische Infanterie und Artillerie in äußerst practisch angelegten Wohnungen. Nach den neuesten Nachrichten soll ein Brand, angestiftet von Ras Alula, dem gefürchteten abessinischen Heerführer, jene aus Reisig und dünnen Zweigen hergestellten Häuser verzehrt haben. Sie waren luftig und den dortigen Bedürfnissen angepaßt.

Erwähnt soll noch werden, daß dort, wo man jetzt auf Tolhut eine Befestigung errichtet hat, der deutsche Forscher Hemprich begraben lag. Seine Gebeine sind natürlich längst in dem feuchten Boden spurlos verschwunden. Betheiligt an der Expedition von Ehrenberg, erlag er 1825 dem Klima und wurde in Tolhut zur Ruhe bestattet.

Wie schon erwähnt, wird Tolhut mit dem Festlande auch durch einen Damm verbunden, und dieser führt uns zu den Ortschaften Hotumlu, Mkullo und Saga, welche Vorstädte von Massaua sind. Zusammen mit der Insel Massaua dürften diese Ortschaften 3500—4000 Einwohner haben, wozu ca. 3000 Mann regelmäßige Soldaten kommen. Denn in Saga, dem westlichsten Orte, ist ebenfalls eine kleine Festung, welche mit regelmäßigen Truppen, mit schwarzer Infanterie, belegt ist. Im Verlaufe des Krieges sind aber alle Soldaten bis auf einige hundert aus Massaua herausgezogen worden.

Mit Ausnahme von einzelnen Wohnungen, welche aus Stein errichtet sind, bestehen auf dem Festlande alle Wohnungen aus luftigen Zweig- und Strohhäusern. Und selbst die Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha, als sie ihren Gemahl, der an den Gehängen von Abessinien jagte, bis Massaua begleitete, bewohnte während längerer Zeit eine solche Wohnung in Hotumlu. Das schönste Gebäude, das schönste vielleicht an der ganzen Ostküste des Rothen Meeres, ist unstreitig die schwedische Missionsanstalt.

Die Bucht nun, in welcher Massaua liegt, ist bis zur Insel selbst ohne Gefahr für die Schifffahrt, aber von Massaua bis zur Südküste, besonders bis zum kleinen Orte Arkiko, welcher fast gerade südlich von Massaua liegt, durch unterwässerte Korallenbänke selbst für kleinere Fahrzeuge gefährlich.

Natürlich haben sich die Verhältnisse Massauas in diesem Augenblicke vollkommen verändert. Aber es war auch die höchste Zeit. Schon im Jahre 1881 war die Furcht der aegyptischen Soldaten und besonders der höheren Officiere vor einem Ueberfalle Seitens der Abessinier so groß, daß es oftmals nur des Namens „Ras Alula" bedurfte, um die ganze Truppe in tödtlichste Angst zu versetzen. Verschiedenemale habe ich es selbst erlebt, daß der Name des abessinischen Generals Ras Alula und der seines Untergebenen Balata Gebro Stadt und Garnison in Schrecken und Angst versetzte. Und im Jahre 1882 stieg der Letztere aus seinem Lager von Tsatsega herunter, überfiel bei Ailet eine Truppe Aegypter, metzelte sie nieder und kehrte dann auf das Hochland zurück.

Man kann wohl behaupten, daß der moralische Verfall des aegyptischen Heeres aus den entsetzlichen Niederlagen datirt, welches es sich in Abessinien holte. Die aegyptischen Truppen waren doch einmal tapfer. Es ist doch nicht die Thatsache hinwegzubringen, daß Mehemed Ali einst vor den Thoren Konstantinopels stand mit seinen aegyptischen Regimentern. Und wenn man dem entgegenhält, daß Mehemed Ali's Soldaten ganz andere waren, meist angeworbene, aus Europa und Asien stammende Männer, so ist es bekannt in Aegypten, daß er ebenfalls die Fellahs zum Dienste heranzog. Man kann doch auch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß der ganze Sudan mit eben diesen Truppen erobert wurde. Aber seitdem jene wenigen Ueberbleibsel der abessinischen Armee ihre Kameraden so elendiglich sterben oder nach alttestamentlicher Weise verstümmelt gesehen hatten, bemächtigte sich Aller eine solche Panique, eine solche Demoralisation, daß heute die Soldaten und die Officiere nicht mehr zu verwenden sind. Ja, wir sind auch der festen Ueberzeugung, daß, wenn England von vornherein Abessinier gegen den Mahdi geführt hätte, der Krieg längst zu Ende wäre. Denn dann hätte man den Fanatismus gegen den Fanatismus ausspielen können, das

Kreuz gegen den Halbmond. Und auf wessen Seite der Sieg unter solchen Umständen sich wenden würde, ist unschwer zu sagen.

Auch die Umgegend von Massaua ist keine Wüste, und ein in Hotumlu befindlicher Quell gab Veranlassung, daß Munzinger eine Wasserleitung von da über die steinernen Dämme bis nach der Insel Massaua führte. Da aber die Leitung eine thönerne, keine eiserne war, da überhaupt bis jetzt noch nie eine mohammedanische Regierung irgendwie Unterhaltungskosten für neuerrichtete Bauten oder für sonstige Unternehmungen auszusetzen sich bequemen konnte, so ist natürlich die Wasserleitung schon seit Langem wieder unbrauchbar geworden.

Mitunter kommen die Gewässer von Abessinien mit rasender Geschwindigkeit bis nach Hotumlu, um sich dort in's Meer zu ergießen. Und geschieht dies öfter oder fällt gar in der Ebene am Rothen Meere feuchter Niederschlag vom Himmel, dann wird Durra gepflanzt. Meist jedoch fließt das Wasser unterirdisch, aber so reichlich, daß wenige Fuß tief überall gutes Wasser gefunden wird. In den Vorbergen beginnen die stets rieselnden Bäche und in den Vorbergen entwickelt sich dann auch gleich die üppigste Vegetation.

Daß Massaua sich unter italienischer Herrschaft rasch entwickeln wird, daran ist nicht zu zweifeln. In erster Linie handelt es sich darum, ein gutes Einvernehmen mit Abessinien herzustellen. Wenn die Eifersucht des Negus besiegt ist, wird Italien aus diesem Besitze großer Vortheil erwachsen.

---

3. Kosseir und Sues.

Wir haben schon darauf hingewiesen, wie die Mohammedaner bei Veranlagung ihrer Städte weniger auf die von der Natur gebotenen Vortheile bedacht waren, sondern gewöhnlich den Zufall, meist aber die Religion walten ließen. In der That tritt dies nirgends so deutlich hervor, als bei den Ortschaften am Rothen Meere. Die Städte, welche zur Zeit der Pharaonen, der Griechen und Römer blühten, sind heute meist verlassen, oft wissen wir nicht einmal, an welchem Küstenpunkte wir sie suchen sollen. Die vielbesuchten Häfen Myos-Hormos und Berenike, von welch letzterer

Stadt nach allen Häfen des Rothen Meeres Handel getrieben wurde, sie sind verlassen. Nur Leukos Limen, das heutige Kosseir, hat seine Existenz bewahrt oder vielmehr wiedergewonnen; denn ein blühender Ort zur Zeit der Alten, sank es zu einem Nichts herab, als der Islam sich ausbreitete. Zu der Zeit waren Aidab und Suakim Hauptorte an der afrikanischen Küste. Makrizi sagt uns, daß die Blüthezeit Aidabs von 1058 bis 1264 dauerte und 1360 ganz aufhörte. Die in den Gebirgen hausenden Bedja, wahrscheinlich dasselbe Volk, welches auch Blemmier genannt wurde und welches schon früh den christlichen Glauben angenommen hatte, unterstützten, wie ebenfalls Makrizi mittheilt, die christlichen Kreuzfahrer gegen die aegyptischen und arabischen Muselmanen. Ja Makrizi steht nicht an, den Bedja-Hafen Aidab für den ersten Hafen der Welt zu erklären. Von ihm ist jetzt nichts mehr übrig. Absolut gar nichts!

Unter dem 26. Grad 20 Minuten nördlicher Breite, 34. Grad östlicher Länge von Greenwich gelegen, war Kosseir bis zur Ankunft der Franzosen in Aegypten zu einem miserablen Nest herabgesunken, es bestand nur aus einigen Häusern und Hütten. Aber wegen der Nähe des Nils, welcher nur ca. 150 Kilometer von Kosseir, also vom Rothen Meere entfernt ist, glaubten sie dem Orte eine größere Wichtigkeit beilegen zu müssen. Und so wurde Kosseir während des Feldzuges Bonaparte's mit einer Garnison belegt. Ein Blick auf die Karte genügt in der That, um die Wichtigkeit der Lage Kosseirs hervortreten zu lassen. Es war der französische General Belliard, der von Kenneh am Nil aus nach Kosseir vordrang und während dreier Jahre dort verblieb. Ritter hat daher ganz Recht, wenn er wegen der dem Nil nahen Lage dieses Hafens der Stadt Kosseir eine Weltstellung vindicirt. Und wer weiß, ob es nicht noch einmal wieder zu altem Glanze aufblüht.

In der That erfreute sich Kosseir nach Abzug der Franzosen und nachdem der große Mehemed Ali Neu-Aegypten begründet hatte, eines raschen Aufschwungs. Nicht nur wurde Kosseir Hauptpilgerhafen, sondern namentlich entwickelte es sich dadurch, daß die Engländer es als Abgangs- und Ankunftshafen nach Indien wählten. Kosseir war der Knotenpunkt des sogenannten „Ueberlandweges“ nach Indien. Zweimal monatlich kamen und gingen große Dampfer. Es waren Consulate errichtet, und die sichere,

natürliche Straße zwischen Kenneh und Kosseir (Tempel von Dendera) verlockte zahlreiche Reisende, den Weg zu Land zu machen. Auch die aegyptische Regierung unter Abbas und Said nahm sich der Stadt noch an. Kosseir galt als die einzige „befestigte" Stadt des Pharaonenreiches am Rothen Meere. Das will nun zwar nicht viel sagen, denn bekanntlich hielten die Aegypter Alexandria auch für uneinnehmbar, für mindestens so stark wie Malta und Gibraltar.

Heute, wo Kosseir wieder von Tag zu Tag zu größerer Bedeutungslosigkeit herabsinkt, hat die Stadt wohl kaum mehr als zweitausend Einwohner. Die meisten Bewohner sind Aegypter und Araber aus Hedschas, unter denen etwa hundert Christen sein mögen, koptischer Confession. Die Häuser sind ziemlich gut gebaut aus Steinen und ungebrannten Thonziegeln. Die Straßen sind regelmäßig und verhältnißmäßig reinlich. Am Staden (Staden ist ein gutes deutsches Wort, allerdings nur noch im Elsaß gebräuchlich; es bedeutet Kai) liegt der Palast des Gouverneurs und gleich dahinter das Zollgebäude, sowie ein großes Getreidemagazin der Regierung. Im Nordwesten der Stadt liegt auf einem Hügel die Citadelle, von den Franzosen angelegt, mit wenig erhabenen Bastionen und sechzehn alten, unbrauchbaren Kanonen. Das nennt man in Aegypten eine „befestigte" Stadt!

Kosseir hat Sues weichen müssen. Schon früher als der Canal, als die direct von Kairo nach Sues führende Eisenbahn eröffnet wurde, die nun seit Jahren auch schon wieder eingegangen ist, war das Schicksal des früheren Leukos Hormos entschieden, und mit staunenerregender Schnelligkeit wuchs das alte Arsinoë aus der Asche zu neuem Leben hervor. Nirgends scheint sich das Pulsiren, das Aufleben und Sterben eines Ortes deutlicher zu spiegeln, als in Sues. Wer diese Stadt im Jahre 1868, als der Canal im Vollenden war, gesehen, oder auch einige Jahre vorher, der hatte vor sich das Bild einer Hafenstadt ersten Ranges. Und als dann — das dauerte allerdings nicht einmal ein Jahr — gar die britische Expedition gegen Abessinien von hier aus organisirt wurde, konnte man auf der Rhede von Sues oft mehr Kriegsschiffe sehen, als in Malta oder einem anderen bedeutenden Kriegshafen des britischen Reiches.

Die Gasthöfe, namentlich das wegen seiner vorzüglichen Einrichtung so bekannte Sues-Hotel, waren stets überfüllt und das Kommen und Gehen vom Dampfer auf's Land und umgekehrt derart continuirlich, daß man die Gasthöfe eingerichtet hatte wie die großen Transportdampfer; es gab Zimmer und Verpflegung erster, zweiter und dritter Classe, gerade wie an Bord. In Sues selbst gab es Theater, Concertsäle, Spielhöllen. Ballerinen waren engagirt mit so hohen Gagen, wie man sie an den großen Theatern der Hauptstädte Europas nicht besser bezahlen konnte. Das ganze Leben war großstädtisch zugeschnitten, und doch trug Alles den Anstrich des Provisorischen. Verhältnißmäßig hatte die Stadt ebenso schnell zugenommen wie eine amerikanische Stadt. Und da um die Zeit, abgesehen von den Millionen, welche die Canal-Arbeiten unter die Leute brachten, auch gute Baumwollen-Ernten in Aegypten gewesen waren, sah man thatsächlich die Goldstücke auf den Spieltischen herumrollen, wie einst in Baden, Ems und in anderen Spielbädern.

Aber mit der Vollendung des Canals von Sues hatte die Stadt ihren höchsten Glanzpunkt erreicht. Trotzdem jetzt das Süßwasser im eigenen Canal die Stadt direct erreicht, Gärten und Bäume, Blumen und Grün geschaffen werden konnten, die hölzernen Baraken steinernen Wohnungen Platz machten, auch gerade und breite Straßen angelegt wurden, sank die Einwohnerzahl, welche 1869 auf mehr als 12,000 Seelen angewachsen war, mehr und mehr, und 1881 war Suez nur noch ein Schatten von dem, was es zehn Jahre zuvor gewesen war.

Wenn man aber, wie in den Golddistricten Amerikas oder Süd-Afrikas, 1865 bis 1870 in Sues die öffentlichen Locale nur mit einem Revolver in der Tasche betreten konnte, sogar die Theater nicht unbewaffnet besuchte, so hat seit dem Beginne dieses Jahrzehnts die Stadt einen mehr gesitteten Anstrich angenommen. Ja es soll hier gleich rühmend hervorgehoben werden, daß auch die eingeborene Bevölkerung von Sues zur selben Zeit, als man in Alexandrien mordete und brannte, als in Kairo sämmtliche Europäer angstvoll der Khalifenstadt den Rücken kehrten, sich musterhaft betrug und auch nicht die geringste Ausschreitung während der Zeit vorkam. Unser deutscher Consul hat in dieser so schrecklichen Zeit nie seinen Posten zu verlassen gebraucht.

Geld und Revolver hatten schon seit 1870 aufgehört, in Sues zu herrschen. Im Gegentheile, die Stadt war so ruhig und alltäglich geworden, daß kaum die wenigen Geschäfte noch existiren konnten.

Der Canal, obschon nach der Stadt so benannt hat auf die Entwickelung derselben gar keinen Einfluß gehabt. Um so weniger, als derselbe nicht dicht bei der Stadt mündet, sondern weit östlich davon vorbeigeht und dann in den Busen von Sues ausläuft. Die Eisenbahn hat zwar auch eine Station in Sues, aber die Waaren und selbst die Passagiere, die es wollen, können auch bis zur Canalmündung befördert werden.

Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sich an der Mündung des Sues-Canals eine neue Stadt entwickelt. Hier wohnt der Hafenmeister, hier befinden sich die großen Marine-Anstalten, hier sind die Docks, hier ist ein wirklicher Hafen ausgebaggert mit schönen steinernen Staden, und hier haben sich auch schon die Pioniere der Civilisation — wie der alte Ninive-Botta die Schnapsverkäufer zu nennen pflegte — in mehreren Localen niedergelassen. Ja, am 31. Jannar 1882 wurde mit der Einrichtung einer neuen Schule in diesem Stadttheile, demselben ein neuer Name beigelegt: Port Tewfik. Und obschon Port Tewfik nur ein Theil von Sues ist, zieht sich das europäische Element mehr und mehr dieser Gegend zu.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Klysma der Alten, welches bequemer als Arsinoë und näher am Meere gelegen ist, etwa dort lag, wo heute Port Tewfik ist. Arsinoë hatte schon längst aufgehört zu existiren, als Klysma noch existirte. Klysma blühte noch im sechsten Jahrhundert und wurde erst durch die hereindrängenden Araber zerstört. Nicht aber ging der Name zu Grunde, sie verdrehten ihn nach ihrer Art in Kolzum, benannten danach den ganzen Meerbusen, während derselbe zur Zeit der Römer Sinus Heroopoliticus hieß, nach der etwas nördlich von Arsinoë gelegenen Stadt Heroopolis.

An Einwohnern dürfte Sues, Port Tewfik mit eingerechnet, kaum mehr als 8000 Seelen haben. Vielleicht ist diese Zahl schon zu hoch gegriffen, denn wie in allen Städten Aegyptens kann man der Haremsverhältnisse wegen, nur schätzen. Die eingeborene Bevölkerung hat mehr arabisches Blut in sich, als die

der ägyptischen Nilstädte. Sie ist daher auch heller von Hautfarbe. Die europäische Colonie ist etwa 6—700 Seelen stark. Hauptsächlich besteht sie aus Griechen, Engländern, Maltesern, Italiern und Franzosen. Deutsche und Oesterreicher mögen durch je ein Dutzend Individuen vertreten sein.

An öffentlichen Gebäuden hat die Stadt kein einziges, das nennenswerth wäre. Das Schlößchen, welches der Khedive Ismail außerhalb der Stadt hat errichten lassen, ist hübsch gelegen, aber so klein, daß, als der jetzige Khedive Tewfik im Jahre 1881 zum ersten Male Sues besuchte, er im Hause des Gouverneurs abstieg, wegen Mangels an Raum im ersteren.

In Sues sind ein französisches Hospital, französische Schulen für Knaben und Mädchen unter der Leitung der Väter des heiligen Landes und der Schwestern vom guten Hirten Soeurs du Bon-Pasteur). Eine aegyptische Marineschule ist wieder eingegangen, ebenso die englische Kirche. Eine römische und griechische Kirche blieben jedoch erhalten, und die sieben Moscheen zeugen davon, daß die Mahommedaner genügend ihren religiösen Gefühlen Rechnung tragen können.

Natürlich hat der englisch-sudanische Krieg mit einem Male den Anblick und das Wesen der Stadt verändert. Seit einem Jahre sind in Sues die Gasthöfe überfüllt; aber wie zur Zeit des englisch-abessienischen Krieges, sind es vorzugsweise Engländer, welche in Sues hausen. Und diesmal richten sich die Briten häuslich ein. Man braucht gerade kein Seher zu sein, um vorauszusagen, daß Sues in Bälde die erste Stadt am Rothen Meere sein wird.

Wahrhaft komisch wirkt es daher — siehe darüber die Ausführungen von Mr. Gabriel Charmes im Journal des Débats — wenn man in Frankreich glaubt, an der Seite Englands am Rothen Meere noch Platz nehmen zu können. Von einer großen Unkenntniß der eigenen Geschichte zeugt es, wenn ein Franzose es unternimmt und versucht, seinen Landsleuten zu beweisen, Frankreich sei beliebt in Abessinien. Ist ihnen denn nicht bekannt, daß schon unter Theodor die französischen Abgesandten in Abessinien schimpflicher behandelt wurden, als die englischen? Aber England rächte sich, es unternahm eine Expedition, und das aus diesem Feldzuge stammende Ansehen Großbritanniens dauert am Rothen

Meere und in Abessinien noch immer fort. Frankreich aber that nichts, um sein Ansehen in diesen Gegenden zu festigen. Hat man in Frankreich schon vergessen, daß erst vor zwei Jahren der römische Bischof Monseigneur Touvier mit seiner ganzen Gemeinde aus Abessinien verjagt wurde? Daß der Negus Negesti feierlichst erklärte, er würde nie Anhänger der römischen Kirche in Abessinien dulden! Und da erzählt man dem französischen Volke, Abessinien habe die Protection Frankreichs nachgesucht, um sich gegen Aegypten zu wehren!

Für Frankreich ist es viel zu spät, um irgendwie am Rothen Meere noch eine Rolle neben England spielen zu können. Den einzigen Platz, den die Franzosen in diesen Gegenden unbestreitbar besitzen, Obok, und welchen sie jetzt in aller Eile anfangen, militärisch zu besetzen, liegt gar nicht mehr am Rothen Meere, sondern an der Tadjura-Bucht, außerhalb der Straße von Bab-el-Mandeb. Und eine ebenso große Uebertreibung ist es, wenn Franzosen ihren Landsleuten vorsprechen, Obok habe dieselbe Wichtigkeit wie Aden, ja beherrsche noch besser das Rothe Meer, als die englische Festung. Dem gegenüber steht die Thatsache, daß Aden eine Festung ersten Ranges seit Langem ist, während Obok noch im vergangenen Jahre durch weiter nichts kenntlich war, als durch eine französische Flagge, bewacht von einem Eingeborenen. Von Häusern, von einer Ortschaft ist in Obok aber bis zur Stunde keine Spur. Die hingeschafften Truppen finden Obdach in Zelten, bis Casernen errichtet sind. Der eigentliche Schluß, die Beherrschung des Rothen Meeres, geschieht von der in der Mandeb-Straße gelegenen Perim-Insel aus. Und Perim ist seit 1857 von den Engländern befestigt und besetzt. Perim im Süden, Sues im Norden, was bleibt da für Frankreich? Daß aber die afrikanische Küste des Rothen Meeres, Suakim, Kosseir und Sues für England eine größere Bedeutung hat als Chartum, das sehen wir jetzt schon deutlich genug. Und wenn einmal im Innern Ruhe hergestellt ist, unterliegt es keinem Zweifel, daß England sich daran machen wird, Sues zu befestigen, Kosseir vielleicht auch, und damit hat man dann thatsächlich „das eine Ufer des Rothen Meeres einer civilisirten Macht unterstellt“, so lange, bis einst „die arabische Frage“ neue Gelüste und Complicationen hervorrufen wird.

Klimatisches und Meteorologisches vom Rothen Meere und aus Abessinien.

Nachstehende Angaben, auf meiner jüngsten Reise nach Abessinien gesammelt, dürften für manche Leser von Interesse sein. Sie werden hier so wiedergegeben, wie sie der Zeit nach notirt worden sind:

Am 10. November 1880 beobachtete ich in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch, von 6 Uhr abends bis 4 Uhr morgens, ein ungemein heftiges Gewitter, verbunden mit einem Seebeben. Denn bei mäßig starkem Winde, welcher das Schiff nicht schaukelte, erhielt dasselbe fortwährend Stöße wie von einer elektrischen Batterie und das Rothe Meer befand sich in einer so großen eigenthümlichen Aufregung und Wallung, daß bei der beinahe fortwährend durch elektrische Feuer erleuchteten Atmosphäre das Meer zu kochen schien. Alles war schneeweiß von Schaum und Gischt. Es regnete ununterbrochen. Man vernahm nie ein einzelnes Donnern, sondern sowie überall die leuchtende Elektrizität sich zeigte, hörte man ein ununterbrochenes Donnern. Gegen 11 Uhr Abends machte mich Karl Hubmer aus Graz aufmerksam auf eine ca. 0,1 m lange blaue Flamme, welche den Hauptmast des Schiffes krönte. Die Flamme hielt sich eine gute Viertelstunde und verschwand dann ebenso plötzlich wie sie gekommen war. Etwas später schoß eine 0,5 m dicke Feuersäule dicht bei der Steuerbordseite des Dampfers in die See. Am selben Tage verspürte man Nachmittags in Massaua einen starken Erdstoß, wie Consul Raffray der bekannte Naturhistoriker, Herr Tagliabue und verschiedene Bewohner dieser Stadt mir mittheilten. Am selben Tage fand auch in Agram das so verhängnißvolle Erdbeben statt. Das Seebeben wurde circa 1° nördlich von Dschedda beobachtet.

Daß im Rothen Meere während aller Jahreszeiten fast gleichhohe Wärmegrade herrschen, konnte auch im Winter 1880/81 in Erfahrung gebracht werden. Nördlich von Massaua, in einer Entfernung von circa 120 km, war am 16. November 1880 vor Sonnenaufgang bei + 28° C. Luft die Temperatur des Seewassers + 29°. Im Hafen von Suakim war am 14. November

um 7½ Uhr Vormittags bei 25° Grad Luftwärme das Seewasser 28° warm.

Wie anstrengend für Köche und Heizer eine Fahrt auf dem Rothen Meere ist, wird durch folgende Angaben erhellt. Am 16. November 1880 betrug vor Sonnenaufgang die Temperatur in der Küche + 40°. Am selben Tage um 7 Uhr morgens war im Vorraum zur Maschinentheilung die Luft + 35° warm, näher am Kessel + 45°, und vor dem Heizraum, wo geheizt wurde, + 56°. Wasser und Luft hatten um dieselbe Zeit die gleiche Temperatur von + 29°. Um 9 Uhr Vormittags war aber die Luft schon + 30,5° warm und um die Zeit arbeitete man in der Küche bei + 52°.

Selbst im Winter kann von einer kühlen Temperatur in der südlichen Hälfte des Roten Meeres keine Rede sein. Am 2. December Nachmittags um 1½ war in meinem Zelt eine Hitze von 31°, während draußen ein Schleuderthermometer noch um ½ Grad höher stieg.

Es giebt gutes deutsches Bier in allen Hafenstädten am Roten Meere. Aber was würde ein Münchner dazu sagen, wenn man ihm 26° warmes Bier vorsetzen sollte. Bis auf diesen Grad gelang es uns abends das Bier durch Umwickelung der Flaschen mit nassem Stroh und Exponiren derselben in Zugluft abzukühlen. Man hatte beim Trinken aber doch das Gefühl der Kälte, relativ wenigstens, denn die Luft war abends stets noch 29° oder 30° warm. Das nicht abgekühlte Bier war stets 30° warm.

Das Wasser in den circa 5 Meter tiefen Brunnen dürfte in seiner Wärme die mittlere Temperatur des Jahres abgeben für die Gegend um Massaua. Am 2. December hatte das Wasser des 4,5 m tiefen Brunnen im Chor Mhasi (welcher Fluß durch Mkullu und Hotumlu fließt), dicht bei der evangelischen Mission der Schweden, bei 31° Lufttemperatur um 3 Uhr nachmittags eine Wärme von 34°. Am 9. December nachmittags 4 Uhr maß das Wasser zweier Brunnen in Hotomlu bei 29° Lufttemperatur je 34°. Beide Brunnen waren 5 m tief, und, wie bei dem im Chor Masi, sehr benutzt, so daß also das Wasser beständig durch unterirdischen Zufluß erneuert wurde. Den Brunnen Milhohinna auf dem Gedem Berg, 160 m hoch, fand Dr. Stecker am



11. December 1880 bei einer Lufttemperatur von 30° Celsius um 10½ Uhr vormittags 30° warm.

Es giebt verschiedene heiße Quellen auf der Ebene von Abessinien oder am Fuße des Gebirges. Bei der vulkanischen Natur der Gesteinsmassen ist das Vorkommen von Thermen auch etwas ganz Natürliches. Am 24. December fand ich bei 31° Luftwärme um 4 Uhr Nachmittags die heißen Wasser von Ailet, dort, wo sie aus der Erde kamen, + 59°, 10 m unterhalb — es bildet sich ein Rinnsal — noch + 58°, 10 m noch weiter nach unten + 50°, und nach weiteren 15 m unterhalb + 48°. Bei dieser Temperatur lebten schon Thiere im Wasser und zwar Wasserkäfer (Nepa). Ailet ist berühmt als Heilquelle, es liegt unmittelbar am Fuße des abessinischen Hochlandes. Auf einem der Vorhügel sieht man die Ruinen einer schwedischen Missionsanstalt, traurige Zeugen des abessinisch-ägyptischen Krieges.

Ganz anders gestalten sich die klimatischen Verhältnisse in Abessinien selbst, wo im Norden bei der Durchschnittshöhe von 2000 m sowohl im Winter wie im Sommer stets das köstlichste Gleichgewicht zwischen Kälte und Wärme besteht. Und diese Verhältnisse herrschen in ganz Abessinien, da die Hochebenen nach dem Süden zu an Höhe zunehmen, so daß die südlichsten Hochflächen eine durchschnittliche Höhe von 3000 m haben.

Am 30. December 1880 zeigte nach Ersteigung des Plateaus bei Kasen (circa 2800 m hoch) das Minimalthermometer nur + 1°. Es hatte gereift und an einigen Stellen zeigten Wassertümpel eine dünne Eisschichte. Aber mit Sonnenaufgang ändern sich schnell die Wärmeverhältnisse. So erlangte ich am 4. Januar 1881 auf dem Wege zwischen Addi Saul und Teramne (über 2000 m hoch) Nachmittags mit dem Schleuderthermometer eine Wärme von + 26°, in der darauffolgenden Nacht sank indeß die Temperatur wieder auf — 1° herab.

Am 9. Januar 1881 gelang es mir, durch Messung des Wassers des 3 m tiefen Brunnen Mai Gome im District von Gundet einen vielleicht annähernd richtigen Mittelwerth der Jahrestemperatur für den nördlichen Theil von Abessinien zu bekommen. Das Wasser im Brunnen von Mai Gundel erneuerte sich bei stetem Gebrauch beständig. Die Messung, Nachmittags 3½ Uhr bei + 29° Lufttemperatur vorgenommen, ergab + 24° für Wasser,

gemessen mit Pinselthermometer. Das am selben Tag gemessene Wasser des nur 1 m tiefen Brunnen Mai Lofo bei Addi Dochala ergab Morgens 6 Uhr bei + 6° Luftwärme nur + 18°.

Obschon die eigentliche Regenzeit in Abessinien erst im Juni beginnt und Mitte September vorbei ist, regnet und gewittert es täglich irgendwo in Abessinien. Heute hier, morgen an irgend einer andern Stelle. Und abgesehen von diesen localen, täglichen feuchten Niederschlägen, welche fast immer mit elektrischen Entladungen verbunden sind, findet auf dem östlichen Rande des Hochlandes, aber nur auf dem Abhang, in den Wintermonaten ein so großer Regen täglich statt, daß die Vegetation überall davon beeinflußt wird. Bei den übrigen täglichen, irgendwo statthabenden Gewitterregen im nördlichen Abessinien ist das nicht der Fall.

Am 15. Januar 1881 entluden sich Nachmittags über Adua zwei starke Gewitter mit Regen.

Nach dem Süden gehend, fand ich am 28. Januur 1881 das Wasser des Tselariflusses bei 29° Lufttemperatur 24° warm; aber am folgenden Tag hatte das Flußwasser vor Sonnenaufgang bei 15° Luftwärme nur noch 19°.

Als bei Sokota wiederum eine Höhe von 2200 m erreicht war, zeigte am 31. Januar 1881 das Minimalthermometer nur + 0,5° Wärme.

Die Flüsse liegen und fließen in Abessinien meist tief eingeschnitten. Die Temperatur wird durch die jeweilige Tiefe der Thalsohle natürlich bedeutend beeinflußt. So beobachtete ich am 7. Februar d. J., daß Nachmittags 4 Uhr das Wasser des Takasieh bei 30° Lufttemperatur in der Mitte 27° warm war. Auf dem Rückwege, bedeutend weiter im untern Thalweg des Takaseh,*) fand ich am 31. März um 1 Uhr Nachmittags bei + 35° Lufttemperatur das Wasser + 30° warm. Dort, wo ich das Flußthal überschritt, lag dasselbe 817 m hoch. Das Maximalthermometer erlangte am selben Tag + 37°, während am folgenden Morgen das Minimalthermometer + 19° zeigte.

---

*) Die im Süden wohnenden Amhariner sagen Takasieh, die im Norden wohnenden Tigrenser aber Takaseh. Die Amhariner sprechen auch den Namen ihres großen Sees nicht wie die Tigrenser: Tsana sondern Tana aus.

Das köstlichste Klima herrscht in den Ebenen um den Tana-See, welcher circa 1750 m über dem Ocean gelegen ist. Am 20. Februar fand ich das Wasser dieses großen Süßwasserbeckens um 3 Uhr Nachmittags bei 24° Luftwärme 25°, und am darauffolgenden Tag war bei Sonnenaufgang bei 17° Luftwärme das Wasser 19° warm.

Am 9. März hatte am Jusoflusse, circa 1220 m über dem Meere, das Maximalthermometer 35° und am folgenden Morgen ergab das Minimalthermometer + 11°.

Wieder im Norden von Abessinien angekommen, zeigte am 27. März d. J. bei Dabamatta (Kesadaro) das Minimalthermometer + 6°, und einige Tage später bei Asmara hatte das Minimalthermometer dieselbe Temperatur, während das Maximalthermometer + 26° zeigte. Es war das am 2. April d. J.

Auf dem Abhange des abessinischen Hochgebirges wurde ich in Genda am 5. April noch von einem wolkenbruchartigen Regen, welcher von Norden kam, überschüttet. Mit einem starken Gewitter verbunden, hagelte es auch, und zwar fielen viele walnußgroße Körner. Meist waren die Stücke oblong, viele hatten einen Kern und regelmäßige Ansätze in Kreuzesform, waren also einer Ordensdecoration nicht unähnlich. Wenn man bedenkt, daß Genda in gerader Luftlinie von Massana nicht weiter als 45 km entfernt ist, daß man aber in Massana das Gewitter bei Genda mittelst Wetterleuchten deutlich wahrnahm, aber nicht hörte, so dürfte dies wieder ein Beweis sein, wie wenig weit der Schall des anscheinend auch noch so lauten Donners getragen wird.

Zum Schlusse füge ich noch bei, daß ich am 21. April um 6½ Uhr Morgens, circa 1° nördlich von Massana, das Wasser des Roten Meeres bei + 25° Lufttemperatur + 27,5° warm fand.

Abessinische Klöster und Mönche.

Daß die Abessinier Christen sind, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist die Art ihres Glaubens. Mit Einem Worte läßt sich ihre religiöse Anschauung dahin präcisiren, wenn man sagt, sie gehören der monophysitischen Richtung an, d. h. sie sehen

in der Person des Heilands nur die Eine göttliche Natur. Für diese angebliche Häresie wurden die Anhänger dieses Glaubens 451 auf dem Concil zu Chalcedon aus der Gemeinschaft der übrigen christlichen Kirche ausgestoßen. Treu demselben Glauben sind bis auf diese Stunde nur noch die Kopten Aegyptens geblieben, endlich die Armenier. Auch in Syrien und am Euphrat und Tigris gibt es noch Anhänger des Monophysitismus, aber nur vereinzelte Gemeinden. Im Zusammenhang blieben aber die Abessinier nur mit den koptischen Egyptern. Mit den übrigen Monophysiten verknüpft sie kein Band.

Heute lächeln wir über derartige Streitigkeiten, welche auf den ersten Concilen debattirt wurden, und wundern uns, wie vernünftige Leute darüber sich entzweien konnten, „ob der Leib Christi verwesbar sei oder nicht". Aber wir haben, wenn wir aufrichtig sein wollen, gar nicht einmal Ursache, uns zu verwundern, denn nach tausend Jahren — und so lange ist es ja ungefähr her, daß man über derartige urkomische Dogmen disputirte — werden unsere Nachkommen sich noch viel mehr wundern, wie man im Zeitalter der Electricität und des Dampfes über die Unfehlbarkeit eines Menschen, die Wunder von verstorbenen Menschen und die Verketzerung Andersdenkender ernsthaft hat discutiren können. Unsere Nachkommen könnten dann vielleicht in Versuchung kommen, zu glauben, seit zweitausend Jahren sei ein großer Theil der Menschheit von einer Art religiösen Wahnsinns befallen gewesen.

Wenn es richtig ist, daß diejenigen Christen die „besten" sind, welche den festesten Bibelglauben haben, dann haben die Abessinier jedenfalls Anspruch auf dieses Epitheton. Sie glauben Alles, was in der Bibel steht, was in beiden Testamenten enthalten ist. Sie gehen also entschieden weiter in dieser Beziehung als Griechen, Römer und Protestanten, denn diese glauben nicht Alles, was in der Bibel steht, sondern nur das, was den Griechen der Heilige Synod, den Römern der Papst (oder die Kirche), den Protestanten der Pastor, das Consistorium oder welche Behörde Geltung hat, zu glauben gebietet. Man glaubt also mit Auswahl.

Nicht so die Abessinier. Also abgesehen davon, daß sie Wort für Wort, und ohne zu deuteln, Alles glauben, was in der Bibel steht, haben sie ihre eigenen Ueberlieferungen, uralte und durch Jahrhunderte, ja oft durch Jahrtausende geheiligte (aus

der mosaischen Religion stammend, welche vor der christlichen die herrschende in Abessinien war), und welche bei ihnen für ebenso wahr, oft noch für wahrer gehalten werden, als die Worte der Bibel. Dies findet man besonders in Bezug auf die Klöster und deren Kirchen. Die sich daran knüpfenden Legenden sind manchmal (für uns) geradezu unglaublich, werden aber gerade deshalb dort desto eifriger geglaubt.

Es sei mir gestattet, deshalb hier das Bisenkloster vorzuführen. Schon deswegen, weil es Jedermann, der Geld, Zeit und Lust, es zu besuchen, hat, offen steht, denn das Bisenkloster ist von Deutschland aus, wenn gerade die Dampferverbindung klappt, in spätestens zwanzig Tagen zu erreichen.

Das Bisenkloster liegt von Massaua südöstlich, etwa vierzig Kilometer in gerader Luftlinie entfernt. Man sieht den hohen Bisenberg von Massaua aus, das darauf liegende Kloster aber nicht. Wenn man aber von Abessinien kommt und nach dem Rothen Meere reisen will, dann erblickt man, sobald man anfängt, vom eigentlichen Hochlande herabzusteigen, auf dem Wege von Asmara nach Massaua gerade vor sich auf schön bewaldetem Berge ein großes, weithin leuchtendes Kreuz. Dies schmückt die Kirche des Klosters von Bisen. Nichts überraschender und schöner, als dies einsam und weithin strahlende Symbol des Christenthums! Denn nirgends eine Stadt, nirgends ein auch noch so kleiner Ort, nirgends eine menschliche Besiedelung. Nur hier: ein vor uns aus tiefdunklem Wald einsam hervorblitzendes goldenes Kreuz, denn auch von der Kirche und von den Klostergebäuden erblickt man nichts. Im Hintergrunde das silberne Meer.

Das in Abessinien so berühmte Bisenkloster ist eines der ältesten des Landes. Es dürfte eben so alt sein, wie die bekannteren Klöster von Debra-Damo, Tekla-Haymanot und Lalibala. Von Bisen erzählt man, dem Abuna Philippos, berühmt durch seine Heiligkeit und begabt mit der Gabe der Weissagung — warum haben heute blos die Spiritisten diese herrliche Eigenschaft? — welche Kraft ihm direct von Gott war verliehen worden, erschien eines Tages in einem Augenblick der Ekstase der Heiland, welcher ihm sodann befahl, dort ein Kloster zu gründen, wo er ein goldenes Stäbchen schwebend erblicken würde. Der heilige Mann machte sich auf die Suche, und da, wo heute das

Kloster Bisen liegt, schwebte in der That die goldene Ruthe. Die erste ausführliche Beschreibung des Klosters seitens eines Europäers giebt Francesco Alvares. Aber auch der französische Reisende Poncet berichtet davon und will sogar die Gerte, als er Bisen passirte, noch gesehen haben. Dieser Arzt fand dort, so erzählt uns pag. 194 Combes und Tamisier im IV. Bande, einen Greis von siebzig Jahren, welcher seit sieben Jahren von nichts Anderem lebte, als von wilden Olivenblättern. Poncet bemerkte sodann die berühmte goldene Ruthe, welche durch ein Wunder in der Luft schwebend erhalten wurde. Er umfuhr in der Luft mit seinem Stocke die Gerte von oben, von unten, von allen Seiten und konnte sich endlich vergewissern, daß sie nach keiner Seite hin Verbindung hatte. Als aber der französische Gelehrte darüber an den Hof von Louis XIV. berichtete, wo inzwischen die Galanterie durch die Bigotterie der Frau v. Maintenon und des P. Lachaise verdrängt war, kam er schlecht an. Man bezichtigte ihn der Lüge und Betrügerei, aber blos deshalb, weil ein solches Wunder bei „Ketzern" nicht vorkommen könne. Hätte es sich in Lourdes oder Kevelaer ereignet, hätte man es geglaubt. Francesco Alvares erzählt, daß die Regeln und Vorschriften für die Mönche so streng seien, daß Frauen und Jungfrauen nie den Bereich eines Mönchsklosters betreten durften, ja, nicht einmal weibliche Thiere, wie Stuten, Hennen ꝛc., wurden zugelassen. „Aber", fügte der portugiesische Geistliche sarkastisch hinzu: „Die vielen herumlungernden Knaben und jungen Mönche nannten nicht nur, sondern bezeichneten auch die älteren als ihre Väter, und so verwunderten wir uns, daß man in Bisen ohne Zuthun des weiblichen Elementes Kinder zeugen konnte."

Die abessinischen Mönche wohnen nicht in einem einzigen Klostergebäude, wie das von der römischen Kirche vorgeschrieben ist, sondern jeder hat seine eigene Hütte, und manchmal umgeben diese in so großer Zahl die Klosterkirche, daß man von einem Dorfe, von einer Ortschaft reden kann. Die Vorschriften für die sich dem Mönchthume Weihenden sind sehr streng, obschon Ausschreitungen genug vorkommen sollen. Nicht nur müssen die vorgeschriebenen Fasttage aufs Strengste innegehalten werden, sondern viele Mönche finden es besonders verdienstlich, sich jeden Genusses thierischer Substanzen während ihres ganzen Lebens zu enthalten.

Dazu gehören natürlich Butter, Milch, Eier, Fische, welche die römische Kirche zu essen erlaubt in den Fasten. Nicht nur müssen Nachts die bestimmten religiösen Exercitien in der Kirche absolvirt werden, sondern die Meisten glauben ein besonders gutes Werk zu thun, auch bei Tage so viele Gebete wie möglich mechanisch zu recitiren; einen gewissen Psalm so und so viel tausendmal abzulesen oder die Perlen des Rosenkranzes so und so vielmal durch die Finger gleiten zu lassen, und was sonst für vorsintfluthliche Religions-Uebungen anzustellen. Je absonderlicher, je verdienstvoller; je anstrengender für den Körper, um so gottgefälliger; und daß man heute in Abessinien auch noch Flagellanten findet, wem dürfte das auffallen?

Die Tracht der abessinischen Mönche, also auch die der Mönche von Bisen, ist so einfach wie möglich. Ein gelbliches Hemd aus grober Baumwolle oder Leder, eine ähnliche Hose, welche eng anliegend bis auf die Knöchel herabfällt. Im Winter darüber ein brauner lederner Burnus. Auf dem Kopfe ein gelbes Mützchen, welches bei den Vorstehern (Aebten, Prioren) der Klöster durch einen möglichst hohen Turban ersetzt wird. So sieht ein abessinischer Mönch aus. Wie die abessinische Geistlichkeit überhaupt einen Fliegenwedel, der aus einem buntgefärbten Ende eines Kuhschweifes besteht, als unerläßliche Beigabe ihrer Würde betrachtet, so sieht man auch die Mönche nie ohne sie. An dem Gürtel, der aus einem groben Strick zusammengedreht ist, hängt ein Gebetbuch in einem Futteral, manchmal auch zwei, sodann der Rosenkranz, wenn er nicht gebraucht wird, und sehr häufig auch eine Geißel aus Rhinoceroshaut. Die Andachtskrücke läßt der Mönch nie von der Seite. Eine Andachtskrücke? fragt der erstaunte Leser. Nun ja. Während der religiösen Turnübungen, namentlich während der Exercitien Nachts in der Kirche, dürfen die Mönche und die Geistlichen sich nicht setzen. Gegen die Ermüdung haben sie wirkliche Krücken in Gebrauch, auf welche sie sich stützen, und diese Krücken verleihen Mönchen und Nonnen einen wundervoll heiligen Nimbus.

Die Nonnenklöster sind ganz ebenso organisirt. Auch die Nonnen wohnen nicht in einem gemeinsamen Gebäude, sondern jede einzeln für sich. Junge Nonnen gibt es in Abessinien nicht; die meisten legen das Gelübde der Enthaltsamkeit und der Keusch-

heit erst ab, wenn sie schon im reiferen Alter stehen. Damit soll nicht behauptet werden, wie andere Reisende das gethan haben, sie hätten vorher schon alle irdischen Freuden sattsam genossen. Auch die Tracht der Nonnen ist ähnlich und Gelb auch bei ihnen die Lieblingsfarbe; ja die Priorin eines Nonnenklosters verschmäht es nicht, sich auch mit einem Turban das Haupt zu bedecken, und daß bei ihnen die Andachtskrücke nicht fehlt, kann man sich denken.

Was nun den Charakter und die Moralität der Mönche und Nonnen anbetrifft, so gibt es wie bei uns gute und schlechte Menschen. Wie bei uns habe ich keine besonders Gottbegnadete bemerken können. Percentlich liefert sicher die abessinische Geistlichkeit ebenso viele schlechte Menschen, wie die europäische. Im Lande selbst, obschon die Geistlichkeit noch einen viel größeren Einfluß hat als bei uns in Europa, ist man nicht gut darauf zu sprechen. Namentlich übel berüchtigt sind die abessinischen Klosterbewohner. Besonders schlecht werden sie beurtheilt von ihren europäischen Collegen, sowohl von den katholischen, wie von den protestantischen Missionären. Ich selbst maße mir kein Urtheil darüber an. Schon deswegen nicht, weil ich weder des Ghees noch der neueren abessinischen Sprachen mächtig bin. Aber das soll nicht verschwiegen werden, daß die beiden Mönche, welche während längerer Zeit in meinem Dienste standen, trotz ihres vielen Betens und trotz ihrer eifrigen religiösen Uebungen durchaus brave, gute und zuverlässige Menschen waren. Und auch das soll nicht verschwiegen werden, daß das Christenthum in Abessinien veredelnd gewirkt hat. Vornehmlich durch die Kunst. Hiedurch und durch die Stellung der Frau unterscheiden sich die Abessinier vortheilhaft von den benachbarten Mohammedanern und Heiden.

Bäder in Abessinien.

Daß der dunkle Continent, wo die vulcanische Natur der Gesteinsmassen in großer Menge vertreten ist, reichlich mit heilbringenden Bädern aller Art gesegnet ist, darf uns nicht wundern. Manche der afrikanischen Heilquellen sind seit dem höchsten Alter-

thum nicht nur bekannt, sondern auch im Gebrauche. Ich nenne nur die Aquae calidae, auch Aquae schlechtweg genannt, einen besuchten Badeort im Alterthum, später von den Eingeborenen unter dem Namen Hammam-Riva benützt, und dicht bei dem reizenden Städtchen Milianah in Algerien gelegen, neuerdings auch von französischen Kranken gebraucht. Oder die Königinnenbäder, Hammam-es-Sultana, bei Oran. Oder das Jussuff-Bad bei Fes. Bekannter als alle diese ist das Bad von Heluan, wieder eingerichtet durch den leider zu früh verstorbenen Dr. Reil. Keiner der tausend Reisenden, welche alljährlich Kairo besuchen, versäumt es, nach dem nahen Heluan zu gehen. Die Quellen von Heluan sollen ebenso wirksam sein, wie die von Aachen.

Oft genug, ohne dessen benöthigt zu sein, habe ich in Afrika tagelang eine Cur mit Schwefelwasser durchmachen müssen, welches derartig schwefelhaltig war, daß man glauben konnte, im Warmwasser aufgelöste faule Eier zu trinken, um bald darauf einer anderen Cur zwangsweise unterworfen zu werden, welche noch unangenehmer war, wenn das hätte sein können: das Wasser des Brunnens oder des Quells war stark bittersalzhaltig.

Daß auch Abessinien, welches Land man ja im großen Ganzen als vulcanisch bezeichnen kann, keinen Mangel an Bädern und Heilquellen aller Art hat, versteht sich eigentlich von selbst. Kalte, heiße, mineralische Bäder, alle sind hier vertreten.

Natürlich üben die heißen Bäder auf die eingeborene Bevölkerung die größte Anziehungskraft aus. Hier fühlen sie äußerlich schneller die Wirkung, und ganz heiße Quellen, wie die von Ailet, kündigen sich ja schon von Weitem durch die aufsteigenden sichtbaren Dämpfe an. Ja, bei dieser Quelle ist auf weitem Umkreis das ganze Erdreich derart erhitzt, daß sich die allgemein baarfuß gehenden Abessinier und andere an der Küste oder in den Gehängen der Gebirge hausenden Stämme hier der Sandalen bedienen müssen. Da, wo das Wasser aus dem Boden hervorsprudelt, hat dasselbe die hohe Temperatur von + 59 Grad Celsius. Von einer eigentlichen Einrichtung ist natürlich keine Spur. Höchstens kann man die etwas erweiterten Löcher im Bette des heißen Baches als solche bezeichnen. Aus dem ziemlich stark hervorquellenden Sprudel fließt nämlich das heiße Wasser zu Thal und hat noch 30 Meter unterhalb die immerhin bemerkbare Temperatur

von + 48 Grad Celsius; noch weiter nach abwärts hat man im sandigen Flußbette nun die meisten und größten Löcher ausgewühlt, und darin hocken stundenlang, oft während eines ganzen Tages, Einzelne, manchmal auch Mehrere zugleich, Männer und Frauen, Greise und Kinder, bunt durcheinander. Und unglaublich ist es, welch große Hitzegrade die Eingeborenen ertragen können, wie ja überhaupt die Haut aller Afrikaner, der Weißen sowohl wie der Schwarzen, viel widerstandsfähiger gegen äußere Einflüsse, namentlich Temperatur-Unterschiede, ist, als die Haut der durch ihre Bekleidung so verzärtelten Europäer. Ein Europäer würde bei einer Temperatur von — 5 Grad sicherlich im Freien nicht in der dünnen, oft schleierartigen Kleidung der Eingeborenen Afrikas campiren können. Oft genug sieht man aber bei einer solchen Kälte, ohne daß sie Schaden nehmen, Araber, Berber, Tebu, Tuareg oder auch Neger Central-Afrikas manche Nacht im Freien auf bloßer Erde schlafen, ohne weitere Bedeckung zu haben, als die gewöhnliche spärliche, und häufig genug ohne Feuer.

Von irgend anderen zu beobachtenden Verhaltungsmaßregeln ist in diesem Bade keine Spur, Aerzte fehlen hier. Auch wird das Wasser, methodisch wenigstens, nicht getrunken. Daß aber einst im Bade von Ailet bessere Zeiten waren, beweisen die noch vorhandenen und gut erhaltenen Ruinen einer schwedischen Mission. Erst unter der Regierung des Königs Johannes, während des ägyptisch-abessinischen Krieges, wurden die braven schwedischen Missionäre vertrieben, ihre hübsch angelegten, das ganze Bad beherrschenden Gebäude zerstört. Das Gebiet von Ailet ist aber augenblicklich vogelfrei. Heute treiben hier ägyptische Baschibozuks ihr Wesen, morgen kommen Räuberbanden und übermorgen vielleicht eine abessinische Soldateska, um zu plündern. Traurige Zustände, hervorgerufen durch den noch nicht geschlichteten Streit zwischen Abessinien und Aegypten.

Abgesehen von vielen anderen Bädern, hat Abessinien ein viel besuchteres, und weil in Abessinien selbst gelegen, ein solches Bad, welches fast zu allen Zeiten in Sicherheit von den Leidenden besucht werden kann. Es ist dies das Bad von Dabamatta, eines der berühmtesten in Abessinien. Zwar habe ich, auf der Durchreise, nicht ergründen können, worin eigentlich die Heilkraft des Wassers besteht, es auch nachträglich nicht untersuchen lassen

können, da mit Wasser gefüllte Flaschen — wie das ja leider so oft vorkommt — zerbrachen, andererseits aber die Temperatur nichts Abweichendes zeigte, auch der Geschmack des Wassers keine mineralischen Beimengungen erkennen ließ. Aber die große Menge der Leidenden, die für Abessinien opulente Einrichtung, dürften dies Bad einer näheren Beschreibung wohl würdig machen.

Wenn man von der nördlichsten Provinz Abessiniens, Bogos, nach der Hauptstadt Tigres, Adna, oder umgekehrt reisen will, dann erblickt man von einem Punkte wie vom anderen vor sich einen hoch in die Lüfte ragenden, scharf gezackten Gebirgsstock, Wegweiser und Wahrzeichen, genau auf halbem Wege zwischen Tigre und Bogos gelegen. Das ist der Dabamatta, irrthümlich auf den Karten gewöhnlich Kesadaro-Berg, nach dem am Ostgehänge dieses Berges gelegenen Dorfe so genannt. Dabamatta welches aus Edda-Aba-Matta zusammengezogen ist, und Haus des Aba Matta oder Vater Matta heißt, war Stätte eines einst weit und breit verehrten Einsiedlers, eben dieses Matta.

Matta war bei seinen Lebzeiten schon berühmt als einer der ersten Wunderthäter nicht nur, denn er heilte Blinde, Lahme, Taube, sondern auch seine gewöhnliche ärztliche Thätigkeit hatte ihm einen so großen Ruf eingetragen, daß er Zuspruch bekam von den entferntesten Theilen des weiten äthiopischen Reiches. Selbst Mohammedaner und Falascha (abessinische Juden) scheuten sich nicht, sich bei ihm in die Cur zu begeben, obschon es den Angehörigen beider Religionen in Abessinien strengstens untersagt ist, irgend welche Gemeinsamkeit mit einem Mitgliede einer andern Religion zu haben.

Aba oder Vater Matta starb, und o Wunder! die Heilkraft, welche dieser fromme Mann besessen hatte, theilte sich nun einem am Ostabhange des Berges entspringenden Bache mit. Daß diesem ebenfalls der Name Daba Matta gegeben wurde, versteht sich von selbst, und bald war der Ruf des Bades Daba Matta eben so fest begründet, wie der des Einsiedlers, und bis auf die heutige Stunde hat sich derselbe erhalten.

Das Reizend-Geheimnißvolle der Gegend hat nicht wenig dazu beigetragen, diesen Ruf zu festigen. Durch eine Wiese sich unscheinbar hinschlängelnd, erreicht der Bach bald darauf einen steil abstürzenden Abfall, wahrscheinlich eine natürliche Spalte der

Felsmasse. Aus kalkigem Gestein stammend, hat das Wasser über den Trachyt-Abhang eine mehr oder weniger dicke Kalkschichte abgelagert und an passenden Stellen die seltsamsten Stalaktiten geschaffen. So unscheinbar das Rinnsal ist beim gewöhnlichen Wetter, so verwandelt sich dasselbe aber oft genug nach einem Tropenregen zu einem wild rauschenden donnernden Gießbache, der steil beim Absatz mehr als 20 Meter in die Tiefe stürzt. Kronen riesiger tausendjähriger Sykomoren und Tamarinden schneiden gerade mit dem oberen Gehänge des Bodens ab, obschon sie tief unten im geheimnißvollen Grunde wurzeln, aber auch oben entbehrt man nicht des köstlichsten Schattens weit und dicht verzweigter Bäume.

Die eigentlichen Badelöcher, hier nicht wie bei den heißen Bädern von Ailet im Sande, sondern in Stein, befinden sich etwas unterhalb des rauschenden Wasserfalles. Größere und kleinere, für mehrere und für einzelne Individuen berechnet.

Das Wasser hat gewöhnliche Temperatur, scheint aber doch mineralische Bestandtheile zu besitzen, welche heilkräftig wirken. Oder sollte die Heilkraft im Glauben liegen? Denn nach der Verschiedenartigkeit der Kranken und Krankheiten zu urtheilen, müßte das Wasser von Daba Matta wirklich wie ein Universalmittel wirken. Wie groß und weitverbreitet der Ruf desselben ist, erhellt aber am besten daraus, daß jahraus jahrein mehrere Aerzte sich hier befinden, von denen einer einen Weltruf — natürlich nicht über die Grenzen Abessiniens hinaus — besitzt.

Von Haus aus sind die Aerzte in Abessinien Priester. Solche Aeskulape, welche nicht Priester sind, bezeichnet man als Pfuscher und Quacksalber. Der Ruhm der Priester-Aerzte von Daba Matta, sowie die wunderthätige Heilkraft des Wassers wird noch dadurch erhöht, daß sich unterhalb des Wasserfalles eine große Grotte befindet, welche man als Kirche eingerichtet hat und in welcher die zahlreichen Tropfsteinbildungen, Stalaktiten und Stalagmiten nicht wenig dazu beigetragen haben, den Charakter derselben mystisch und wundervoll zu gestalten.

Die Patienten verharrten mindestens einen halben Tag im Wasser, meistens aber blieben sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in den Wasserlöchern; aber die Thätigkeit der Aerzte beschränkte sich keineswegs blos auf das Verordnen von Bädern,

sondern auch viele andere Mittel kamen in Anwendung. Hier wurde ein Amulet geschrieben, dort ein geweihter Rosenkranz verkauft. Hier wurde einer angespuckt, dort Einer mit Wasser, welches angeblich vom Jordan oder von Jerusalem stammte, bestrichen. Manchmal kamen auch Mittel in Anwendung, denen wir ebenfalls den Namen Arzenei beilegen würden.

Selbstverständlich lockte eine so große Zahl von Menschen, die als Leidende sich dort aufhielten, hinwiederum eine große Menge Leute herbei, welche gekommen waren, um von den Curgästen zu profitiren. Und wohl nur dem Umstande, daß die meisten Patienten ihre Lebensmittel selbst mitzubringen pflegen und mit irgend einer aus Baumzweigen errichteten Hütte als Wohnung fürlieb nehmen, ist es zuzuschreiben, daß sich hier nicht schon ein größerer Ort herausbildete. Denn die Höftungen, in welchen die Priester-Aerzte wohnten, vereinzelte Hütten, welche immer bewohnt zu sein schienen, berechtigten kaum dazu, von einer Ortschaft, von einem Dorfe zu reden.

Aber allerhand fliegende Händler hatten sich eingefunden. Hier wurde Honigwein oder Tetsch verkauft, dort das abscheulich saure Bier. Hier wurden Brote oder vielmehr Fladen auf eiserner Platte fertig gebacken, hier brodelte in einem Topfe eine durch Pfeffer noch heißere Suppe als durchs Feuer. Auch Kramsachen konnte man kaufen, und daß Musik nicht fehlte, versteht sich bei einem so gesangslustigen Volke, wie es die Abessinier sind, von selbst. Kurz, es fehlte eigentlich nichts, um Daba Matta mit Wiesbaden, Karlsbad, Baden und anderen berühmten Heilquellen Europas auf gleiche Stufe zu stellen, denn auch getanzt wurde Abends und manchmal bis tief in die Nacht hinein. Ja, wenn es nicht etwas abgelegen wäre und man nicht manchmal fürchten müßte, wegen Rauchens einer Cigarette mit Lippen- oder Nasenabschneiden bestraft zu werden — wer weiß, ob nicht ein Roulette- oder Pharaotisch dort errichtet werden könnte. Denn wenn auch das Rauchen streng verboten ist, alles Kartenspielen ist erlaubt.

Die axumitischen Stelen.

Je weiter nach dem Süden zu, desto spärlicher werden in Afrika die steinernen Andenken, welche Aegypter, Phönizier, Griechen und Römer hinterlassen haben. Das ist auch ganz natürlich. In Europa ist es umgekehrt. Das Hauptarbeitsfeld dieser vier Culturvölker des Alterthums beschränkte sich auf die das Mittelmeer umsäumenden Länder. Während man aber ganz im Norden von Afrika auf Schritt und Tritt auf Ruinen von Monumentalbauten, auf Reste von Villen, von ganzen Städten, auf Meilensteine, auf Grabdenkmäler stößt, fand man solche im Süden vom großen Atlas wenigstens bis jetzt nicht vor. Erst in Tripolitanien, sehen wir, wie die Alten von dort auch in die Wüste drangen, und daß sie nilaufwärts zogen, ist deutlich genug aus den später aufgeführten Denkmälern zu erkennen. Gerade weil im Norden von Afrika keine direkt ins Innere führenden Wasserstraßen vorhanden sind, im Gegentheil die Sahara in jener Zeit noch viel mehr Hinderniß war als heute, können wir hinlängliche Gründe erkennen, weshalb die Alten sich kaum einige hundert Kilometer von der Küste des Mittelmeeres entfernten. Der Nil, die einzige Wasserstraße, führte sie weit nach dem Innern, die parallel damit laufende breite Erythräische Straße leitete die Alten ebenfalls nach dem Süden, so daß wir mit Bestimmtheit jetzt wissen, daß sie bis Rhapta gekommen sind, das etwas südlich vom Aequator gelegen ist.

Am Erythräischen Meere, das erkennt man durch einen Blick auf die Karte, bildet die Bucht von Adulis einen der besten Ankerplätze. Nicht nur die Alten hatten hier das wichtige Emporium Adulis, sondern auch in neuester Zeit benutzten die Engländer diese Bucht, um in Sicherheit, von allen Seiten durch Berge gegen Stürme geschützt, ihre große Flotte zu verankern und die Ruinen der alten griechisch-ptolemäischen Handelsstadt als Basis im Feldzug gegen den Herrscher von Aethiopien zu benutzen.

Weit in das Innere wurde aber auch von den Alten an dieser Stelle nicht vorgedrungen, denn Axum dürfte wohl der Punkt sein, welcher, im Binnenlande gelegen, fast als tiefster bezeichnet werden kann, wo Culturspuren aus der vorchristlichen Zeit

übrig geblieben sind. Lalibala liegt weiter im Innern, aber die dortigen Bauten sind wohl alle aus christlicher Zeit. Vorläufig wenigstens; denn keineswegs ist es ausgeschlossen, daß bei genauerer Untersuchung nicht nur in Lalibala, sondern auch noch an anderen Orten in Abessinien Steine oder Denkmäler mit griechischer oder mit griechischer und amharischer (geez) Inschrift gefunden werden, wie jenes von Valentia-Salt copirte axumitische Monument, welches auf der einen Seite eine griechische, auf der andern Seite eine allerdings ganz unlesbar gewordene Geez-Inschrift trägt,

Dieses Denkmal sowohl, wie das adulitische*) sind so häufig besprochen und beschrieben worden, daß wir hier nicht weiter darauf eingehen, sondern nur die Obelisken oder Stelen einer näheren Betrachtung unterwerfen wollen. Ich möchte diese zum Theil sehr hohen und zum Theil sorgfältig behauenen Steine eher mit dem Namen „Stelen" belegen, weil sie an der Basis nicht viereckig, sondern länglich-viereckig sind. Doch man kann das halten wie man will. Vor Allem soll aber gewarnt werden vor übertriebenen Vorstellungen. Besonders der Beschreibung Salts darf man in

*) Zu verwundern ist nur, daß man während der britischen Expedition nicht ernstlichere Nachgrabungen gemacht hat, um den Thronsessel und die Platte, welche die bekannten Inschriften trugen und die von Kosmas Indicopleustes bei Adulis abgeschrieben wurden, wieder aufzufinden. Zu bedauern ist dies um so mehr, als Kapitän Goodfellow während der kurzen Zeit seiner Nachgrabungen nicht nur (v. „Record of the expedition to Abyssinia" p. 399, Band II) die Fundamente eines Tempels bloßlegte, sondern auch andere Antiquitäten von großem Interesse auffand. So viel ich mich erinnere, wurde aber nach den adulitischen Inschriften gar nicht gesucht. Ebenso bedauerlich ist es, daß der große Stein mit der von Valentia-Salt zuerst copirten Inschrift in Axum, der doch so wichtige und alte Aufschlüsse über Abessinien giebt, noch nicht vom Untergange gerettet ist. Denn wenn auch im Allgemeinen gegen das Wegschleppen von Denkmälern und anderen antiken Gegenständen entschieden Protest eingelegt werden muß, so ist andererseits nicht zu leugnen, daß dadurch mancher Gegenstand vom Untergang gerettet worden ist. Und in Abessinien, wo Alles von der Laune eines Einzigen abhängt, ist die Sache um so bedenklicher. Man wende nicht ein, daß, da der Stein mindestens 1500 Jahre an seiner Stelle gelegen, er auch noch längere Zeit liegen könne, sondern bedenke, daß die amharische (oder Geez-) Schrift an der einen Seite schon derart von der Witterung verwischt ist, daß man nur noch erkennen kann, daß eine Schrift hineingemeißelt war. Zu lesen ist dieselbe aber absolut nicht mehr. Wie Dillmann meint, wäre die Vermuthung, als ob die abessinische Inschrift mit der griechischen nicht gleichlautend sei, ohne Grund.

dieser Beziehung keinen Glauben schenken; denn jedenfalls ist es übertrieben, wenn dieser Reisende S. 405 in seiner „Voyage to Abyssinia“ sagt, „daß er nach einem Vergleich mit anderen ähnlichen ägyptischen, griechischen und römischen Werken dies für das bewunderungswürdigste und vollendetste Denkmal dieser Art halte“.

Die älteste Beschreibung der Stelen von Axum finden wir bei F. Alvares. In seinem 1566 in Eisleben bei Heller erschienenen (übersetzten) Werke enthält S. 160 in dem „von den Gebewen zu Charuma“ handelnden Kapitel folgendes:

„Darunter (vorher gab er eine Beschreibung der anderen Monumente Axums) stehnt fürnemlich noch ein ander ganzes stück oder Pyramis, welcher auff einem andern stein stehnt, der ausgearbeitet ist wie ein Altarstein, gleich als ob er darein gezapfft oder gestiftet were, des höhe ist sechs und sechzig ellen oder braccia und hat sechs ellen oder braccia in die lenge und drey solcher ellen in die breyte durchaus gar lüsig ausgehawen und mit gewelten Fenstern vom Fus bis an die Spitzen hinauff durchlöchert, also das er immer ein Fenster ober dem andern hat, bis zu ende desselben steins, do spitzt es sich zusammen und ist zu alleröberst geformieret wie ein halber mond, darinnen sind gegen dem Mittag fünf negel oder zapfen; ongefehrlich einer spannen herab scheinet es wie verstockt blut, welches von dem rost kommen mag, den der Regen herab pfleget zu waschen und zu flößen“ rc. rc.

Es darf uns nicht stören, daß Alvares von einer Pyramis redet. Vielleicht ist das Wort durch die Schuld des Uebersetzers entstanden. Aber diese, sowie die spätere Beschreibung sind hinlänglich genau, nur muß man im Auge behalten, daß die Fenster und Thüren, von denen Alvares spricht, angedeutet oder in Relief gearbeitet sind, nicht aber in Wirklichkeit bestehen. Während aber Pater Lobo die Stelen Axums als mit Hieroglyphen bedeckt beschreibt, wird dies schon in bestimmtester Weise von Bruce als unrichtig nachgewiesen. Auch ist Bruce der Erste, dem das an der skulptirten Thüre so eigenthümlich in Stein gemeißelte Schloß auffällt, wenn auch seine Behauptung, daß man sich derartiger Verschlüsse weder in Aegypten noch in Palästina bediene, keineswegs den Gedanken wachrufen darf, als ob sie in anderen Ländern nicht gebräuchlich seien. Im Gegentheil. Denn nicht nur in Marokko und den anderen Berberstaaten, in allen Oasen der Sahara, in

den centralafrikanischen Ländern, wie Bornu, Sokoto, an den Küsten des Golfs von Guinea, sondern selbst in Abessinien sind derartige Schlösser bis auf den heutigen Tag in Gebrauch, ganz ebenso wie das an der Stele aus Stein gemeißelte.

Aber irrthümlich ist es, wenn Bruce Band V, S. 267 seines ins Französische übersetzten Werkes sagt, „man bemerke auf der Frontseite der Obelisken viele gothische Skulpturen, wie Metopen und Triglyphen, alle ohne Ordnung und hart ausgeführt“ (durement travaillé). Abgesehen davon, daß in dem ausgesprochenen Gedanken ein Widerspruch liegt, denn in der wirklich guten Gothik kommen Triglyphen und Metopen nicht in Anwendung, sind solche an den Obelisken oder Stelen überhaupt nicht vorhanden, sondern die vordere und die beiden Seitenflächen — die hintere Seite ist ohne jede Skulptur — tragen viereckige Felder mit in Hautrelief ausgehauenen Fenstern. Die Zeichnungen oder Abbildungen, welche vorliegen von Bruce, Salt, Rüppel, Heuglin u. A., weichen derart von einander ab, daß man glauben könnte, jedesmal ein verschiedenes Bildwerk vor sich zu sehen. Ebenso verschieden lassen sich die meisten Reisenden über das beim Obelisken zur Verwendung gekommene Material aus. Während Rüppel von einem einzigen Lavablock spricht, Bruce ihn als einen Granitblock hinstellt, Salt ebenfalls von einem einzigen Granitblock redet, präcisirt Heuglin die Masse genauer als Trachyt. Dies dürfte das Richtigere sein, obschon vulgär genommen auch nichts gegen die granitische Bezeichnung vorliegt. Entschieden muß aber die Marmornatur der Stelen zurückgewiesen werden.

Die von Heuglin entworfene Zeichnung ist die einzige genaue und scheint an Ort und Stelle entworfen zu sein. Wer sich näher dafür interessiren sollte, findet im Werke von Heuglin („Reise nach Abessinien“, Jena 1868) eine detaillirte Abbildung. Die Höhe der Stele ist noch nicht genau gemessen worden, sie dürfte etwa 20 m betragen.

Die meisten Schriftsteller stimmen darin überein, daß diese Stele, sowie die zahlreichen übrigen Stelen, welche in der Nähe der noch aufrecht stehenden oder auch weiter entfernt davon liegen, zur Zeit der Regierung Ptolemäus' III. errichtet wurden. Nach Dillmann jedoch, welcher unzweifelhaft nicht nur der gründlichste Kenner des Geez und der amharischen Sprache ist, sondern sich

auch eingehend mit der Geschichte Abessiniens beschäftigt hat, sind die axumitischen Stelen wahrscheinlich „jünger als das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung"*). Auffallend ist, daß keine einzige Stele eine Inschrift trägt, woraus man schließen könnte, daß die abessinischen Denkmäler wohl älter wären, als aus ptolemäischer Zeit. Denn wenn zur Zeit der Ptolemäer in Aegypten die Baukunst hinsichtlich der Reinheit des ägyptischen Stiles auch schon dem Verfall entgegen ging, so liebte man es andererseits, einen Reichthum in der Skulptur zu entwickeln, den man hier ganz und gar vermißt, und Anklang an Griechenthum könnte man eben nur in der körperlichen Behandlung erblicken. Denn auf keiner einzigen der Stelen ist auch nur die geringste Hieroglyphe oder auch griechische Inschrift gefunden worden, und mit Recht sagt Rüppel, „die Bildhauereien seien seines Erachtens insofern ohne künstlerischen Werth, als sie keine bestimmte Idee ausdrücken".

Andererseits kann man, wie gesagt, in der Form der Stelen und daß sie sich hier in Axum befinden, einen Beweis erblicken, daß sie von Griechen errichtet wurden, von Griechen, welche nicht direct aus ihrem Vaterlande kamen, sondern durch Aegypten hierher gelangten. In Aegypten selbst finden wir überall nur die reine Obeliskenform, d. h. viereckige, nach oben sich etwas verjüngende Säulen, abschließend mit einer Pyramide. Fast ohne Ausnahme sind die ägyptischen Obelisken mit Bilderschrift bedeckt. Aegyptisirt, wenn ich so sagen darf, in ihren Anschauungen, in ihrer Lebensweise, waren dann die ptolemäischen Griechen nach Axum gekommen. Und als sie dann ihren Abgeschiedenen jene großartigen Denkmäler errichteten**), ahmten sie die ägyptische Riesenhaftigkeit nach und verbanden damit Griechenthum, da man die Stelen in der körperlichen Ausführung als griechisch bezeichnen kann.

Ob in den Löchern am Capitäl der Stele ein Kreuz aus Metall als christliches Symbol befestigt gewesen ist, möchte ich bezweifeln. Diese Bildwerke sind in vorchristlicher Zeit errichtet und es lag keine Veranlassung vor, ein Kreuz anzubringen. Viel

*) Siehe S. 231 in Dillmanns „Anfänge des axumitischen Reiches", Berlin 1879.

**) Dillmann theilt die Ansicht, diese Stelen seien Grabdenkmäler, nicht.

eher dürfte eine Sonne oder sonst ein metallner Schmuck dort eingezapft gewesen sein. Auch dürfte in späterer Zeit ein Kreuz nicht nachträglich angebracht worden sein. Wie hätten die Abessinier an dem aufgerichteten Obelisk ein Kreuz anbringen können. Dazu fehlten ihnen die Mittel.

Nicht nur dieser Obelisk oder diese Stele ist ganz und gar ohne Inschrift, sondern an den zahlreichen anderen, welche zum Theil zerbrochen, zum Theil aufrecht stehend sich dort befinden, ist auch nicht die geringste Inschrift zu entdecken. Da aber die Arbeit, abgesehen von vieren, bei der Mehrzahl der Stelen sehr roh ausgeführt ist, so roh, daß, wie Rüppel sagt, oft die gegenüberstehenden Seiten nicht einmal parallel sind, so darf uns das nicht wundern. Auch darf man keineswegs daraus schließen, daß vor dem Bestande des axumitischen Königreiches die Schrift in Abessinien unbekannt gewesen sei. Geez- (amharisch) und griechische Inschriften sind ohnedies in Axum gefunden (die griechische Inschrift vom König Aizanas, welche auch wichtige geographische Aufschlüsse giebt, ist ja bekannt genug) und wann Geez in Abessinien in Anwendung gekommen ist, darüber fehlen Jahreszahlen als Anhaltspunkte. Geschichtlich läßt es sich wenigstens nicht nachweisen. Jedenfalls dürften aber Ausgrabungen, in Axum vorgenommen, wichtige Ergebnisse liefern. Der Fanatismus der zahlreich in Axum vorhandenen Priesterschaft wird allerdings einem jeden derartigen Unternehmen große Hindernisse bereiten, indeß wird durch Geschenke, Geld und Nachgiebigkeit viel zu erreichen sein. Namentlich jetzt.

Wenn wir nun aus diesen zahlreichen Stelen auf eine in Abessinien in vorchristlicher Zeit auftretende Kunst schließen dürfen und auch ohne Nachgrabungen fast mit Sicherheit behaupten können, daß die jetzige Kirche, die Metropolitankirche, auf den Fundamenten eines heidnischen Tempels erbaut wurde, sogar noch in Axum die Ruinen eines anderen griechischen oder aus ptolemäischer Zeit stammenden Tempels nachweisen können, so hat anderseits, aus späterer Epoche stammend, Abessinien auch seine eigenen monumentalen christlichen Denkmäler, jene großartigen Kirchen, welche aus einem Stein gemeißelt sind, und jene Hypogeen, so eigenartig, daß wir nur vereinzelte, in anderen Erdtheilen befindliche ähnliche Bauten ihnen als ebenbürtig an die Seite stellen können.

Eine Audienz in Sámara,

der Residenz des Negus Negest Johannes von Abessinien.

Seit einem Menschenalter haben die Herrscher Abessiniens die alte Hauptstadt Gondar, unfern vom herrlichen Tanasee gelegen, aufgegeben. Sie zogen östlicher, um in dem centralen Districte von Debra Tabor den Regierungssitz aufzuschlagen, während die ehemalige Königsstadt nach und nach zum Mittelpunkt der Geistlichkeit wurde.

Debra Tabor liegt in der That bedeutend mehr im Centrum als Gondar. Während letztere Stadt bei dem herrschenden Mangel an Brücken einen großen Theil des Jahres hindurch ganz vom Norden Abessiniens abgeschnitten ist — denn der Takase kann zwischen Wolkait und Schire in der Regenzeit nicht passirt werden —, ist Debra Tabor zu jeder Jahreszeit von allen Punkten des Landes zu erreichen. Und die Entfernung nach dem äußersten Süden, nach Schoa, Enarea und Kaffa, ist von diesem Orte ungefähr eben so groß wie die nach dem entferntesten Norden, nach Mensa und Bogos.

Aber ganz irrthümlich ist es, wenn man, wie dies allgemein in Aegypten*) der Fall, glauben wollte, man hätte es in Debra Tabor mit einem befestigten Orte zu thun. Selbst eine natürliche Festung ist nicht vorhanden. Eine sogenannte „Amba" existirt unter den dort hervorragenden Bergen nicht. Eine Amba kann der Leser sich am besten vorstellen, wenn er sich den Königstein der sächsischen Schweiz vergegenwärtigt, also einen von allen Seiten senkrecht aufsteigenden Fels, oft ganz und gar unzugänglich, oft nur unter den größten Mühen und Beschwerden zu erklimmen, manchmal bewohnt, manchmal unbewohnt.

Man wird es nach diesen kurzen Andeutungen über die Natur der Amben nun ganz begreiflich finden, warum König Theodor, als er die englische Armee heranziehen sah, nicht im offenen Debra Tabor blieb, sondern nach der Amba Magdala mit seiner Armee zog. In Magdala war er fast unangreifbar, und wenn er in weiser Zurückhaltung gewartet hätte, würden vielleicht die britischen Truppen einen schwierigen Stand gehabt haben,

*) In Aegypten ist man über Abessinien am schlechtesten unterrichtet.

während in Debra Tabor, im offenen Feldlager, seine Armee schon von vornherein keinen Augenblick sich hätte vertheidigen können.

Der District Debra Tabor, vom 38° und einigen Minuten östl. L. von Greenwich, sowie vom 11° 50′ nördl. Br. geschnitten und (das heißt unser Zeltlager bei Sámara) 2496 m*) über dem Meere, liegt in einer überaus reichen und üppigen Hochebene. Abhängig vom mächtigen Gunagebirgsstock, dessen höchster Gipfel nahezu so hoch wie der Montblanc und beinahe immer von Wolken umhüllt ist, wird die humusreiche Hochebene von zahllosen größeren und kleineren Flüssen und Bächen belebt, die manchmal langsam in tiefen Einschnitten der fetten Dammerde dahinschleichen, manchmal über jäh abgebrochene Basaltfelsen, weiß von Schaum, in die Tiefe stürzen.

Bekannt wurde Debra Tabor zuerst durch Ras Ali, den einstigen Herrscher von Südabessinien, welcher später, von Theodor besiegt, zu den Galla floh und dort starb. Ras Ali hatte Debra Tabor zu seiner Hauptstadt gemacht, um nicht mit den noch immer existirenden Scheinkönigen von Abessinien in Gondar zusammen residiren zu müssen. Derselbe Grund bewog wohl auch Theodor, Debra Tabor zu seinem Hauptquartier zu machen, indeß freilich bei diesem begabten Manne die übrigen Vorzüge hinsichtlich der Lage dieses Ortes mit bei der Wahl bestimmend waren. Und als 1879 endlich der jetzige Kaiser alle Ländereien Abessiniens unter sein Scepter vereint hatte, war es ganz natürlich, daß auch er Debra Tabor als Residenz sich erkor.

Während aber zur Zeit Theodor's Gafat der eigentliche Mittelpunkt der Regierung war — denn hier befanden sich die damals zahlreich anwesenden Europäer mit ihren Werkstätten —, ist heute Sámara, etwas weiter östlich gelegen, der Sitz des Negus.

Erst seit dem Sommer 1879 hat der Herrscher von Abessinien seinen ständigen Aufenthalt in Debra Tabor genommen. Der Negus Negest Johann hat aber in der kurzen Zeit seines dortigen

*) Bigoni rechnet Debra Tabor 2700 m hoch. Er wohnte bei Herrn Naretti, dessen Haus dicht bei der Wohnung des Negus auf dem Hügel Sámara gelegen ist. Matteucci giebt 2900 m an.

Aufenthalts schon bedeutende Ereignisse sich abspielen sehen. Hier empfing er Gordon, 1880, hier wurde im Januar 1881 Ras Adal zum Negus von Godjam gekrönt und hier hatte im selben Jahre einen Monat später der Schreiber dieser Zeilen dem „König der Könige von Aethiopien" einen Brief des deutschen Kaisers zu überreichen.

Kaiser Johann dürfte jetzt ein Mann von etwa drei oder vier und fünfzig Jahren sein. Man fragt vielleicht verwundert, wie es komme, daß ein mit einer kaiserlichen Mission direct an den Negus Negest betraut gewesener Reisender nicht einmal mit Bestimmtheit das Alter des abessinischen Herrschers hat in Erfahrung bringen können? Aber die Antwort: daß überhaupt Niemand in Abessinien sein Alter kennt, genügt wohl, diese Seltsamkeit zu erklären.

Der Negus Negest trat zuerst in den Vordergrund während des englischen Feldzuges gegen König Theodor. Der frühere Name des jetzigen Kaisers von Abessinien war Kassai, und er war, aus guter alter Familie stammend, von Gobesieh von Lasta zum Gouverneur von Tigre ernannt worden Im Frühjahr 1867, etwa fünfunddreißig Jahre alt, revoltirte er aber, wie ja auch sein eigener Lehnsherr Gobesieh gegen Theodor sich empört hatte. Er erklärte sich zum unabhängigen Fürsten von Tigre. Mit Beginn der englischen Campagne ließ Napier sogleich Unterhandlungen mit Kassai anknüpfen, welche britischerseits der Afrikareisende Oberst Grand, abessinischerseits ein gewisser Mirtscha Uorki (oder Murcha Worki, wie die Engländer schreiben) führte. Daß aber Kassai schon damals den Gedanken hegte, auf die Würde eines Negus Negest von Aethiopien Anspruch machen zu wollen, geht daraus hervor, daß er sich in seinem an den Befehlshaber der englischen Armee gerichteten Briefe für seine zu leistenden Dienste ausbedungen hatte, als Negus Negest anerkannt zu werden, das heißt als König der Könige von Aethiopien, als Kaiser des Landes!

General Merewether, hebt indeß in seinem an Lord Napier gerichteten Rapport ausdrücklich hervor, daß er von diesem Umstande absichtlich keine Notiz in seinem Antwortschreiben genommen habe. Aber bald darauf, als Grand und Munzinger von ihrer Mission nach Adua, wo Kassai damals residirte, zurückgekommen

waren, hatte Napier selbst eine Zusammenkunft mit ihm an der Heeresstraße in der Nähe von Adigrat. Das Heranreiten des britischen Oberbefehlshabers auf einem Elephanten, das Manövriren der englischen Truppen, namentlich aber das Feuerexercitium mit den großen Armstrong-Kanonen machten auf den zukünftigen Herrscher von Aethiopien einen überwältigenden Eindruck. Als aber Napier Nachmittags den Prinzen Kassai nach seinem Zeltlager zurückbegleitete und nach freundlicher Aufnahme mit einer silbernen, goldumsponnenen Armwehr „zum Zeichen seiner Tapferkeit", mit einem Löwenfell „zum Zeichen, daß er in Schlachten gut kämpfe", und mit Schild und Speer „zum Zeichen, daß er zu commandiren verstehe", beschenkt wurde, war damit officiell die Freundschaft besiegelt, und weder die Engländer haben sich je über Kassai, noch dieser über die Engländer zu beklagen gehabt. In großartigster Weise belohnte ihn aber auch Lord Napier,*) als die englische Armee abzog, und dies war der Grundstein zur zukünftigen Macht des neuen Kaisers.

Nach dem englischen Feldzuge wurde ihm ernstlicher Widerstand nur von Gobesieh entgegengesetzt, dem Schum von Lasta, welcher sich, mit Ausnahme von Schoa und den Gallaprovinzen, ganz Südabessinien unterworfen hatte. Aber schon 1872 konnte Kassai sich zum Kaiser von Aethiopien, zum Negus Negest, in der altehrwürdigen Stadt Aksum krönen lassen und nahm hergebrachtem Brauch gemäß einen anderen Namen, Johannes, an.

Die Krönungsfestlichkeit fand am 1. Februar 1872 statt, und zwar vollzog der Abuna, das heißt der oberste Geistliche von Abessinien, den kirchlichen Act.

Aber damit war Johannes eigentlich noch keineswegs factisch Herrscher des ganzen Landes. Im Süden hielt sich noch unabhängig Menelek, der König von Schoa, der sich ebenfalls Negus

---

*) Der englische Befehlshaber überließ ihm als Geschenke: 6 5½ zöllige Mörser mit 200 Schuß für jeden Mörser und dazu 14 Geschirre, 725 Flinten, 656 Flintenrohre, 1650 Pfund Pulver, 349,000 Patronen, 2000 Cavalleriepatronen, 1000 Sind Horsepatronen, 2200 Pistolenpatronen, 30 Ladungen Armstrong-Patronen, 585,480 Zündhütchen. Auch andere Vorräthe wurden Prinz Kassai so reichlich geschenkt, daß er mit seiner Armee mehrere Jahre davon leben konnte. Welche andere Nation hätte so großmüthig gehandelt!

Negest *) nannte, ja diesen Titel sogar früher als Johannes angenommen hatte. Schoa war in der letzten Zeit immer unabhängig vom äthiopischen Reiche geblieben, nur theoretisch betrachtete man es als dazu gehörig. Aber selbst der berühmte Sahela Selassi, der Großvater des jetzt in Schoa herrschenden Menelek, hatte angesichts des in Gondar noch immer residirenden Negus Negest es nicht gewagt, sich diesen Titel beizulegen. Theodor hatte zum ersten Male diese Scrupel nicht getheilt, und auch Johanes hat sich nie um die Thronrechte der wirklichen kaiserlichen Familie gekümmert. **) Außer Menelek hatte Johannes dann aber noch in dem Gouverneur von Godjam, Namens Ras Adal, einen mächtigen Gegner. Beide wurden bezwungen.

Seit 1879 herrscht Johannes unbedingt über ganz Aethiopien, denn Uld Michael, jener Rebell im Norden, welcher mit ägyptischer Unterstützung jahrelang Hamasen in Aufruhr hielt, Ras Adal in Godjam und Menelek von Schoa waren nun außer Stande, noch etwas gegen den Negus Negest unternehmen zu können. Das Ende war, daß Uld Michael gefangen genommen und geblendet wurde. Menelek hat sich freiwillig unterworfen und mußte ewige Treue aufs Evangelium schwören. ***) Ras Adal wurde bezwungen, nach-

*) In den diplomatic proceedings der record of the expedition to Abyssinia ist ein Brief von Menelek an Colonel Merewether abgedruckt, der unterschrieben ist mit: „Negusa negest Menelek“.

**) Wenn auch der directe Zweig der alten Kaiserfamilie ausgestorben ist, so leben bei Gondar doch noch Nebenlinien der ursprünglichen Herrscher Aethiopiens.

***) Die Einzelheiten der Unterwerfung des Königs Menelek sind interessant genug, als daß wir es nicht für geboten erachteten, sie in aller Kürze dem Leser vorzuführen. Menelek selbst, der eine an Abenteuern reiche Jugend verlebte, ist unstreitig einer der legitimsten Fürsten Abessiniens, wenn auch die Behauptung einiger Reisenden, daß er der alten Kaiserfamilie oder gar der ursprünglich von Salomon und der Königin von Saba stammenden Linie angehöre, als durch nichts begründet zurückgewiesen werden muß.

Als Menelek, vollkommen in die Enge getrieben, unfähig, eine Schlacht zu liefern, sich auf Gnade und Ungnade ergab, schrieb er dem Negus Negest, er würde mit einem Stein auf dem Nacken ins kaiserliche Lager kommen, um so persönlich seine Unterwerfung zu documentiren. Der Kaiser antwortete, es sei dies nicht nöthig, er solle als Fürst kommen. Der Brauch, mit einem Stein beschwert vor einem Andern zu erscheinen, bedeutet nämlich die erniedrigendste Art der Unterwerfung in Abessinien, etwa das, was die Römer mit

dem er selbst vorher Enarea und Kaffa erobert hatte; dafür wurde er aber im Anfang dieses Jahres als König Tekla-Haimanot anerkannt, von Johannes selbst gekrönt und mit Godjam belehnt.

Man wird es begreiflich finden, wie gespannt ich war, einen so bedeutenden Mann, der die Geschicke von Millionen Menschen, und zwar in buchstäblichster Weise, in seiner Hand hat, kennen zu lernen. Und um so aufgeregter war ich, als, je näher wir Debra Tabor kamen, das Gerücht desto gewissere Gestalt annahm: „Janhoi", d. h. „Seine Majestät", stehe im Begriff, nach dem Süden aufzubrechen. Nur Diejenigen können begreifen, was es heißt, hinter einem abessinischen Herrscher dreinzulaufen, welche die Gegenden gesehen haben, die soeben ein von seiner ganzen Armee begleiteter Negus Negest durchzogen hat! Denn wenn auch der jetzige Kaiser so viel wie möglich bemüht ist, den Ausschreitungen seiner Soldaten entgegenzutreten, so muß man doch bedenken, daß Abessinien sich bis zu dieser Stunde fortwährend auf Kriegsfuß befindet. Ist doch in diesem Augenblick noch kein Friede zwischen Aegypten und Aethiopien geschlossen, fand doch im vorigen Jahre noch ein Feldzug gegen die Edju-Galla statt, und wurden doch erst vor kurzer Zeit Enarea und Kaffa dem Reiche einverleibt.

Wenn aber selbst bei uns ein lang andauernder Kriegszustand demoralisirend auf den Charakter der Soldaten wirkt, insofern als

---

ihrem „durchs Joch gehen" verstanden. Er wird aber noch immer geübt. Es ist selbst dem Schreiber dieses mehrere Male vorgekommen, daß Abessinier, um ihre unbegrenzte Demuth zu zeigen, sich derart beschwert vor ihn auf den Weg warfen. Verschiedentlich kamen auch wegen Unregelmäßigkeiten entlassene Diener mit großen Steinen beschwert zurück, um auf diese Weise ihr Flehen um Verzeihung gewichtiger zu machen. Obschon also der Negus eine persönliche Erniedrigung nicht wünschte, kam Menelek doch mit einem schweren Block auf dem Nacken zur öffentlichen Sitzung. Der Negus Johannes hatte aber kaum Menelek kommen sehen, als er aufsprang, der vornehmsten Person des Reiches, dem General Ras Alula, befahl, den Stein zu entfernen, dann auf Menelek zulief, ihn umarmte und unter einem Strom von Thränen befahl, seine eigene Krone zu bringen, mit der er Menelek sodann krönte. Ob Menelek, der, wie wir gesehen, sich einst ebenfalls Negus Negest titulirte, wirklich, durch diese Großmuth besiegt, dem Kaiser Johann seinen Eid halten wird — wer möchte das voraussagen? Bis jetzt hat er sich als treu erwiesen, denn auch der Krönung Ras Adal's wohnte er als Ehrengast bei.

die meisten einer laxeren Beurtheilung der normalen und gesetzlichen Zustände der menschlichen Gesellschaft und ihrer Einrichtungen verfallen, um wie viel mehr muß dies bei einem Naturvolke der Fall sein, welches von unserer heutigen Sittenlehre keinen Begriff hat. Die Soldateska von Abessinien hat denn auch im Allgemeinen von Gutem und Bösem ganz andere Begriffe als wir philosophisch angehauchten Christen. Sie meinen, daß Jeder, der nicht an die christliche Religion glaube, verdammt sei, und haben in diesem ihrem Glauben eigentlich auch das Recht, jeden Ungläubigen zu tödten; „denn je eher sie den Mohammedaner oder Heiden in die Hölle befördern, desto lieber ist es Gott."

Auf das Volk selbst hat der lange Krieg nicht so verderblich eingewirkt, wie man meinen sollte.

Vorsichtshalber hatte ich, als ich Sokota erreicht, den mich begleitenden Hauptmann, Uld Mariam mit Namen, voraufgeschickt, um dem Negus mein baldiges Eintreffen anzuzeigen. Und ein Glück war es, daß ich dies gethan hatte, denn der Kaiser bestätigte mir gleich in der ersten Audienz, ich verdankte es nur dieser Meldung, daß ich ihn noch in Sámara träfe, da er gerade einen Tag, nachdem Uld Mariam bei ihm eingetroffen, mit der Armee habe abmarschiren wollen.

In Sokota war auch Herr Schimper*) als Dolmetsch zu mir gestoßen, so daß ich jetzt meiner nahe bevorstehenden Zusammenkunft mit dem Herrscher von Abessinien ruhiger entgegensah. Und nach vielen Mühseligkeiten — die Wegelosigkeit in diesem

*) Wilhelm Schimper ist der Sohn des berühmten Naturforschers Wilhelm Schimper, welcher länger als ein Menschenalter hindurch in Abessinien lebte, sich dort mit einer Abessinierin verheirathet hatte und 1879 in Adua starb. Der junge Schimper, welcher schon zeitig das elterliche Haus verließ, um in Gafat bei den unter Theodorus dort weilenden Arbeiter-Missionaren ein Handwerk zu lernen, kam 1868 nach Beendigung des englischen Feldzuges in Abessinien nach Deutschland, wo er auf Kosten des Großherzogs von Baden eine sorgfältige Ausbildung erhielt. Da er, als er seine Heimath verließ, schon zwanzig Jahre alt war, verlernte er weder das Amharische, noch das Tigrische. Zuerst in der Krischona bei Basel erzogen, besuchte Schimper später das Polytechnikum in Karlsruhe um sich als Architekt auszubilden. Schimper war zehn Jahre in Deutschland, so daß er sich auch unsere Muttersprache gründlich zu eigen machen konnte. Im Jahre 1879 kehrte er nach Abessinien zurück und lebte, als ich eintraf, in Adua als Privatmann.

zerrissensten aller Länder ist entsetzlich — lag endlich Debra Tabor vor mir in Sicht.

Meine Karavane, welche von Sokota aus nicht sehr groß war, da ich alles Gepäck auf eigenen Maulthieren fortschaffte, hatte sich in den letzten Tagen wieder vergrößert, und zwar durch eine Ehrencompagnie, welche mir der Negus Negest entgegengeschickt hatte. Zugleich war von demselben Befehl ertheilt, aus der Umgegend Träger zu requiriren, um mein sämmtliches Gepäck fortschaffen zu lassen. Meinen zerschundenen und ermüdeten Maulthieren war diese frühzeitigere Ausspannung und Entladung wohl zu gönnen, und da andererseits in dieser dichter bevölkerten Gegend die Dorfbewohner nicht allzu sehr durch das Tragen angestrengt wurden, nahm ich diese Aufmerksamkeit dankbar an.

Nach einer regnerischen Nacht — zugebracht am Bache Amus-Oënsen, der sich in den Reb und mittelst dieses in den blauen Tanasee ergießt — traten wir dann am 11. Februar dieses Jahres unseren letzten Marsch an. Eine große Reise, das wußten wir, hatten wir zwar nicht mehr zu machen, und die Nähe der kaiserlichen Residenz berechtigte gewiß zu der Hoffnung, endlich auf bessere oder mindestens verbesserte Wege zu stoßen und wenigstens Brücken oder sonst irgend welche Mittel zum Uebersetzen der Flüsse zu finden. Aber diese Hoffnung schlug fehl. Hatten wir bis dahin in ganz Abessinien noch nirgends eine Kunststraße oder einen künstlich hergestellten Flußübergang gefunden, so sollte in diesen trostlosen Zuständen auch die Nähe der neguslichen Residenz nicht das Geringste ändern.

Fort ging's nun wieder im buntesten Wechsel über Berg und Thal. Wenn aber bezüglich der Wege nicht mehr als Alles zu wünschen übrig blieb, so entfaltete die Natur nun desto größere Reize. Hinter uns im Norden lag jetzt der mächtige Melsa-Stock, Schoa Amba und Menametakoa, welche wir am Tage vorher überstiegen und dabei eine Höhe von 2699 m erreicht hatten. Vor uns lag Debra Tabor und im Südosten davon der über 4000 m hohe Guna-Gebirgsstock, welcher so dominirend für diese Gegend ist, daß auch die Berge von Debra Tabor unmittelbar davon abhängen. Dicke Wolkenschichten entziehen den höchsten Gipfel fast immer den Blicken, und der stetige feuchte Niederschlag füllt denn auch nicht nur die ewig rauschenden Gießbäche, die den oberen Reb bilden,

sondern er hat auch eine besonders üppige Vegetation hier hervorgebracht. Mannshohe Eriken (erica arborea), wilde Rosen und Jasmin erfreuten das Auge, und auf den fetten Wiesen blühten reizende Primeln und himmelblaue Lobelien. Manchmal kam man durch Wäldchen von Wachholderbäumen, welche man sonst nur in der Nähe von Kirchen findet, und wenn man in die Thäler hinuntersah, so fand man die Gehänge bedeckt mit dem für ganz Abessinien so charakteristischen Candelaberbaum, während leise Lüfte den zart riechenden Duft verschiedener Akazien heraufstrugen, wo er sich mischte mit den Wohlgerüchen der Rosen, des Jasmin und der Carissa edulis.

Gut angebaute Getreidefelder, einzelne Gehöfte, weidende Heerden, arbeitende und ackernde Bauern, die Hügel gekrönt mit jenen spitzdachigen Kirchen, vollendeten das Bild einer schönen, friedlich-ruhigen Landschaft!

Und doch hatte man trotzdem immer mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, um vorwärts zu kommen. Wollte man die schöne, üppige Natur voll und ganz genießen, dann mußte man Halt machen, denn selbst beim Reiten war der Reisende gezwungen, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Pfad, auf das Maulthier, auf Busch- und Baumzweige zu richten. Erzählt uns doch ein Europäer, daß er eines Tages mit seinem Kopfe in einem Zweige hängen geblieben, während das Maulthier unter ihm fortgegangen sei! Wenn dies nun auch wohl nur als Ausschmückung eines Capitels in seinem Buche dienen sollte, so hat man sich doch in der That vor stachlichtem Gebüsch, hervorstehenden Aesten, herunter rollenden Steinen stets in Acht zu nehmen. Und wie oft muß der Reisende absteigen, da selbst auf abessinischen Maulthieren, welche fast Leitern zu erklimmen vermögen, das Reiten stellenweise halsbrecherisch sein würde.

Zwei Stunden vor Sámara ließ ich Halt machen und ein Zelt schlagen, um mich umzukleiden; denn da man mir mitgetheilt hatte, ich müsse direct zum Negus Negest reiten, hielt ich es für angemessen, andere Kleidungsstücke anzulegen als den halbzerrissenen Reiseanzug. Schon Tags vorher hatten meine Diener, dreißig an der Zahl, im Amus-Oënsen eine große Kleiderreinigung gehalten, zu welcher sie Seife für die Leibwäsche und Endot (phytolacca habess.) bekommen hatten, eine Pflanze, deren Samen

zerrieben als Seife für die größeren Gegenstände, namentlich zum Auswaschen der Schama,*) benutzt wird.

Als nun Alles in Ordnung war, zogen wir frohgemuth von dannen, und da die Leute versicherten, es kämen jetzt keine steilen Schluchten und es wären keine gefährlichen Gewässer mehr zu passiren, so hoffte ich ohne Unfall, und namentlich ohne meinen neuen Anzug allzu sehr zu gefährden, vor dem Selbstherrscher der Abessinier erscheinen zu können. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Plötzlich standen wir vor einem tief eingeschnittenen Spalt, so tief und so breit, wie man sie eben nur in Abessinien findet. Und da unten donnerten und rauschten schäumende Gewässer: es war der Reb selbst, der Nachts vorher noch eine besondere Stärkung vom Himmel erhalten hatte. Was war zu machen? Das Wasser war der Schätzung nach mindestens einen Meter tief. Untiefen waren außerdem noch zu fürchten. Scharfkantige Trachyt- und Basaltblöcke zerschnitten, aus dem Schaum herausragend, die niederschießenden Gewässer. Sollte ich mich entkleiden? Der Negus erwartete mich, und man hatte mir gesagt, er hasse nichts mehr als Aufschub. Hatte er doch meinetwegen seine Abreise verzögert! So mußte denn auf alle Fälle ein Uebergang gesucht werden.

Die Pferde und Maulthiere — letztere, nachdem man ihnen die Ladungen abgenommen hatte — wurden zuerst hinübergetrieben und dann der Durchgang derartig versucht, daß ich mich auf die Schultern des Oberst, der wirklich groß und herkulisch gebaut war, setzte. Ihn hielten zwei andere Leute, und diese wurden von je vier Mann gehalten, um ein Wegschwemmen zu verhüten. Und so kam ich wirklich gut getragen hinüber, nur mein Schuhzeug wurde vom Gischt etwas naß. Die übrigen Leute und die Soldaten lootsten, eine Kette bildend, sich ebenfalls glücklich hindurch.

Jetzt waren aber auch wirklich alle Terrainschwierigkeiten besiegt! Bald darauf kamen wir an das große Lager des Kaisers, das, aus verschiedenen Abtheilungen (Brigaden) bestehend, sich stundenweit um die Residenz Sámara herumzieht. Daß unsere Karawane überall das größte Aufsehen erregte, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. Krieger, deren Frauen und Kinder,

*) Großes weißes rothgerändertes Tuch, ähnlich einer Toga.

Alles kam herbeigeströmt, um den Abgesandten des Kaisers von Preußen*) zu bewundern. Fast alle Soldaten in Abessinien sind verheirathet. Der Militärdienst ist in Abessinien nämlich nicht wie in den europäischen Ländern ein vorübergehender Zustand, sondern wer sich demselben widmet, bleibt Soldat bis an sein seliges Ende. Wer es irgend kann, legt sich einen Waffenträger bei, der etwa vom zehnten Jahre an bei ihm bleibt. Ist eigene männliche Nachfolge da, so versieht diese das Geschäft. Sobald die jungen Leute ein Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren erreicht haben, treten sie, ihre Herren verlassend, selbständig als Soldaten in die Armee.

Dicht vor Sámara kamen mir Herr Schimper und Naretti entgegen. Schimper hatte ich Abends vorher abgeschickt, um mit der Regierung über die Empfangsfeierlichkeiten zu unterhandeln. Wir hielten einen Augenblick, um dem Negus Zeit zu geben, sich zu sammeln und in Parade zu setzen, und ritten dann langsam den Hügel Sámara hinan, der vom Fuße bis zur Höhe mit Wohnungen bedeckt ist und dessen höchster Punkt von der Wohnung des Negus Negest selbst überragt wird.

Ein ziemlich enger Pfad schlängelt sich durch die meist hofummauerten Wohnungen. Rechts und links duften Jasmin und Rosen, oft durch reizende Rankgewächse wie zu einem Ganzen vereint. Vor dem Thor, welches durch ein riesiges Vorhaus überdacht wird, stand eine Batterie aufgefahren, Kanonen neuester Construction, den Aegyptern vor einigen Jahren abgenommen. Der Ceremonienmeister empfing uns hier, und etwas weiter wurden wir von einem andern hohen Beamten begrüßt. Ein etwa 100 m langer, 20 m breiter Vorraum, der nun folgte, war besetzt mit Soldaten, welche, in vier Reihen aufgestellt und sämmt-

*) Im Orient heißen seit der Wiedererrichtung des deutschen Reiches die Deutschen Prussiani, Deutschland selbst officiell Germania, beim Volk aber auch Prussia. Der Ausdruck Nemsa, mit dem früher Gesammtdeutschland bezeichnet wurde, ist auf Oesterreich übergegangen. In der Meinung, daß Schimper dies wisse, hatte ich anfangs nicht darauf geachtet, es ihm zu sagen, bis ich eines Tages heraushörte, daß er mich einem Gouverneur als Gesandten von „Nemsa“, also von Oesterreich, vorstellte. Da gerade um die Zeit auch Oesterreicher erwartet wurden, hätte leicht eine große Verwirrung daraus entstehen können. Von dem Augenblick an verfehlte übrigens Schimper nie, die Gesandtschaft als von „Prussia“ kommend zu bezeichnen.

lich mit Remington bewaffnet — ebenfalls den Aegyptern abgenommen —, in ihrer malerischen Tracht einen überraschend guten Eindruck machten. Ein kurzer Halt wurde noch in einem zweiten, großen runden Gebäude gemacht, in welchem der Negus Negest bei regnerischem Wetter seinen Unterthanen Audienz giebt und Gericht abhält. Dann wurde noch ein offener Hofraum durchschritten, und man erstieg mittelst einer sehr steilen und unangenehm glatten Treppe aus Basaltsteinen das große Gemach, in welchem der Kaiser Gesandte fremder Mächte zu empfangen pflegt.

Dieser Raum ist die vordere Abtheilung eines Gebäudes, welches von Herrn Naretti erbaut wurde; speciell zur Wohnung für den Negus bestimmt, ist dasselbe aber keineswegs imposant. Wie ganz anders, wie monumental wohnten die Kaiser von Abessinien in den noch ziemlich gut erhaltenen Schlössern in Gondar! Freilich, bei gänzlichem Mangel an Pflege werden diese in kurzer Zeit nur noch Ruinen sein. Die Wohnung des Negus in Sámara, nach Art der italienischen Case di campagna erbaut, ist aus dunklem Basalt und hat nur zwei Zimmer.

Das vordere Gemach, in welches wir geführt wurden, etwa 10 m zu 8 m, war überall mit schönen persischen Teppichen belegt, während die Wände ringsum mit weißen, rothgeränderten abessinischen Schama behangen waren. Im Hintergrunde, gerade dem Eingange gegenüber, befand sich eine Erhöhung mit blauem Sammet bedeckt und reich mit dicken, massivsilbernen Franzen behangen. Darauf saß der Negus zwischen zwei mit Seide überzogenen Kissen. An der einen Seite standen für uns bereit zwei hübsche weißlackirte und vergoldete Rococostühle, deren Polster ebenfalls aus Seide waren. In einigen Nischen, welche in der Wand sich befanden, sah man prachtvolle Krüge, Vasen und Kreuze aus Silber und Gold, Alles abessinische Arbeit. Sie würden jeden Sammler und Kunstkenner entzückt haben.

Der Negus war in abessinischer Tracht, das heißt man sah nur, daß er vollkommen in seinen Margef eingehüllt war, jenes prachtvolle Umschlagetuch, welches, aus feinster Baumwolle gewebt, weicher als Seide und mit breiten buntseidenen Streifen bestickt ist. Selbst sein Kopf war verhüllt, nur ragte auf der linken Seite aus seinem in kleine Tressen geflochtenen Haar eine reizende Filigrannadel aus Gold hervor.

Nachdem wir uns tief verbeugt hatten, winkte mir der Negus, heranzutreten, streckte seine Hand aus der Umhüllung hervor und die meine schüttelnd, hieß er uns willkommen. Er erkundigte sich sodann nach der Gesundheit des Kaisers, des kaiserlichen Hauses, des Fürsten Bismarck und der Armee. Als ich zufriedenstellend darauf kurz antwortete, sagte er, da wir wohl ermüdet wären, möchten wir uns jetzt in unsere Wohnung zurückzuziehen, unser „Balderaba“ wäre sein „Budjurun Lauti“. Damit war denn die erste Audienz zu Ende. Während derselben donnerten die Geschütze der vorhin erwähnten Batterie ihre Begrüßung.

Zum näheren Verständniß füge ich noch hinzu, daß der Budjurun Lauti, oberster Schatzmeister des Kaisers, der erste Beamte des Hofes ist; dessen specieller Gast — die Gesandtschaft war natürlich eigentlich Gast des Negus, da alle Lebensmittel direct aus der Verwaltung der kaiserlichen Hofhaltung kamen — wurden wir also, da wir bei ihm wohnen mußten. Unter „Balderaba“ versteht man in Abessinien die Persönlichkeit, welche den Verkehr zwischen zwei sich ferner Stehenden vermittelt. Ohne dies geht es in Aethiopien nicht. Namentlich zwischen Höher- und Niederstehenden, findet, wenn sie sich nicht genau kennen, nie ein directer Verkehr statt. Mir ist es z. B. häufig vorgekommen, daß ein Bote von irgend Jemandem an mich abgeschickt wurde. Und wenn derselbe auch nur einen Tag in meinem Lager blieb, verlangte er sofort einen „Balderaba“, das heißt einen meiner Diener, welcher einen allfalsigen Verkehr zwischen ihm und mir zu vermitteln hätte und an den er sich wegen seiner Verpflegung, kurz wegen jeder Angelegenheit wenden konnte.

In meinem Verkehr mit dem Negus war ich also zunächst auf meinen „Balderaba“, den Budjurun Lauti, angewiesen. Ein kleiner, sehr wichtig thuender Mann, hat uns der Budjurun Lauti durchaus anständig und gut behandelt. Wir ritten, als wir die kaiserliche Wohnung verlassen hatten, in Begleitung des Oberschatzmeisters nach dessen Behausung, welche, umzäunt, aus verschiedenen Tokuls oder großen Hütten, mit rundem Strohdach versehen, bestand. An der einen freien Stelle fand ich ein großes Zelt aufgeschlagen, so enorm, daß es geradezu unwohnlich war. Es war das Prachtzelt, welches die italienische geographische Gesellschaft dem König Menelek von Schoa geschenkt hatte und das

dieser dann seinem Herrn, dem Negus-Negest, „zu Füßen legte". Es war von so ausgedehnten Dimensionen, daß ich den Budjurun Lauti bat, mir zu gestatten, mein eigenes Zelt, das außerdem den Vortheil hatte, doppelt gedacht und doppelt gefüttert zu sein, aufzuschlagen. Leider ging das nicht an; das wäre, meinte er, eine Beleidigung des Kaisers, der eigens befohlen habe, für mich sein großes Paradezelt aufzuschlagen. Man hätte einen Ball darin geben können, so geräumig war es. Als Geräth enthielt es aber weiter nichts als zwei Angareb, jene hohen und breiten Bänke der Abessinier, welche mit Streifen ungegerbter Rindshaut überzogen sind. Dieselben waren indeß mit hübschen Teppichen bedeckt.

Mittlerweile war es Abend geworden. Mein Reisegefährte, für den man ebenfalls ein Zelt aufgeschlagen hatte, unsere Diener, die Thiere, alle waren versorgt. Denn gleich nach unserem Eintreffen beim Budjurun Lauti hatte der Negus die Gastgeschenke geschickt: drei Ochsen, fünf Schafe, dreihundert Brote, Mehl, Gerste, Butter, Honig, Wachsdrähte*) zum Brennen und Tetsch. Der Tetsch, jenes beliebte, aus Honig und Gescho (rhamnus staddo) bereitete Getränk, war uns besonders willkommen. Der Negus hatte außerdem die Güte, mir Abends durch einen Vertrauten eine Flasche in Gondar doppelt destillirten Kornbranntweins (aus Dagussa, Eleusine, zubereitet), zu senden.

Am folgenden Tage sollte die eigentliche feierliche Audienz, die Ueberreichung des kaiserlichen Schreibens, sowie die Uebergabe meiner Geschenke, vor sich gehen.

Schon sehr früh wurden wir durch den einförmigen, näselnden Gesang der Geistlichkeit geweckt, welche in einer nahen Kirche ihren Gottesdienst, der täglich um Mitternacht beginnt und bei Sonnenaufgang endet, abhielt. Auch hatte sich außerhalb der Umzäunung der Wohnung eine ganze Bande von Bettlern angesammelt, alt und jung, männlich und weiblich, einzelne Individuen, Familien und Compagnien. Einige von ihnen heulten, einige riefen, wiederum andere sangen Preislieder, während noch andere geistliche Hymnen intonirten, um das Mitleid des deutschen Ge-

*) Man macht keine Kerzen oder Lichte in Abessinien, sondern bedient sich dünner Wachsfäden.

sandten wachzurufen. Und es wurde auch nicht vergeblich um Almosen gebeten. Alle bekamen ihren Theil, was gerade in Süd-abessinien um so leichter zu bewerkstelligen ist, als dort der Maria-Theresienthaler nicht wie in Nord-Abessinien die einzige Geldmünze ist, sondern auch Salz als Scheidemünze circulirt, das heißt jene aus Steinsalz ausgehauenen Stücke, die, „Amole" genannt, ca. ½ Pfd. schwer, in der Gegend des Sees Alelbad, an der Ostküste von Abessinien, fabricirt werden. In Debra Tabor gelten zehn bis zwölf Stück einen Thaler, während in Adua und Sokota für einen Thaler vierzig Stück zu haben waren. Gewöhnlich aber mußte des Morgens einer meiner Diener ihnen eine Handvoll Thaler überbringen, und die Gesellschaft hatte dann selbst für weitere Auseinandersetzung zu sorgen. Daß dabei köstliche Scenen vorkamen, viel Geschrei und Lärm entstand, versteht sich, aber unter sich vertheilten sie schließlich doch die Gabe mit mehr Verständniß, als wie wir es hätten bewerkstelligen können.

Es war acht Uhr Morgens, als ich von meinem Balderaba, dem Budjurun Lauti, abgeholt wurde. Mit demselben Ceremoniell wie Tags vorher wurde ich in die Residenz geleitet und vom Negus empfangen. Nur war dieses Mal der Etschege zugegen, der oberste Geistliche Abessiniens, wenn, wie es im Anfang jenes Jahres der Fall war, kein Abuna vorhanden war. Von allen Abessiniern hat der Etschege allein das Recht, sich in Gegenwart des Negus Negest zu setzen, ohne specielle Erlaubniß dazu bekommen zu haben. Der Etschege, welcher eigentlich der Oberste aller Klöster, Mönche und Nonnen ist und seine Residenz in Gondar hat, befindet sich jetzt beständig beim Negus und gilt als sein vertrautester Rathgeber. Wie alle Geistlichen dieses Landes trägt er einen weißen Turban, der wohl um seine hohe geistliche Würde auch sichtbar anzudeuten, von einem enormen Umfang und von pyramidaler Höhe war, und ist mit einem schwarzen Tuchburnus aus feinem Stoff bekleidet. In der Hand hielt er ein großes massivgoldenes Kreuz.

Der feierliche Moment war gekommen. Freudiges Entzücken malte sich auf dem Antlitz des Negus, als ich ihn den in einer rothsammetnen Mappe, welche geschmackvoll von außen decorirt war, ruhenden Brief des deutschen Kaisers überreichte. Der Herrscher Aethiopiens löste die schwarz-weiß-rothseidene Schnur,

welche die Umhüllung zusammenhielt, und jetzt erst auf weißem Atlas liegend, zeigte sich seinen erstaunten Augen der auch äußerlich prachtvoll ausgestattete, kaiserliche Brief. Der Umschlag, von blauem Papier, wie alle die, welche von unserem erhabenen Monarchen ausgehen, enthielt in goldenen und bunt gemalten Lettern die Adresse an den Negus: „An Johannes, König der Könige von Aethiopien, Majestät."

„Das ist ein kaiserliches Schreiben!" rief der Negus Negest aus, den Brief hervorziehend und das rothe Siegel betrachtend, welches aber durch die fürchterliche Hitze in Massana ganz den Wappeneindruck verloren hatte; dann stellte er sofort die Frage: „Aber hat Deutschland denn keine Wappen wie England und Frankreich?"

„Ja," erwiderte ich, „aber die Hitze hat das Siegellack geschmolzen; indeß werden Eure Majestät in dem Briefe selbst daß große deutsche Staatssiegel meines allergnädigsten Herrn, des deutschen Kaisers, finden."

Der Negus drehte den Brief noch einmal hin und her. Jede Einzelheit schien ihn aufs höchste zu interessiren; er übergab dem Etschege das Schreiben, damit auch dieser die kostbare Umhüllung genau bewundern könne. Endlich wagte ich die Frage an ihn zu richten: „Wollen Ew. Majestät nicht den Brief öffnen, damit ich ihn lese und Herr Ngdäschit*) ihn übersetzen kann?"

Der Negus sah mich an; er drehte noch einmal den Brief um, ja er schien eine gewisse Angst zu empfinden. Fürchtete er vielleicht irgend einen Zauber? — Dann, schnell zu Ngdäschit sich wendend, sagte er: „Bitte Herrn Rohlfs, den Brief zu nehmen, selbst das Siegel zu brechen und ihn Satz für Satz vorzulesen." So verdolmetschte mir Schimper. Ich nahm also das kaiserliche Schreiben wieder aus seinen Händen entgegen, zerbrach mit einer gewissen Feierlichkeit das Siegel und entfaltete den auf großen Quartseiten geschriebenen Brief.

Eben wollte ich mit dem Lesen desselben beginnen, als der Negus Negest rief: „Verzeih, laß mich vorher den Brief sehen!" Ich

*) Schimper, der in der Taufe den Namen „Wilhelm" nach seinem berühmten Vater bekam, erhielt von seiner abessinischen Mutter den Namen Ngdäschit, welcher soviel wie „Pilger", pelegrino (ein häufiger Vorname in Italien), bedeutet.

beeilte mich nun, das Schreiben dem Negus wieder zu überreichen. Jede Seite wurde jetzt genau gemustert, vor Allem aber besonders am Schlusse das große Siegel betrachtet. „Frankreich hat auch einen Adler im Wappen", hub der Kaiser wieder an. — „Ja", sagte ich, „es hatte vorübergehend dies Wappenzeichen unter der Herrschaft der Napoleoniden."

„Warum sind gewisse Worte im Briefe besonders schön geschrieben?" fragte dann der Negus, und dabei zeigte er auf die Worte „Wilhelm" und auf seinen eigenen Namen „Johannes". Ich erklärte ihm, daß der Künstler die Namen des deutschen Kaisers und des Königs der Könige von Aethiopien stets durch besondere kalligraphische Schönheiten hervorgehoben hätte.

„Das ist eine große Aufmerksamkeit, welche früher auch in Habesch (Abessinien) Sitte war", bemerkte er. — „Ihr Kaiser ist ein wirklicher Kaiser," hub der Negus wieder an, „er ist Negus Negest (König der Könige) Deutschlands, wie ich es jetzt von Abessinien bin, denn man hat mir gesagt, daß viele Könige unter dem Kaiser von Deutschland regieren." — „Das ist vollkommen richtig, Majestät." — „Frankreich hat keine Regierung, und die Königin von England hat keine Könige unter sich," fuhr er fort. — „Frankreich hat allerdings eine Regierung," erwiderte ich, „und Englands Königin hat mehrere Könige, sogar mohammedanische, unter sich." — „Warum zwingt denn die Königin ihre mohammedanischen Könige und deren Unterthanen nicht, den christlichen Glauben anzunehmen? Aus den verschiedenen Religionen in einem Lande entspringen dem Herrscher stets Schwierigkeiten. Ich habe meine mohammedanischen Unterthanen alle taufen lassen."

Ich verbeugte mich blos, denn was sollte ich darauf erwidern, da selbst bei den gebildetsten Abessiniern der Gedankengang ein so himmelweit von dem unsrigen verschiedener ist, daß es äußerst gefährlich gewesen wäre, demselben zu folgen, geschweige denn zu widersprechen. Hatte doch erst vor Kurzem der Negus Negest mit dem bald darauf aus Abessinien ausgewiesenen Bischof Massaya und anderen Geistlichen aus Schoa einen großen Disput gehabt, der damit endete, daß man den eingeborenen Geistlichen, welche katholisch geworden und die Einheit in der Natur Christi nicht mehr anerkennen wollten, die Zunge abschnitt. Was gingen mich auch am Ende jene unfruchtbaren religiösen

Streitigkeiten an! Ist selbst in Europa je etwas dabei herausgekommen?

Als der Negus Negest sah, daß ich nicht gewillt sei, mich mit ihm auf dem Gebiete der religiösen Erörterungen zu tummeln — Tags darauf hielt er mir trotzdem einen stundenlangen Vortrag über „die Einheit der Natur des Sohnes Gottes" —, gab er mir den Brief wieder und befahl, denselben laut und langsam zu verlesen, Herr Schimper sollte Satz für Satz übersetzen.

Als ich zu Ende war, reichte ich den kaiserlichen Brief zurück. Der Negus Negest dankte: „Die deutsche Sprache klingt sehr schön; verstehen die Deutschen auch die französische, englische und italienische Sprache?" — „Nein, Majestät; die Engländer als unsere Vettern können wir allerdings leichter verstehen, aber das Französische und Italienische muß wie das Amharische und Tigrische gelernt werden."

Ich fragte hierauf den Negus, ob er gestatte, daß ich ihm einige Gaben überreiche. Derselbe gab die Erlaubniß dazu, und ich bat nun Herrn Schimper, die draußen mit den Geschenken schon harrenden Diener hereinzurufen.

Zuerst wurde das prachtvolle Solinger Schwert hereingetragen, welches, früher für den Sultan von Uadaï bestimmt, eine Zeit lang in den Händen der räuberischen Suya von Kufra gewesen, später aber zurückgegeben worden war. „Hat Ihnen", fragte der Negus Negest, „der Kaiser von Deutschland diese Geschenke für mich mitgegeben?" — Nein, Majestät, diese Gegenstände sind alle von mir und sollten ein geringes Zeichen meiner Hochachtung sein für den Herrscher der Könige von Aethiopien."

Zum Verständniß füge ich hinzu, daß diese Geschenke, deren bedeutendste diejenigen waren, welche der Sultan von Uadaï haben sollte, nicht nur sehr beim Ueberfall in Kufra gelitten, sondern auch absichtlich von den Räubern beschädigt worden waren. Abgesehen davon, daß ich von der Regierung nicht dazu ermächtigt war, die Geschenke als vom Kaiser von Deutschland gegeben zu überreichen, wären sie auch nicht mehr des erhabenen Monarchen würdig gewesen, namentlich schon deshalb nicht, weil die Regierungen oder Fürsten der anderen Länder weit reichere Geschenke den abessinischen Herrschern überreicht haben, als die waren, welche ich bei mir hatte. Man erinnere sich nur der Waffen, die

Lord Napier diesem nämlichen Negus, als er noch „Kassai“ war, zurückließ. Aber, als von mir gegeben, waren sie immerhin noch „wundervoll“. Ich glaube nicht, daß jemals in nicht officieller Weise dem Negus Negest so bedeutende Geschenke überreicht worden sind.

Das erkannte er aber auch an. Das Schwert wurde sehr bewundert, und als der Etschege auf den äußerlich halb zerschlagenen Kasten, dessen Inneres, mit Sammet überzogen, allerdings noch vollkommen erhalten geblieben war, hinwies, konnte ich den erbärmlichen Zustand dieser äußeren Umhüllung des Schwertes leicht mit der Wegelosigkeit im abessinischen Lande erklären. Der Negus fand es ganz glaublich, daß das die Kiste tragende Maulthier so und so oft mit seiner Last gestürzt sei, und bedauerte nur, daß man mich über Sokota dirigirt hatte, offenbar der schlechtesten Straße von Norden her nach Debra Tabor zu.

Es wurde sodann der Schirm (von Gerson in Berlin gefertigt) gebracht, der fast noch größere Wirkung erzielte. Von grünem echten Sammet, reich mit Goldarabesken bedeckt und mit 1 dem langen Fransen aus echten Goldfäden umhangen, war derselbe inwendig mit gelbem Atlas gefüttert. Aufgespannt etwa 2 m Durchmesser haltend, war die Stange und der vergoldete Knauf am oberen Ende dem Ganzen entsprechend. Der Schirm ist in ganz Afrika das Symbol der Macht des Fürsten, etwa wie bei uns das Scepter. In Abessinien ist es heute noch das Privilegium des Negus, allein einen Schirm aus rother Farbe und ein Zelt aus rothem Stoff zu besitzen. Und wenn mein grüner Schirm einen so überraschenden Erfolg erzielte, so ist das nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die Goldstickerei wie überhaupt die ganze Composition in jeder Beziehung reich und meisterhaft war. Wie bei uns, in unseren militärisch organisirten Ländern, nur die größten Thaten Jemandem die Auszeichnung seitens des Regierenden verschaffen, das Scepter (Marschallsstab) zu tragen, so ist bei den Abessiniern die Erlaubniß, sich eines seidenen Schirmes bedienen zu dürfen, immer eine besondere Gunst seitens des Negus. In letzterer Zeit hat allerdings der Kaiser Johann vielen vornehmen Herren und Damen die Erlaubniß ertheilt, sich eines europäischen Schirmes bedienen zu dürfen, und er wird jetzt wohl bald Jedem gestatten, in dieser Beziehung zu

thun und zu lassen, was ihm beliebt, aber zur Stunde ist diese Erlaubniß, als für Jedermann geltend. noch nicht erfolgt. Nur des abessinischen Strohsonnenschirmes darf sich gegenwärtig Jeder bedienen.

Der Burnus aus violettem Sammet, reich mit echtem Gold bestickt, vierzig Meter feinsten deutschen rothen Tuches und einige andere Kleinigkeiten fanden ebenfalls Beifall, und die dem Negus nahestehenden Beamten wurden nun auch noch mit ihrem Range entsprechenden Geschenken bedacht, hauptsächlich mit Brocatstoffen.

Der Negus legte namentlich Gewicht darauf, zu wissen, ob alle Gegenstände, besonders das prachtvolle Schwert, welches er nicht müde wurde zu bewundern, in Deutschland gemacht seien. Ich ließ ihm durch Schimper den Namen des Ortes Solingen und den des Fabrikanten — auf dem Schwert gravirt — zeigen und übersetzen.

Nach einer nunmehr zwanglosen Unterhaltung wurde ich sodann „in Gnaden“ entlassen und konnte mit dem Eindruck aus der Wohnung des Negus mich entfernen, daß derselbe von Deutschlands Macht und Können die günstigste Meinung erhalten habe und vor demselben die größte Achtung hege.

Nur drei Tage blieb ich noch in Sámara, während welcher Zeit ich täglich zur Audienz befohlen wurde. Der Negus, der seine Reise speciell meinetwegen verschoben hatte, zog dann nach dem Süden, am selben Tage, als ich seine Residenz verließ und westwärts nach dem schönsten und größten See Abessiniens, dem Tana, abreiste.

Tetsch und Merissa.

Der Tetsch, dessen sich nur noch wenige andere afrikanische Völker außer dem abessinischen bedienen, wird bei ihnen seit undenklichen Zeiten bereitet, und schon die ersten und ältesten Reisenden, welche nach Habesch kamen, berichten davon. Und immer in rühmender Weise. Franziskus Alvares, welcher sechs Jahre in Abessinien war, erwähnt oft genug des vortrefflichen „Honigweines“, denn etwas anderes ist Tetsch nicht. Alle Europäer, welche das afrikanische Alpenland besuchten, wissen nicht

genug dies vorzügliche Getränk zu preisen, ganz einerlei ob englische, französische oder deutsche Reisende.

Woina-Tetsch, oder Tetsch schlechtweg (tigrisch Meth) nennen die Bewohner des Landes das Getränk, welches aus Honig bereitet wird. Das Wort Woina, griechischen Ursprungs, bedeutet Wein. Man sagt, daß in früheren Zeiten der Tetsch nur das Getränk des Negus, der Ras, der Dedjatsch gewesen sei. Heute ist das nicht mehr der Fall; wer die Mittel, d. h. den dazu gehörigen Honig und die dazu gehörigen Pflanzen besitzt, kann sich Tetsch selbst bereiten, oder wer Geld hat, kann sich, in den größeren Ortschaften wenigstens, dies Getränk kaufen.

Man bereitet den Tesch am besten*), indem man zu vier Theilen Honig, der jedoch das Wachs noch enthalten muß, einen Theil Wasser zusetzt, und diese Mischung in einem zugedeckten irdenen Krug während zweier Tage der Sonne ausgesetzt gähren läßt. Im Winter, bei größerer Kälte, erfordert die Gährung längere Zeit, oft drei bis vier Tage, falls man nicht durch künstliche Wärme nachhilft, was indeß für den Geschmack des Tetsch nicht so vortheilhaft ist. Während des letzten Tages der Gährung setzt man eine Hand voll, oder je nach dem, Blätter vom Geschobaum, Rhamnus pauciflorus, hinzu, welche trocken oder frisch sein können. Trockene Blätter scheinen besser zu wirken. Diese Blätter können auch ersetzt werden durch Wurzeln des Taddostrauches, Rhamnus staddo, was aber dem Getränk bei weitem nicht den feinen würzigen Geschmack gibt. Ja, es giebt noch andere Pflanzen, deren Blätter bei Mangel jener eben genannten beiden Pflanzen als Surrogate dienen müssen, aber keine einzige kommt an Aroma dem Rhamnus pauciflorus gleich. Denn gerade diese Zuthat der Pflanze ist es, welche dem Getränk den eigenen würzigen Geschmack gibt, welcher sich mit dem keines andern Getränkes vergleichen läßt, sondern als sui generis im vollsten Sinne des Wortes bezeichnet werden muß. Ob diesen Rhamnuspflanzen irgend welche narkotische Eigenschaften inneliegen, lasse ich dahingestellt sein. Das Berauschende des Getränkes wird hervorgebracht durch den Alkoholgehalt, welcher sich während des

*) Nach einem Recept Dr. Schimpers, der in Abessinien wegen seiner Tetschfabrikation berühmt war.

Processes der Gährung entwickelt. Und je nachdem man mehr oder weniger Honig nimmt, wie vorhin das Verhältniß zum Wasser angegeben wurde, kann man das Getränk schwächer oder stärker herstellen.

Man muß sich hüten, Honig aus mit Colqual bestandenen Gegenden zu beziehen, weil die Bienen diese zur Zeit der Blüthe abweiden, und der Honig stets mehr oder weniger Euphorbiengift in sich schließt. Betäubung, Darmentzündung, und bei anhaltendem Gebrauche acut auftretende Krankheiten sind die Folgen.

Tetsch, in der oben beschriebenen Weise bereitet und in mäßiger Weise getrunken, etwa ein Liter tagsüber, ist nicht nur gesund, sondern anregend wie Wein. Stärker zubereitet oder in größerer Quantität genommen, ist der Tetsch sehr berauschend und scheint erotisch — wenigstens behaupten das Viele — zu wirken. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß jene unanständigen Liebeshändel, wie sie früher von vielen Reisenden berichtet und zum Theil als selbst gesehen geschildert wurden, eher der Wirkung des Rausches zuzuschreiben sind, als einem besonderen agitirenden Princip. Darin stimmen aber alle überein, daß Tetsch eines der angenehmsten Getränke ist. In den größeren Städten Adua, Sokota, Axum und Gondar ꝛc., konnte man im Durchschnitt für einen Maria-Theresia-Thaler 50 Liter bekommen.

Viel häufiger findet man in Abessinien Merissa oder Bier, auch Busa genannt (amharisch Tala, trigrisch Soa), welches manchmal eine entfernte Aehnlichkeit mit unserm Bier, namentlich mit Weißbier hat, wenn dies sauer geworden ist. Die Abessinier bereiten es aus Mais, aus Dagussa (Eleusine), seltener aus Tiëf (Eragrostis). Das Korn wird zum Keimen gebracht, dann schnell gedörrt, zerstampft oder zwischen Steinen zermahlen, das Mehl zu einer Paste mit Wasser angerührt, und diese nun je nach Bedarf mit Wasser zum Gähren angesetzt. Nach einigen Tagen, meist vier bis fünf, etwickelt sich etwas Alkohol, und falls dies Getränk nicht gleich benutzt wird, wird es in große Töpfe oder Krüge (Gombud) gethan, deren hölzerner Deckel mit Kuhmist beinahe hermetisch verschlossen wird. Dies Getränk hält sich ziemlich lange, aber keineswegs verbessert sich die Qualität desselben durch Aufbewahren. Für Europäer ist dies, meist chocoladefarbig aussehende Getränk kaum zu genießen. Die Abessinier

trinken es gern, bedürfen aber ungeheurer Quantitäten, um sich nur etwas dadurch aufzuregen. Die, welche sich den Luxus erlauben können, suchen eine Narkose oder eine Trunkenheit dadurch schneller herbeizuführen, daß sie zwischendurch Schnaps trinken, den man ebenfalls im Lande durch Destillation aus Honigwein oder Bier gewinnt: ein Fusel, der aber in der That abscheulich ist. Wein aus Trauben wird jetzt gar nicht mehr in Abessinien bereitet, da alle Reben durch schädliche Einflüsse zerstört sind.

Kaffee.

Im gewöhnlichen Leben ist allgemein der Glaube verbreitet, Arabien, speziell Mokka und Umgegend, sei der Heimathsort des Kaffeebaumes. Ja, ganz kürzlich las man in einer hervorragenden Zeitung Deutschlands, Ceylon könne als die eigentlichste Heimath des Kaffees betrachtet werden. Mokka ist aber nicht einmal der Ort, wo der beste Kaffee wächst, geschweige die Heimath desselben. Wann der Kaffee nach Arabien verpflanzt wurde, können wir zwar nicht nachweisen, aber verpflanzt dorthin wurde er, und daß er nach Ceylon wie nach allen anderen außerafrikanischen Ländern importirt wurde, läßt sich geschichtlich erhärten. Die Heimath des Kaffees ist Afrika. Quer durch den Continent hindurch, von der Somaliküste an bis nach dem Atlantischen Ocean, wächst der Kaffeebaum wild und wird angebaut. Sein Gebiet liegt etwa in Afrika zwischen dem 8. und 12. Grad nördl. Br. als wildwachsender Baum. Aber eingeführt und angebaut, erstreckt sich jetzt auch in Asien und Amerika die Zone des Kaffees zwischen 25 Grad nördl. und südl. Br., und je nach localen, klimatischen und anderen Verhältnissen wird diese Pflanze ein noch viel größeres Gebiet einnehmen können und thut es bereits.

Wildwachsend erreicht der Kaffeebaum die Höhe von 2 m. Zu den Rubiaceen gerechnet, sieht der Kaffeebaum fast aus wie ein Lorbeerbaum, doch sind die dunkelgrünen, oben glatten Blätter etwas größer. Die Blume ist weiß und gleicht der des Jasmin. Das Bäumchen ist immer grün. Durch Anpflanzung entwickelt sich der Kaffeebaum, welcher im wilden Zustand eher ein Strauch genannt werden kann, zu der ansehnlichen Höhe von 6 bis 8 m und wird

gern in pyramidaler Form gezogen. Die Frucht, etwa 10 mm lang und fast eben so breit, enthält, während sie von außen fleischig und, wenn reif, von röthlichem Aussehen ist, die Bohnen, welche je nach der Art — man kennt jetzt im Ganzen an hundert verschiedene Kaffeesorten — etwas größer und kleiner sind. Die eine Seite ist erhaben, die andere flach und mit einer Längsrinne versehen für den in das Gehäuse hineinragenden Samenstrang. Jeder kennt übrigens die Kaffeebohne, so daß eine weitere Beschreibung vollkommen überflüssig ist, wie denn die in den größeren Städten wohnenden Leser in den botanischen Gärten wohl alle einen Kaffeestrauch oder Kaffeebaum gesehen haben dürften.

Es soll hier von den Bestandtheilen der Kaffeebohne nicht die Rede sein. In jeder Chemie läßt sich darüber das Nöthige nachlesen. Auch nur im Vorbeigehen soll erwähnt werden, daß der Kaffee wirkt durch seinen Tanningehalt, durch die empyreumatischen Oele und hauptsächlich durch den geringeren oder größeren Gehalt an Koffeïn oder Kaffeïn. Dies letztere, ein Alcaloïd, ist nun nicht nur im Kaffee, sondern auch im Thee, in Guaraná (Same der Paulinia sorbilis, einer südamerikanischen Sapindacee) und am meisten in der Gora- oder Kolanuß (Sterculia acuminata) vertreten. Auch äußerlich hat der Gorabaum Aehnlichkeit mit dem Kaffeebaum. Während aber die Kaffeebohne im ungerösteten Zustande einen Geschmack hat, den man fast als fade bezeichnen kann, schmeckt die Goranuß aromatisch und hat einen an Süßholz erinnernden Nachgeschmack.

Die Güte der Kaffeebohne hängt ab von dem mehr oder weniger großen Gehalt an Koffeïn. Während einige Sorten nur 0,5 Procent enthalten, weisen Javakaffee und der sogenannte Mokka einen Gehalt von 2,5 auf. Der beste Kaffee ist unzweifelhaft der von der Somaliküste und den Gebirgsländern von Südabessinien kommende, welcher aber nie direct in den europäischen Handel gelangt, sondern in Hodeida und in Mokka den Stempel als „Mokkakaffee" erhält. Selbst der aus Kaffa, dem Lande, welches dem Kaffee den Namen gegeben hat, kommende Kaffee heißt nicht etwa „Kaffakaffee", sondern wird in Mokka umgetauft und als solcher verkauft.

Durch Liebig ist indeß nachgewiesen, daß die in Java cultivirten Kaffeebohnen und annähernd auch der Ceylonkaffee

eben so gut, das heißt so reich an Koffeïn sind, wie der sogenannte Mokkakaffee. Und was die Hauptsache ist, daß die flüchtigen Oele von derselben guten Beschaffenheit sind. Das ist ein wesentlicher Punkt. Und gerade hierin unterscheidet sich der Brasilianer Kaffee von den ebengenannten, daß seine Essenzen, welche den Wohlgeruch und auch den Wohlgeschmack bedingen, nicht nur in ihm in geringerem Maße enthalten, sondern auch anderer Art sind. Wie hoch man aber bei manchen Stoffen die Essenzen in Bezug auf ihr Wesen veranschlagen muß, das lehrt am besten der Tabak. Seiner Zeit äußerte sich unser berühmter Chemiker Liebig dahin, daß, abgesehen vom Nikotingehalt, der Wohlgeruch der Havannacigarre ausschließlich durch die in diesem Tabak enthaltene Essenz bedingt sei und sich der Havannatabak gegenüber dem türkischen (welcher zu Cigarretten besonders verwandt wird) verhält wie etwa ein wohlschmeckender und bouquetreicher Wein zum Fuselschnaps. Eine solche Wahrheit darf man allerdings den Cigarrettenrauchern nicht sagen, denn das Cigarrettenrauchen gehört jetzt in Paris mit zum guten Ton. Und das genügt.

Ein sehr großer Unterschied besteht zwischen den besten und weniger guten Kaffeesorten nicht. Die Hauptsache ist die, daß man zu diesem Getränk Kaffeebohnen nimmt und sich nicht verführen läßt, zu einem sogenannten Kaffeesurrogat zu greifen. Denn Kaffeesurrogate giebt es nicht. v. Liebig hatte mich beauftragt, bei meinen Reisen durch Deutschland, England, Frankreich und Italien ihm jedes Surrogat aufzukaufen und zuzusenden. Ich that es natürlich, aber unwandelbar bekam ich nach jeder Einsendung die Antwort: „Keine Spur von Koffeïn zu finden, das Eingeschickte hat nichts mit Kaffee gemein." Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Jeder Gegenstand ohne Ausnahme, welcher unter dem Namen Kaffeesurrogat in den Handel gebracht wird, hat auch keine einzige von den wirksamen Eigenschaften des Kaffees. Höchstens findet man in einigen zusammenziehende Stoffe, oder die brenzlichen Oele erinnern von fern an das wohlduftende ätherische Oel des Kaffees. Alle, wie sie sich nennen, woraus sie bestehen, die in Frankreich so viel beliebte Cichorie, welche in Deutschland gezogen wird, oder der Eichelkaffee oder der sogenannte Feigenkaffee, oder der aus Dattelkernen oder endlich, und das ist noch das beste Surrogat, der aus Spargelsamen bereitete — alle

haben nicht das Mindeste gemein mit der Kaffeebohne. Und wenn man diese Surrogate anpreisen hört als „Ersatz“ für Kaffee, so ist das Lug und Betrug. Man kann vielleicht ein nicht absolut gesundheitsgefährliches Gebräu daraus herstellen, aber Kaffee ist es nicht, und die belebenden anregenden Wirkungen, welche man nach dem Genusse des Kaffees verspürt, sucht man darin vergeblich.

Das aber bildet den Werth des Kaffees, daß er wie der Thee, wie Guaraná und andere einen Stoff enthält, von dem man nachgewiesen hat, daß er belebend auf die Function des Gehirns wirkt. Und nur darin liegt der Nutzen, keineswegs aber als ob Kaffee irgendwie einen Factor hinsichtlich der Ernährung abgäbe. Ja, wenn man in Betracht zieht, daß er mit Milch gemischt oder mit Zucker gesüßt wird, dann ändert sich die Sache. Wenn man Brod dazu genießt oder gar, wie das in der östlichen Schweiz Sitte ist, zu dem mit Zucker gesüßten Milchkaffee Butter beimischt, dann wird das Ganze zum Range eines wirklichen Nahrungsmittels erhoben.

Während unzweifelhaft der Gebrauch des Kaffees aus dem Morgenlande stammt, zuerst in der eigentlichsten Heimath des Kaffeebaumes, in Südabessinien (Schoa, Enarea, Kaffa u. s. w.), genossen wurde, dann in Arabien und von hier nach den übrigen Ländern Verbreitung fand, ist er in seinen Heimathländern nie Nationalgetränk geworden. Wenn man berichtet hat von den achtzig Schälchen Kaffee, die gewisse Araber während eines Tages trinken könnten, so ist das eben Fabel, und Derjenige, der die ärmlichen Verhältnisse der Araber, Türken, Berber u. s. w. kennt, weiß, daß zum Trinken von zehn Tassen oder Täßchen bei diesen Völkern der Consument schon ein vermögender Mann sein muß. Und wenn Jean Paul gesagt haben soll, der Kaffee mache feurige Araber, der Thee ceremonielle Chinesen, so ist das von Ersteren jedenfalls nicht richtig. Denn von hundert Arabern dürfte kaum einer regelmäßig dem Genusse des Kaffees huldigen. Also von einem Einflusse des Kaffees auf das ganze Volk kann keine Rede sein.

Nationalgetränk — aber nirgends ausschließliches — ist aber der Kaffee bei den cultivirten Völkern geworden. Wie jedoch, je höher ein Volk in der Cultur steht, die Nahrungsmittel, die Getränke und die Genuß- und Reizmittel um so verschiedenartiger in

Anwendung sind, so sehen wir, daß der Kaffee, weil die Culturvölker den Gebrauch desselben zu spät kennen lernten, ihn nicht als ausschließliches Getränk annehmen konnten. Ein Volk kann wohl mehr oder weniger davon consumiren, aber so wenig wie Thee, Chocolade, Wein, Bier u. s. w. das ausschließliche Getränk einer civilisirten Nation sein können, so wenig kann es der Kaffee. Nur ein Volk wie das der Marokkaner, welches eine Nationalspeise, das heißt eine solche, welche jede Familie, einerlei ob arm ob reich, täglich genießt: Kuskussu, würde im Stande sein, auch ein Nationalgetränk zu haben. Aber die Marokkaner haben im Allgemeinen kein solches, weil ihnen ihr Land nichts bietet. Die wenigen Reichen haben Thee als Nationalgetränk, dasselbe also, welches die Chinesen besitzen. In vielen Gegenden Innerafrikas findet man die sogenannte Busa oder Merissa (eine Art schlechten Bieres) als Nationalgetränk; aber stets ist unter solchen Völkern, wo ein einziges Getränk in Gebrauch ist, auch nur ein Gericht Essen in Gebrauch, oder es muß schon eine höhere Stufe der Gesittung erklommen haben, wie das Chinas, welches bei mannigfaltiger Nahrung außer Thee auch noch andere Getränke hat.

Wir haben gesehen, daß es keine Surrogate für Kaffee giebt. Aber die Möglichkeit wäre nicht ausgeschlossen, daß man dermaleinst die Hülsen, welche man jetzt wegwirft, verwerthete, um Kaffee-extract daraus zu machen. v. Maltzan erzählt uns, daß in Südarabien die Araber „Gischr", das heißt eine Abkochung aus Hülsen der Kaffeebohnen bereitet, tränken, und aus den Untersuchungen von Stenhouse*) wissen wir, daß die Blätter des Kaffeebaumes mehr Koffeïn enthalten, als die Bohnen selbst. Weshalb sollten also diese Blätter nicht verwerthet werden können zur Bereitung von Kaffee-Extract? Durch die Untersuchungen von Liebig ist nachgewiesen worden, daß die Kola- oder Goranuß ebenfalls mehr Koffeïn enthält als die Kaffeebohne. Weshalb sollte also dereinst zur Bereitung von Kaffee-Extract diese Nuß nicht dienen können? Ueberhaupt möchte ich der Goranuß, die augenblicklich nur wild wachsend in Afrika gefunden und nur von den Negern genossen wird, noch eine große Zukunft vindiciren.

*) v. Bibra: „Narcotische Genußmittel." Nürnberg 1855.

Man hat behauptet, Kaffee-Extract hielte sich nicht, und es sei unvortheilhaft, ihn herzustellen. Das erstere ist unrichtig, das letztere ist wahr, in so weit es sich auf unsere Länder bezieht. Auf zweien meiner Reisen habe ich Kaffee-Extract mit mir gehabt und ausschließlich von diesem meinen Kaffee bereitet. Und immer, wie ich ihn herstellte, kalt oder warm, war das Getränk vorzüglich. Freilich war der Extract aber auch bereitet von dem ersten Chemiker seiner Zeit: von Justus v. Liebig.

Dieser große Mann, dem die Welt den Fleisch-Extract verdankt, interessirte sich lebhaft für meine Reisen. Ich hatte ihm 1866 von der Sierra Leone Goranüsse mitgebracht, welche er auf Koffeïn untersuchte und worin er jenen hohen Gehalt dieses Alkaloïds entdeckte.

Als ich meine Reise nach Cyrenaïka unternahm und später die britische Expedition unter Lord Napier nach Abessinien begleitete, war er es, der mich mit Kaffee-Extract ausstattete, um eben dadurch die Haltbarkeit dieses neuen Präparates erproben zu lassen. Wo konnte dasselbe auch einer besseren Untersuchung auf Haltbarkeit unterworfen werden, als in diesem Erdtheil? In dem nicht nur die größten Hitzegrade zu erdulden sind, sondern wo man zugleich wie z. B. in Abessinien, Wärmedifferenzen in einigen Stunden zu durchlaufen hat, die sich manchmal innerhalb 60 Grade bewegen. Denn in den Kollagegenden kann das Thermometer auf + 50 Grad steigen, während man am selben Tag auf der Deka mitten im Schnee eine Kälte von — 10 Grad erleben kann. — Nicht nur Fleisch-Extract, sondern auch der Kaffee-Extract haben sich unter allen Umständen vorzüglich gehalten.

Liebig hatte allen Ernstes vor, in Südabessinien eine Fabrik für Kaffee-Extractbereitung anzulegen. Mit richtiger Folgerung meinte er, nur dort könne eine Kaffee-Extractfabrik rentirende Geschäfte machen, wo der Kaffee gleichsam nichts gelte. Denn hier in Europa würde z. B. eine Fleisch-Extractfabrik sich auch nicht rentiren können. Sie kann es nur da, wo man die Thiere der Häute wegen schlachtet, wo das Fleisch gar keinen Werth hat. So wenig Werth, daß man, ehe man daran dachte, Extract daraus zu bereiten, es einfach wegwarf. Auch die Vermuthung Liebigs, der Kaffee habe in Südabessinien keinen Werth, war ziemlich richtig. Während der britischen Expedition kaufte man für einen Maria-

Theresienthaler circa sechzig Pfund vorzüglichen Kaffee. Ein Maria-Theresienthaler ist etwa vier Mark. Und dies war innerhalb des Bereiches der britischen Armee, also noch nördlich von der Zone, von welcher der Kaffee stammt. Aber augenblicklich in die Gegend einzudringen, wo der Kaffee wild wächst, wo er also in der That umsonst zu haben gewesen wäre, ist nicht möglich, und noch weniger in derselben eine Fabrik zu errichten. Ja, selbst jetzt, wo doch an der Spitze Abessiniens ein Monarch steht, also anscheinend sich das Land in geordnetem regelrechten Zustande befindet, möchte ich Keinem rathen, dorthin zu gehen, um ein Geschäft zu gründen.

Es fragt sich außerdem, liegt die Nothwendigkeit vor, Kaffee-Extract aus Bohnen zu machen? Dies glauben wir verneinen zu müssen. Der Kaffee, d. h. die Kaffeebohne, ist selbst gewissermaßen ein Extract, ein kleinstes der ganzen Pflanze, wie jedes Samenkorn ein Mittelpunkt der Pflanze ist, welches alle Eigenschaften derselben concentrirt enthält. Ja, wenn es sich darum handelte, aus den Fruchthülsen der Kaffeebohne, den Blättern des Baumes, die Koffein enthalten, das Beste und Wirksamste zu extrahiren, dann würde das Machen von Kaffee-Extract Sinn haben. Die Kaffeebohne läßt sich aber mit Leichtigkeit überall hintransportiren, brennen, mahlen oder stampfen, so daß das Mitführen von Extract kaum Erleichterung bietet.

Wie ist man aber zuerst auf den Gebrauch des Kaffees gekommen? Das ist eine Frage, welche, namentlich wenn man das: „wann“ wurde der Kaffee zuerst in Gebrauch genommen, mit in Betracht zieht, schwer zu beantworten ist. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Thee, mit Guaraná, mit Koka, mit Gora — mit einem Worte mit allen Reiz- und Genußmitteln. Es ist dies um so bemerkenswerther, als wir, mit der Wissenschaft an der Hand, uns den allgemeinen Gebrauch des Kaffees jetzt erklären können. Wir können uns sagen: „weil der Kaffee directen Einfluß auf die Thätigkeit des Gehirns, auf das Denken, ausübt“; aber davon wußten doch die, welche zuerst den Gebrauch des Kaffees einführten, nichts. Sie konnten nur durch die Praxis das Belebende und Anregende, welches das Kaffeetrinken im Gefolge hat, erproben.

Interessant ist daher, was die Araber sagen, wie sie zuerst auf den Gebrauch des Kaffees gekommen seien.

Ein Hirt mit seiner Ziegenherde habe bemerkt, daß jedesmal, wenn er mit seinen Thieren nach einem Hügel gekommen, wo eine immergrüne Baumgruppe stand, diese von den Blättern der Bäumchen mit Vorliebe geweidet hätten und in Folge davon sehr lustig und übermüthig geworden wären. Diese Bäumchen waren die Kaffeepflanzen, und so aufmerksam gemacht, versuchte der Hirt auch von den Blättern die erheiternde Wirkung an sich zu erproben; und siehe da, auch der Hirt wurde lustig und vergnügt.

Das Rösten der Bohnen scheint nicht von Anfang an Sitte gewesen zu sein. Es hat mit der Entwickelung des Koffeïns nichts zu thun. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, das man zuerst den Kaffee bereitete aus ungebrannten Bohnen. Daß dem so ist, wird uns von verschiedenen Reisenden bestätigt. Ich verweise nur auf den in Deutschland durch seine in der Diplomatie geleisteten Dienste so bekannten Abeken, welcher, als er mit dem berühmten Aegyptologen Lepsius eine Reise nach Oberägypten und Nubien unternahm, bei einigen Stämmen der Eingeborenen die Sitte fand, daß sie eine Abkochung aus ungebrannten Kaffeebohnen genossen. Abeken hatte eine solche Vorliebe für dies Getränk gefaßt, daß er, nach Deutschland zurückgekehrt, diese Art, den Kaffee zu bereiten, beibehielt, und Schreiber dieses erinnert sich, vor etwa zwanzig Jahren bei ihm auf solche Weise zubereiteten Kaffee getrunken zu haben. Schön oder, wie man in Süddeutschland sagt, gut schmeckte er nicht.

Die belebende Wirkung wird mit aus ungebrannten Bohnen gekochtem Kaffee eben so gut erzielt, denn das Koffeïn übt seine Wirkung auch in dieser Form aus. Aber der angenehme Geschmack fehlt, weil die Essenzen, die wohlduftenden und aromatisch schmeckenden Oele, erst durch das Brennen der Bohnen erweckt werden. Zu viel Brennen verflüchtigt die Oele.

Erst seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist der Kaffee bei den Arabern eingeführt. Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde in Südeuropa der Gebrauch des Kaffees durch die Vermittelung der Venetianer eingebürgert. 1721 wurde das erste Kaffeehaus in Berlin eröffnet. 1750 wurde in Deutschland an allen Höfen und in allen vornehmeren Haushaltungen Kaffee getrunken. Im Anfang dieses Jahrhunderts war Kaffee in einer jeden deutschen Familie etwas Alltägliches.

Wie man in Deutschland für das Fremde schwärmt und eingenommen ist, dafür ist die Zubereitung des Kaffees ein recht merkwürdiger Beleg. Wie oft hört man den Ausruf: „Nirgends ist der Kaffee so gut wie in Carlsbad!“ oder: „Nur in den Cafés von Paris versteht man Kaffee zu bereiten!“ oder: „Der in diesem Berliner Kaffeehaus gekochte Kaffee schmeckt so gut wie der in einem Wiener Café bereitete!“ Ueber Geschmacksache läßt sich nicht streiten. Was der Eine lieblich findet, hält der Andere für abscheulich. Aber wenn man den Grundsatz festhält, daß der frisch „gekochte“ Kaffee, wie ihn Türken und Araber in der Levante, frei von allen Zusätzen, bereiten, der beste sei, dann muß man das Urtheil fällen, daß der Kaffee, wie man ihn in den Pariser Cafés bekommt oder wie er in Wien gemacht wird, ein Getränk ist, welches mit dem ursprünglichen Absud der Kaffeebohne wenig mehr gemein hat. Das Pariser Getränk besteht nicht nur zur Hälfte aus Kaffeesurrogat*), sondern wird auch meist — je nach dem Bedarf — in großen Quantitäten stundenlang kochend erhalten. Von jenem bekannten wirklichen Kaffeegeruch merkt man denn auch absolut nichts. Von wirklichem Kaffeegeschmack ist keine Spur mehr vorhanden. Selbst die Farbe ist nicht dem Decoct der Kaffeebohne entsprechend, sondern das „schöne, goldige Braun“ hervorgebracht durch Cichoriensaft oder andere Kaffeesurrogate, welche aber alle mit dem Kaffee nichts gemein haben als den usurpirten Namen. Von Deutschland, wo am meisten Cichorien gebaut wird, geht dieser Artikel vorzugsweise nach Frankreich; dasselbe consumirt mehr Cichorien als Deutschland und die skandinavischen Länder zusammen, ja kein anderes Land bezieht so viel und verbraucht so viel Cichorien wie Frankreich. Aber trotzdem, wie stolz ist man, sagen zu können: „Ich trank in Paris eine Tasse Kaffee, und nur in Paris versteht man Kaffee zu bereiten!“ — Armes Wesen! wenn du wüßtest, daß selbst eine Tasse sächsischen Bliemchenkaffees mehr Koffeïn enthält, als jenes bittersüße dunkelbraune Pariser Cichoriendecoct, aus dem man nur etwas Anregung erhalten kann, wenn man ein Gläschen Cognak zu Hilfe nimmt!

---

*) Am 28. März 1881 brachte die Nordd. Allg. Ztg. in einer handelspolitischen Correspondenz aus Paris eine Aufzählung aller unglaublichen Dinge, womit in Paris der „café“ bereitet wird.

Bei den Arabern und Türken wird der Kaffee „gekocht", nachdem die dunkelbraun gerösteten Bohnen in einem hölzernen, manchmal aber auch eisernen Mörser vorher zu einem feinen Mehl zerstampft wurden. Stets wird nur nach Bedarf gekocht und der feine Satz, ähnlich wie bei der Chokolade, mit in das Täßchen geschüttet. Darin stimmen Alle überein, daß man nirgends besseren Kaffee trinkt als bei den Türken und Arabern. Selbst Brillat-Savarin, welcher aber bezüglich des Kaffees keineswegs competent ist, sagt: „Le café concassé à la turque a plus de saveur que le café moulu dans un moulin." Freilich, wenn die Pariser Cafétiers die Worte ihres großen Landsmannes beherzigten: „Laisser l'eau bouillante, surtout longtemps, en contact avec le café, est une hérésie, le préparer avec de l'eau de marc c'est assimiler son estomac et ses organes au tannage", dann würden sie besseren Kaffee bereiten.

Der Kaffee muß „gekocht", aber „schnell" gekocht werden. Es ist daher zu bedauern, daß die Methode, welche in ganz Europa bis Ende der vierziger Jahre gang und gäbe war, den Kaffee zu kochen und dann durch einen Filter durchzuseihen, verlassen worden ist. Die Methode, den Kaffee nur mittelst Durchgusses zu bereiten, wie es beim Thee allerdings sein muß, ist deshalb verwerflich, als durch eine bloße Infusion die Stoffe, welche man beim Trinken des Kaffees genießen will: Koffeïn, die aromatischen Oele und selbst das Tannin, nicht hinlänglich ausgezogen werden. In neuerer Zeit hat man sich denn auch wieder der Abkochung zugewandt durch Einführung der sogenannten Wiener Kaffeemaschinen.

Zum Schlusse soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß Kaffee keineswegs, wie man gemeiniglich annimmt, ein Digestiv ist, sondern das Gegentheil bewirkt. Die Sitte, nach dem Mittagsmahl eine Tasse starken Kaffees zu trinken, ist aber trotzdem nicht verwerflich, eben so wenig wie man Einsprache erheben kann gegen den Gebrauch des Kaffees im Allgemeinen. Der Kaffee hat seit langem seine Feuerprobe bestanden, und als bester Beweis, wie der Consum zugenommen hat, können die Zahlen sprechen: im Anfang dieses Jahrhunderts wurden von den nicht Kaffee producirenden Ländern etwa eine Million Centner Bohnen, 1880 aber fünfzig Millionen Centner verbraucht.

Aegypten.

Das alte Land der Pharaonen zieht augenblicklich in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich. Nicht, daß dort wieder eine wichtige historische oder archäologische Entdeckung gemacht wäre, wie 1881, wo man die Mumie Ramses des Großen, dieses Zeitgenossen Moses', endlich fand und an's Tageslicht zog — durch andere, gewiß nicht minder wichtige Ereignisse werden die Blicke Europa's auf Aegypten gelenkt. Endlich nach langer Zeit glaubt man die Möglichkeit der Consolidirung des gesegneten Nilthales vor Augen zu haben. Seit mehr als tausend Jahren besaß das unglückliche Land keine Selbstständigkeit mehr. Die eigentlichen Bewohner Aegyptens, die Kopten und Fellachen, waren seit der Zeit der Ptolemäer Sklaven fremder Eroberer; freilich auch Sklaven unter ihren eigenen Herrschern, aber doch unter Herrschern von ihrem eigenen Blute. Die Ptolemäer, die Römer, die arabischen Kalifen, die Mamelukkenherrscher, die von den Osmanlis ernannten Pascha blieben stets Fremdlinge im Lande. In Aegypten kannte man bis jetzt ganz vorzugsweise nur Einen: den, welcher mit seinen Günstlingen verzehrte und genoß, während die Mehrzahl für ihn arbeitete und frohnte, damit er genießen könne. Die Lage wurde noch dadurch verschlimmert, daß, abgesehen vom fremdländischen Herrscherthum, seit der türkischen Oberherrlichkeit ein bedeutender Theil der Gelder als Tribut außer Landes ging. Kein Staat der Welt verstand es, in so raffinirter Weise Länder und Provinzen pecuniär auszubeuten, wie die Türkei. Ein solcher auf ausgeschöpftem Grund errichteter Staatsbau ist aber ein Kartenhaus, das, wenn es nicht umfallen soll, ängstlich vor Zugluft behütet werden muß.

Seitdem Großbritannien in Folge der Abtrennung der Vereinigten Staaten im Jahre 1783 zur Erkenntniß gekommen ist, daß auswärtige Besitzungen nur dann dauernd erhalten werden könnten, wenn man sie von Tributen, Zöllen und Abgaben an's Mutterland befreie, hat nicht eine einzige seiner zahlreichen Colonien auch nur versucht, sich von ihm abzulösen: immer neue sind vielmehr hinzugekommen.

Das türkische Reich ist aus der Hauptstadt und tributpflichtigen Provinzen zusammengesetzt. Unter letzteren muß man solche unterscheiden, welche für ihren Tribut irgend eine Gegenleistung seitens der Metropole oder der Regierung erhielten, z. B. Serbien, Moldau, Walachei ꝛc. Aber der Bevölkerung selbst dieser Staaten genügten diese Gegenleistungen nicht. Man empörte sich, und die ebengenannten Staaten sind heute frei. Andere Provinzen dagegen erhielten von der Metropole gar keine Gegenleistung, und zu diesen gehört Aegypten.

Seit jeher war dies Land viel trauriger daran, als alle übrigen Provinzen: es mußte Tribut zahlen, empfing aber dafür von der türkischen Regierung auch nicht das geringste Aequivalent. Die Unhaltbarkeit solcher Zustände fühlt Jeder heraus, besonders wenn man die geographische Lage Aegyptens in's Auge faßt. Längst schon würde das Land sich von jener drückenden Vasallenschaft befreit haben, wenn nicht Großbritannien stets mit eiserner Faust es unter das verhaßte Joch zurückgedrückt hätte.

Aegypten erhielt 1789 den ersten Anstoß zu seiner jetzigen Lage, als Bonaparte in Kairo einzog. Denn Mehemed Ali, dieser wahrhaft große Mann, der Gründer der jetzigen Dynastie, ist ein Geschöpf der französischen Expedition. Mit dieser kamen neue Ideen nach dem Nilthale, und wenn auch das eigentliche Volk, die Fellachen, noch lange nicht vom Kanonendonner der Schlachten bei den Pyramiden und bei Abukir erwachte, so hatte doch ein Mann seine Aufgabe erfaßt und begriffen: Mehemed Ali.

Aber trotz des Friedens von Kiutahia am 4. Mai 1833 und trotz des Sieges bei Nesib am 24. Juni 1839 konnte Mehemed Ali seine vollkommene Unabhängigkeit nicht erringen. Es war England, welches den ägyptischen Sieger dem constantinopolitanischen Oberherrn wieder auslieferte.

Im selben Jahre, als Mehemed Ali die Türken vernichtete, nahm Großbritannien Aden, das Gibraltar des persisch-arabischen Meeres. Von diesem Augenblicke an sind England seine Ziele klar vorgezeichnet, die es wohl manchmal aus den Augen zu verlieren s c h e i n t, auf die man es aber immer wieder zurückkommen sieht. Man macht Großbritannien, diesem riesigen, für die Bildung des ganzen Erdballes so wichtigen Reiche, den Vorwurf der

Eigennützigkeit; man sollte lieber sagen, daß keine andere von den europäischen Nationen so zielbewußt denkt, wie die britische.

Von 1839 an kann das rothe Meer schon als ein britisches Gewässer betrachtet werden. England hat seine indischen Eroberungen so ziemlich vollendet, es hatte festen Fuß in Australien gefaßt, und zehn Jahre später, 1849, war die Durchstechung des Isthmus von Sues eine beschlossene Sache. Wenn man jetzt erwägt, daß England fast alleiniger Besitzer der Actien der Sues-Canal-Gesellschaft ist, so drängt sich fast unwillkürlich der Gedanke auf, ob Palmerston wirklich ein ernstlicher Gegner der Anlage gewesen sei; ob er nicht vielleicht den Bau absichtlich durch Frankreich ausführen ließ, um nach gemachtem Experiment sich desselben zu bemächtigen. Das Canalunternehmen gelang vortrefflich, und anscheinend erfuhr die Palmerston'sche Politik dadurch ein Dementi. Aber, wie gesagt, in England denkt das ganze Volk, es gibt dort eine wirklich denkende Volksseele: 1875 kaufte England 176,602 Suescanalactien auf Ein Mal. Damit war, wenn auch die Direction in Händen Lesseps' verblieb, der Canal britisch geworden.

Jedenfalls seit dem Besitze Adens und des Sues-Canals weiß der Engländer, daß er und kein Anderer Erbe des Pharaonenreiches sein wird.

Unter anderen Verhältnissen hätte die englische Regierung ein selbstständiges Reich am Nil begünstigen müssen. Leben und Kraft war dazu genug vorhanden. Mehemed Ali gab den Beweis dafür. Und unter Ismael erlangte Aegypten eine das übrige türkische Reich überragende Ausdehnung.

Aber seit der Eröffnung des Canals haben sich die Verhältnisse im Süden Europas verschoben. Wenn Napoleon I. noch sagen konnte: „Der Besitzer von Constantinopel hält den Schlüssel zur Weltherrschaft in der Hand," so gilt heute dieser Satz nicht mehr so unbedingt wie früher. Der Schwerpunkt der Macht concentrirt sich heute in Unterägypten. Und diese Macht strahlt von Großbritannien aus. Gegen eine solche Thatsache läßt sich schlechterdings Nichts mehr einwenden. Ja, wir können sie neidlos betrachten; denn unsere Interessen gewinnen eher bei einer Anglisirung Aegyptens, als wenn das Land seine Mißwirthschaft unter türkischer Herrschaft fortsetzte.

Wir sind der Meinung, daß Großbritannien sich augenblicklich in der Nothwendigkeit befindet, sich des Canals und mithin Aegyptens bemächtigen zu müssen.

Aegypten ist seit 1879 in einer beständigen Krise. Den Ursprung der heutigen Schwierigkeiten muß man in der finanziellen Hilflosigkeit suchen, in welcher der Chedive Ismael sich befand, als an ihn die Nothwendigkeit herantrat, die nach dem russisch-türkischen Kriege überflüssig gewordenen Soldaten abzulöhnen. Es wurden auf einmal 6000 Soldaten entlassen, welche noch für dreißig Monate Sold zu fordern hatten, und 1600 Officiere aller Grade mit rückständiger Gage zur Disposition gesetzt. Am 18. Febr. 1879 fand die erste Zusammenrottung vor dem Finanzministerium in Kairo statt: Hunderte von Officieren, Tausende von Soldaten forderten Bezahlung. Und wenn man damals den Namen Ahmed Arabi's noch nicht hörte, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß er bereits mit an der Spitze der Meuterer stand. Eine Soldatenmeuterei ist gefährlich, gefährlicher die Nachgiebigkeit. Und der Staat, d. h. der Chedive, gab nach. Er mußte nachgeben. Nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch sein eigenes Militär zwang ihn dazu. Aber als er nachgab, durfte er sein Recht zu strafen nicht versäumen. Die Gefangennahme der Haupträdelsführer gelang ihm. Statt sie erschießen zu lassen, wurden sie bald wieder auf freien Fuß gesetzt. Die Soldaten und Officiere erhielten ihre Bezahlung. Diese Straflosigkeit ist die erste Ursache aller späteren Revolten, bis zur Christenmetzelei vom 11. Juni.

Man muß bedenken, daß man es in Aegypten mit anderen Menschen zu thun hat, als bei uns. Nicht die schlechte Finanzlage, nicht seine Verschwendungssucht kostete dem Chedive Ismaël, wie man behauptete, den Thron, sondern die Straflosigkeit der meuterischen Soldaten. Wäre das Land damals wirklich am Rande des finanziellen Abgrundes gewesen, dann hätten sich die finanziellen Verhältnisse Aegyptens nicht so rasch bessern können: schon zwei Jahre darauf befanden sie sich im blühendsten Zustande. Der Versuch Ismaël's, die Interessen von sieben auf fünf Procent herabzumindern, erregte allerdings den Zorn der französischen und englischen Gläubiger auf's Höchste. Aber fanden derartige Conversionen nicht auch in anderen Ländern statt? nicht auch in der

Türkei, in Spanien, in Italien? Aber man glaubte, daß durch die Abdankung Ismaël's allen Uebeln im Pharaonenlande Einhalt geschehe. Man wußte, daß Niemand zu seiner Vertheidigung hinter ihm stand. Auf die Armee konnte er sich nicht verlassen. Diese Armee fürchtete ihn nicht und liebte ihn nicht. Ismaël hatte ihr gegenüber zu viel Nachsichtigkeit geübt. Dazu kam, daß er seine Panzerschiffe der Türkei auslieferte; daß er seine Truppen der Türkei, ja selbst Frankreich zur Verfügung gestellt; daß er einen nutzlosen und für die ägyptischen Soldaten schmachvollen Krieg gegen Abessinien geführt hatte. Endlich zu seinem Unglücke begann er mit der Heranbildung der Officiere aus dem Stande der Fellachen. Während er früher die Officiere nur aus den Reihen der türkischen (tscherkessischen, bulgarischen 2c.) Efendis nahm, zog Ismaël das nationale Element heran, ohne daß er verstand, es an seine Person zu fesseln. Alles das hatte ihm die Armee vollkommen entfremdet.

Die Mächte, besonders Frankreich und England, wußten, daß Ismaël sich auf Niemand stützen konnte. Selbst auf Deutschland nicht, da Ismaël aus vollkommen nichtigen Gründen um die Entfernung des ihm früher mit gutem Rathe zur Seite stehenden deutschen General-Consuls, Herrn von Jasmund, bat, aber dafür einen viel schneidigeren und ihm kalt gegenüber stehenden neuen Diplomaten von Deutschland erhielt. Eine von der deutschen Regierung am 17. Mai 1879 eingereichte Note spornte jetzt die Westmächte zu mehr energischen Schritten an, und gleich darauf ertheilten sämmtliche Mächte dem Chedive den Rath, abzudanken. Verlassen von den unheilvollen, ihn umgebenden französischen und italienischen Schmarotzern, folgte Ismaël erst der Aufforderung der Pforte und zog sich am 25. Juni 1879 in's Privatleben zurück. Wie die Ratten ein sinkendes Schiff verlassen und sich auf ein neues begeben, so fielen nun alle Barone und Grafen vom alten Chedive ab, um mit ihren Rathschlägen seinen Nachfolger zu beglücken. Und somit endete der erste Act dieser Haupt- und Staatsaction und der zweite begann. Ein neuer Chedive betrat die Bühne.

Tewfik, geboren 1852, übernahm unter allerdings schwierigen Verhältnissen die ägyptische Regierung; aber da ihm keinerlei Verbindlichkeiten oblagen, erwartete man von ihm mit vollem Rechte die Schaffung gesicherter und geordneter Verhältnisse.



Mehemed Tewfik war von seinem Vater, wenn auch nicht auffallend vernachlässigt, doch zurückgesetzt worden. Während seine jüngeren Brüder im Auslande zum Theil ihre Erziehung erhielten, Prinz Hassan z. B. eine Zeit lang in Berlin diente, durfte Prinz Tewfik Aegypten nicht verlassen. Die übrigen Söhne Ismaël's bekamen schon frühzeitig Aemter oder thaten Dienst, Prinz Hussein z. B. 1874 im Kriegsministerium, Prinz Hassan sogar als Anführer der ägyptischen Truppen im türkisch-russischen und dann im ägyptisch-abessinischen Kriege, aber Tewfik kam nie aus Kairo, ja nicht einmal aus dem Harem heraus. Erst 1881 besuchte er zum ersten Male Sues und befuhr zum ersten Male in Gesellschaft des Erbauers den Canal.

An der Spitze einer nunmehr errichteten Controlcommission standen ein Engländer und ein Franzose. Statt, wie Ismaël vorschlug, die Interessen auf fünf Procent zu reduciren, setzten sie dieselben jetzt auf vier Procent herab. Unter solchen Umständen und bei den reichen Hilfsmitteln des Landes, begünstigt durch einige vorzügliche Baumwollenernten, konnte die baldige Herstellung des Gleichgewichtes in Einnahme und Ausgabe nicht fehlen. Beging man auch den großen Fehler, daß man Nubar Pascha, diesen zwar ränkevollen, aber intelligentesten aegyptischen Diplomaten, des Landes verwies, und Sherif Pascha entließ, so begann das neue Regiment doch unter nicht ungünstigen Auspicien. Der drohende Bannspruch der Pforte, welche jetzt, nachdem ihr die Absetzung Ismaël's geglückt, eine größere Machtfülle glaubte anstreben, den Firman von 1873 aufheben und den von 1841 wieder zur Geltung bringen zu können, mußte auf Befehl der europäischen Mächte zurückgenommen werden.

Tewfik mischte sich so wenig wie möglich in die Regierung. Unschuldig wie ein Kind, ohne jede Erfahrung, bedurfte der gegenwärtige Chedive nur tüchtiger Minister, Männer, Charaktere: sie würden ihm über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen haben.

Wie wir erwähnten, pflegte der Vater des Chedive das nationale Element und machte namentlich den Fellachen, d. h. den Eingeborenen Aegyptens, die Militärcarriere zugängig: ein zwar principiell richtiges Verfahren, aber unter den gegebenen Verhältnissen und für Tewfik noch gewagter, als für seinen Vorgänger,

dessen Autorität sich doch wenigstens auf eine langjährige Regierungszeit stützte. Das nationale Element, weise gepflegt und angewandt, konnte Großes bewirken. Aber die Neuerung kam zu plötzlich und war nicht vorbereitet. Von vornherein und lange zuvor mußte man die Fellachen auch zu den höheren Aemtern heranziehen, statt ihnen nur die untere Carriere zu bewilligen. Aber daß noch immer jene türkischen Efendis oder ihre Nachkommen, oft nur Sclaven hoher türkischer Beamten, die höchsten militärischen Stellungen einnahmen; daß Eisenbahn- und Telegraphenverwaltung sich in den Händen von Europäern befand, von denen manche eine mehr als zweifelhafte Vergangenheit hinter sich hatten; daß endlich die ganzen finanziellen Wirthschaftsverhältnisse in den Händen der Engländer und Franzosen lagen; alles das erbitterte die sogenannte Nationalpartei, welche jetzt mit einem Male ihr „Aegypten für die Aegypter!" ausrief. —

Es folgten nun offene Militärrevolten und bei allen hatte ein Officier, Ahmed Arabi, die Hand im Spiele. Obschon von Tewfik zum Obersten des vierten Garderegiments ernannt, eine für sein Alter — Arabi ist ungefähr vierzig Jahre alt — hohe Stellung, kannte er keinen Dank, sondern zeigte sich als der unversöhnlichste Gegner des Chedive. Die von ihm geleitete Militärrevolution am 2. Februar 1881, bei der er mit gezücktem Degen auf den Chedive losging, hatte einen Wechsel des Kriegsministers zu Folge. Und schon jetzt konnte man erkennen, daß Arabi auf nicht Geringeres zielte, als auf die vicekönigliche Würde selbst. Seine Ernennung zum Kriegsminister machte ihn factisch zum Herrn der Situation. Das kleine Intermezzo, die Verschwörung der türkischen und tscherkessischen Officiere, konnte Arabi in seiner Stellung nicht erschüttern. Als er nämlich eine größere Anzahl fellachischer Officiere zu Generälen beförderte, dabei aber ungefähr zwanzig andere Officiere, tscherkessischer oder türkischer Abkunft, überging, brach eine Revolte derselben aus, welche angeblich die Ermordung Arabi's bezweckte, aber so erfolglos blieb, daß er diese „Fremdlinge" zum Tode verurtheilte. Der Chedive unterschrieb indeß nicht, sondern unterbreitete die Sache seinem Suzerän, dem Sultan, welcher die zum Tode verurtheilten Officiere nach Constantinopel „verbannte", d. h. mit Rangerhöhung in die türkische Armee eintreten ließ. Daß Arabi darauf den

Chedive absetzen wollte, was die Notabeln jedoch nicht zugaben; daß Arabi Kriegsminister blieb und der Chedive nur noch nominell regiert; daß der Sultan mit Beiden sehr zufrieden, ersterem den Medjidieh erster Classe ertheilte und zu gleicher Zeit Tewfik eine Brillantdose in die Hand drückte: das ist Allen bekannt. Damit hätte eigentlich dieser zweite Act schließen können, wenn nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß, welches aber nothwendigerweise früher oder später kommen mußte, der Komödie den Stempel eines Trauerspiels aufdrückte.

Es war am 11. Juni 1882, als aus einem Anfangs geringfügigen Streite zwischen alexandrinischen Mohammedanern und Griechen jenes Gemetzel entstand, welches Hunderte von Opfern forderte.

Die Aegypter sind nicht intolerant. Seit Mehemed Ali haben sämmtliche Regierungen darauf hingearbeitet, den religiösen Fanatismus auszulöschen und religiöse Unterschiede so viel wie möglich verschwinden zu machen. Namentlich können die Maßnahmen Jsmaël's nicht genug hervorgehoben werden. Er europäisirte Kairo, Alexandria fast vollständig; und als eines Tages einige Theologen vor den von ihm errichteten Reiterstandbildern Mehemed Ali's und Jbrahim's ausspieen, ließ er sie auspeitschen.

Seit der Zeit stieß sich kein Muselman mehr an die Bilder und Statuen, obwohl sie in den Augen der Rechtgläubigen ein Greuel sind. Aber man gewöhnte sich allmählich daran, europäisch zu denken. Eine Wiederholung des Gemetzels von Djedda und Damaskus schien in Aegypten eine Unmöglichkeit.

Und doch haben wir ein solches erlebt, ja das Gemetzel vom 11. Juni hat eine Reihe verhängnißvoller Ereignisse hervorgebracht, deren Folgen und deren Ende noch gar nicht abzusehen sind.

Während einerseits Arabi mit trotzigem Eigenwillen fortfuhr, eigenmächtig den Alleinherrscher in allen aegyptischen Angelegenheiten zu spielen und den Chedive vollkommen zur Unthätigkeit verdammte, knüpfte er andererseits directe Verbindung mit Constantinopel an, um sein unabhängiges Verfahren vor dem Sultan zu rechtfertigen. Und als er am Tage nach dem Gemetzel

einsah, daß dies nicht straflos Seitens Europa hingenommen würde, fing er an, das Feuer des religiösen Fanatimus zu schüren.

Jetzt wurde es klar, daß das, was Arabi unter „national" verstanden hatte, eigentlich durch „religiös" hätte ausgedrückt werden müssen. Wir können nur immer und immer wieder darauf hinweisen, daß es bei den Mohammedanern keine Nationen, sondern nur Glaubensgenossen gibt. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß wir an eine panislamitische „Macht" glauben. Aber nichts ist leichter für einen geschickten Agitator, als sich den religiösen Fanatismus dienstbar zu machen, besonders wenn er, wie Arabi, selbst aus den Trägern des Fanatismus, den Theologen, hervorgegangen ist. Arabi war eine Zeit lang Student an der el Asar-Universität. Er promovirte sogar zum Doctor der Theologie, denn er kann lesen und schreiben und weiß den Koran auswendig.

Wir haben mittlerweile den Anfang des dritten Actes erlebt: genau einen Monat nach der alexandrinischen Metzelei bombardirten die Engländer Alexandria. Mag man nun auch über die Art des Beschießens urtheilen wie man will, daß eine Sühne nothwendig war, ist unzweifelhaft. Daß gerade Großbritannien die erste handelnde Macht sein mußte, resultirt aus den staatlichen Verhältnissen dieses Reiches. Großbritannien, im Besitze von Ostindien, woselbst es über mehr mohammedanische Unterthanen herrscht, als der Sultan der Türken, durfte nicht ungestraft sich von einer Bande fanatischer Mohammedaner beleidigen lassen. Denn ein religiöser Aufstand in Indien hätte sonst folgen können. Arabi, dem englischen Worte trotzend, mußte gebeugt, der mohammedanischen Welt gezeigt werden, daß der britische Leu nicht ungestraft verspottet werden darf.

Vom ethischen Standpunkte aus soll hier nicht untersucht werden, ob die Beschießung Alexandriens, die Zerstörung der Forts gerecht war. Vom Standpunkte der britischen Nation war sie es. Wenn auch das Bombardement und die unvermeidlich damit verknüpfte Zerstörung Alexandriens lauteste Mißbilligung in England selbst und bei der Partei hervorgerufen hat, welche augenblicklich nicht am Ruder ist, so darf man nie vergessen, daß der Tadel und die Mißbilligung von einzelnen Individuen ausging, und daß, falls Salisbury oder Northcote morgen an's

Ruder kämen, sie genau in denselben Bahnen wandeln würden, welche Gladstone eingeschlagen hat, ebenso wie Letzterer bis jetzt practisch im großen Ganzen dieselben Ziele verfolgt hat, welche Beaconsfield vorschwebten.

Die Engländer als Nation handeln immer anders, als man vermuthen sollte nach Aeußerungen einzelner englischer Persönlichkeiten. Die Engländer als Individuen sind gewiß die selbstlosesten, philanthropischesten Menschen von allen Nationen. Nirgends gelten humanitäre Bestrebungen so hoch wie in England. Aber als Volk befolgt England die selbstsüchtigsten Ziele und seine Politik ist die des Egoismus.

Die von allen, auch von vielen englischen Zeitungen verurtheilte Beschießung Alexandriens wird eigentlich nur deshalb verdammt, weil Landungstruppen fehlten. Aber der Admiral Seymour mußte zum Bombardement schreiten, um das stärkere Befestigen der Forts, das Legen von Torpedos ꝛc. ꝛc. zu verhindern. Daß nachträglich noch so viele beklagenswerthe Opfer fielen, daß in den einzelnen Städten Aegyptens nach der Beschießung Metzeleien stattfanden, haben sich die in Aegypten lebenden Europäer zum Theil leider selbst zuzuschreiben. Rechtzeitig gewarnt, hätte man denken sollen, daß gerade sie die Gefahr erkannt hätten. In unbegreiflicher Selbsttäuschung lebten sie dahin, obschon die unheimlichen, drohenden Minen der Soldaten und Bürger ihnen sagen mußten, daß der „religiöse" Haß und Fanatismus entflammt sei. Vielleicht verstanden sie diese Zeichen nicht. Wie Wenige von den Fremden mögen Etwas von der Religion dieses Landes gewußt haben, welche ihnen ausschließlich — wie bei allen Mohammedanern — den Schlüssel zum Charakter der Bevölkerung gegeben hätte. Was kümmerte es sie, sich mit den Fellachen oder auch nur mit der niederen städtischen Bevölkerung abzugeben! Seit mehr als fünfzig Jahren war man gewohnt, die Aegypter als eine gehorchende Maschine zu behandeln, und wenn auch die Städter manchmal eine Bemerkung zu machen wagten, so wurden sie von ihrer eigenen Behörde zurecht gewiesen. Konnte nicht der „beschuhte" Fuß des Ungläubigen jede heilige Moschee und Anstalt in Cairo betreten und das zu einer Zeit, als dies selbst im französischen Algerien für die Christen noch unmöglich war?

Der Sudan.

Unter dem Worte Sudan im Allgemeinen verstehen die Geographen alle jene, von Schwarzen bevölkerten Gegenden, welche südlich von der Sahara gelegen sind. Das Wort ist arabischen Ursprungs, bedeutet „schwarz", und bezieht sich auf die dort wohnenden Neger, die wohl sporadisch in die Sahara hineinreichen, deren eigentlicher Wohnbezirk aber im Süden der großen Wüste beginnt. Nigritien nannte Leo Africanus diese Landstriche. Während aber die europäischen Geographen, falls sie den allgemeinen Sudan specialisiren, von einem algerischen Sudan, von einem tripolitanischen Sudan reden, verstehen die arabischen Geographen in Aegypten unter Sudan nur denjenigen Landstrich, welcher das Stromgebiet des weißen Nils in sich schließt. Dar Fur und besonders Uadaï rechnen die eingebornen Kahiriner Geographen nicht zum Sudan. Noch merkwürdiger variirt der Begriff vom Sudan bei den tripolitanischen Eingebornen. Dar Fur, Uadaï und selbst Bornu, welches letztere Königreich doch direct südlich von Tripolitanien gelegen ist, rechnet man nicht zum Sudan, unter welchem man hier vielmehr die Länder Haussa, Yacoba oder Bautschi versteht. Sollte es daran liegen, daß in der That die Eingebornen vom Stromgebiet des weißen Nils dunkler als die von Fur sind? daß die Haussaua dunkler sind, als die Eingebornen von Bornu, die sogenannten Kanuri?

Größe und Grenzen des aegyptischen Sudan genau anzugeben ist indeß vollkommen unmöglich. Während zur Zeit der größten Macht die aegyptische Herrschaft bis zum Aequator reichte und im Westen unter dem 23° östl. L. von G. das Sultanat Uadaï die Grenze ausmachte, bildete im Osten das rothe Meer die äußerste Linie des chedivialischen Reiches, doch derart, daß zwischen dem 37° und 40° östl. L. von G. das abessinische Kaiserreich als durchaus unabhängiger Staat gelegen war. Und wenn außerhalb des Rothen Meeres, Mitte der siebziger Jahre, die ganze Nordküste des am Golf von Aden gelegenen afrikanischen Continents von Aegypten bis zum Cap Gardafuï beansprucht wurde, so muß gleich erwähnt werden, daß diese Ansprüche nie durch thatsächliches Besitzergreifen in Ausführung kamen. Ja es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Küste am Rothen Meere, welche vor

Abessinien gelagert ist, und die sich von Massaua bis zum Bab el Mandeb in südöstlicher Richtung erstreckt, eigentlich nur auf dem Papiere von Aegypten als Staatseigenthum beansprucht werden kann. Aegyptische Behörden fehlen am ganzen Gestade, und so haben wir es denn ja auch in unseren Tagen erlebt, daß Italien ohne große Mühe sich eines guten Hafens, Namens Assab, an dieser Küste bemächtigen konnte, und nachdem Massaua annectirte.

Die eben geschilderte Region begriff in sich die weiten Gebiete zur Zeit der größten Macht des aegyptischen Staates, zur Zeit als Gordon Generalgouverneur des äquatorialen Aegyptens war. Aber wie kurze Zeit sollte diese Herrschaft von Bestand sein! Gleich nachdem Gordon, Ende 1880, von seiner erfolglosen abessinischen Mission zurückkam, reichte er dem Khedive seine Entlassung ein, und dieser Augenblick bezeichnet zugleich ein Zurückweichen in den aegyptischen Bestrebungen. Denn wenn eine Zeit lang durch die Bekehrung Mtesa's, des Herrschers von Uganda, der Vermuthung Raum gegeben werden mußte, Aegypten wolle sogar die großen äquatorialen Seen in seine Machtsphäre ziehen, so wurde dem ein Damm gesetzt durch die Christianisirung Mtesa's von Seiten Stanley's. Man beschloß, einem letzten Rathe Gordon's gemäß, alle Stationen südlich von Dufile, also fast die ganze Landschaft Unioro, aufzugeben.

Als Aegypten dieses weite Gebiet, das äquatoriale Nil-System, sich aneignete, fand es als eigentlich organisirte Staaten nur Kordofan und Dar Fur vor. Denn die südlich von Dar Fur gelegenen Staaten Hofrat-n-Has und Dar Fertit waren weder unabhängig, noch waren sie organisirt. Und ebensowenig konnten die südlich von Kordofan gelegenen Provinzen Dar Nuba und Dar Tagalla als unabhängige Staaten gelten.

Kordofan und Dar Fur erlagen am frühesten den Bestrebungen Mohammed Achmet's, des sogenannten Mahdi. Der Empörung haben sich augenblicklich außerdem angeschlossen: das sogenannte Nubien mit der Stadt Dongola, das Gebiet der Hadendoa und Bischari zwischen dem Nil und dem Rothen Meere, also die Landschaften zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem 15° nördl. Br. gelegen.

Den besten Begriff von dem augenblicklichen Besitzstande des ehemaligen großen Ländercomplexes kann man sich machen, wenn

man der Verästelung des oberen Nil folgt. Der größere und bedeutend wichtigere der beiden Nile, der weiße, kommt von hier in fast gerader südlicher Richtung, und dieser nachgehend, finden wir, daß der weiße Nil bis zum 9° nördl. Br. ohne bedeutende Zuflüsse bleibt. Dann aber beginnen seine Zuflüsse von beiden Seiten. Hier empfängt der Nil vom Osten den Sobat, der zum Theil aus Kaffar und Enarea seine Gewässer bezieht, zum Theil einem See entströmen soll, dessen Vorhandensein indeß noch nicht mit Gewißheit nachgewiesen ist. Und in derselben Breite empfängt der weiße Nil vom Westen den noch wasserreicheren Bahr el Ghasal, welcher weiter stromaufwärts den Namen Bahr el Arab führt und aus den Landschaften südlich von Dar Fur und Dar Fertit seinen Ursprung nimmt.

Ohne anscheinend irgend schwächer zu sein in seiner Wassermenge, verliert nun nach Aufnahme des Sobat und Ghasel der weiße Nil diesen Namen und erhält stromaufwärts den Namen Bahr Gebel und Seraf, denn während fast dreier Grade strömt er in Doppelarmen, dem westlichen Bahr Gebel, dem östlichen Bahr Seraf, welche eine Insel zwischen sich einschließen, die am nördlichen Ende ca. 100 km breit ist. Der aegyptische Sudan begreift also in sich das obere Stromgebiet des weißen Nils und zwar von Faschoda, welches auf dem 10° nördl. Br. gelegen ist, vollkommen. Dies ganze große Gebiet ist von der Rebellion nicht berührt worden, aus dem einfachen Grunde, weil dort der Islam noch gar keine Wurzeln geschlagen hat. Ebenso wie Oasen in der Wüste, sind die Provinzen Kassala und Gedarif, ersteres vom Stromsystem des Atbara, speciell vom Gor el Gasch abhängig, letzteres ebenfalls von Quellzuflüssen des Atbara bewässert, erst in den letzten Tagen den Rebellen zum Opfer gefallen. Diese beiden Provinzen gehörten früher zu Abessinien, und am Fuße der westlichen Alpen dieses Landes gelegen, wurden sie erst 1870, während der General-Statthalterschaft Munzinger's, definitiv Aegypten einverleibt.

Im Besitze der aegyptischen Regierung und zum Sudan gehörig sind sodann noch die Städte Suakim und Massaua. Das Hinterland von Suakim ist aber bekanntlich den Anhängern des Mahdi zugefallen, und die Ausfälle des englischen Generals Graham haben nicht vermocht, irgendwie den Einfluß von Osman

Digma zu schwächen. In Massaua und den kleinen Orten, welche als Vorstädte Massaua's bezeichnet werden können: Arkiko, Hotumlu, Mkullu und Saga herrschen seit 1885 die Italiener, und haben sich dort häuslich eingerichtet. Die nördlichsten Theile von Abessinien, Bogos und Mensa fielen wieder den Abessiniern anheim, und vergebens haben die Italiener versucht, sich dort fest zu setzen.

Mehr als die Hälfte des ehemaligen sudanischen Besitzes ist also factisch in den Händen der Aufständischen. Der Aegypten verbleibende Rest ist freilich immerhin noch recht ansehnlich. Aber wie lange wird in den Gegenden des Sobat und des Bahr el Ghasel noch die Autorität des Khedive anerkannt sein? Ein äußerst energischer und talentvoller Deutscher, ein Schlesier, Dr. Schnitzler, bekannter unter dem Namen Emin Bey, ist Statthalter dieser Provinz. Wird es ihm gelingen, jene Denka, Bongo, Mittu und Tudj, jene Bor und Madi im Zaume zu halten? Das ist mehr als fraglich. Die Verbindung mit den Ländern am Ghasel und Sobat ist ohnedies abgeschnitten; und wenn gar Kordofan und Dar Fur, wie es fast den Anschein hat, officiell aufgegeben werden, dann hat der Besitz der südlicher gelegenen Landschaften keine Berechtigung und keinen Sinn mehr. Der Besitz oder das Aufgeben Chartums hat vollends nichts damit zu thun.

Was die Bodenbeschaffenheit des aegyptischen Sudan anbetrifft, so ist selbstverständlich dieselbe auf einem so großen Gebiete sehr verschiedenartig. Und nichts ist verkehrter, als von einer Gleichmäßigkeit in dieser Beziehung zu reden. Oft genug zwar wird das Publikum in Europa durch Afrikareisende selbst dazu verleitet, sich ein Urtheil über große Landstrecken oder gar über den ganzen afrikanischen Continent zu erlauben, welches einfach als abgeschmackt bezeichnet werden muß. Was soll es z. B. heißen, wenn man sagt, das ganze Congogebiet producirt nichts, hat ein gesundes Klima 2c. Das Stromgebiet des Congo faßt in sich: ca. 3,000,000 □km, ist mithin so groß wie ein Drittel Europa's. Als ob auf einem so großen Raume überall dieselbe Bodenbeschaffenheit sein könnte? Ebenso hört man: das Klima in Afrika ist ungesund, Afrika taugt nicht zur Colonisation 2c. 2c. Wie kann man aber in dieser Allgemeinheit von einem Erdtheil sprechen, der über drei Mal so groß ist als Europa?

Man kann auch in seinem Urtheil über den ägyptischen Sudan nicht vorsichtig genug sein, und wir werden gut thun, nachdem wir von den Flußsystemen das Hauptsächlichste gesagt haben, uns auf einige generelle Züge zu beschränken, um so mehr, als der aegyptische Sudan keineswegs zu den bekannten, durchaus erforschten Ländern gerechnet werden kann. Ist doch selbst das eigentliche Aegypten noch nicht überall genügend durchforscht, und Dr. Schweinfurth alljährlich beschäftigt, von Kairo aus nähere und entferntere Reisen zu unternehmen, um die von ihm durchzogenen Gebiete der Wissenschaft zu erobern.

Die Landschaft, welche zwischen dem Nil und dem Rothen Meere liegt, ist durchaus gebirgig. Das dort aufgebaute Massiv ist in der That nichts Anderes, als eine Fortsetzung des abessinischen Hochlandes. Da die Gipfel dieser Bergkette nicht unter 2000 m sind, oft genug an 3000 m heranreichen, so sind die obersten Höhen verhältnißmäßig kühl; in den Thälern aber und in den Ebenen am Nil und längs des Rothen Meeres herrscht eine sehr hohe Hitze, wie sie etwa nur diesem continentalsten aller Erdtheile eigen ist. Eine Hitze, die keineswegs durch den, wenn auch noch so mächtigen, Wasserlauf des Nils oder durch das über 200 km breite rothe Meer gelindert wird. Wie ein Tropfen Wasser auf heißem Steine verhalten sie sich zu den heißen saharischen Lüften. Aber ungesund sind diese Gegenden nicht. Dasselbe kann man auch von den Küstenpunkten — Tadjura, Seila und Berbera — sagen, und die schon höher gelegene Landschaft Harar wird einstimmig von den Reisenden wegen ihres allerdings heißen, aber sonst guten Klimas gelobt.

Dringt man bis zur eigentlichen Aequatorialgegend vor, so nimmt mit der oberen Verästelung des Nils die Anschwellung des Bodens zu und man sollte glauben, daß, da man nun rasch dem Gleicher sich nähert, das Klima stets heißer, d. h. theoretisch genommen heißer werden müßte. Das ist aber nicht der Fall. Das Klima in Ladò ist z. B. nicht heißer als das von Chartum, obschon ersterer Ort auf dem 5° nördl. Br. und Chartum auf dem 16° nördl. Br. liegt. Diese südlichste Gegend der Nil-Verästelung wird uns als ein mitunter hügeliges und stets ansteigendes Land von den Reisenden geschildert. Während aber nach Osten zu die aegyptischen Landschaften Kassala und Galabat (Metemmeh) schon

am Fuße der abessinischen Alpen, ja zum Theil sogar darin gelegen sind, ist das bis vor Kurzem zu Aegypten gehörende Kordofan, namentlich im Norden, Flachland und steppig. In Dar Fur ist hingegen nur der nördliche Theil Flachland. Südwestlich von Fascher, der Hauptstadt des Landes, schwillt das Managebirge zu fast 1900 m an. Im Allgemeinen erhebt sich der äquatoriale Sudan so allmählich, daß Berber, einer der nördlichsten Orte am Nil und zum aegyptischen Sudan gehörend, ca. 350 m über dem Mittelmeere gelegen ist. Von Berber bis Chartum stromaufwärts rechnet man 300 km Entfernung. Auch hier ist das Aufsteigen ein so allmähliches oder der Fall des Nil so unbedeutend, daß Chartum nur etwa 25 m höher gelegen ist. Und dies Gefälle wird noch besonders gebildet durch den sechsten Katarakt. Von Chartum auf dem 16° nördl. Br. bis Dufileh am Bahr Gebel (Nil), welches etwa 4° 30′ nördl. Br. gelegen ist, kann man eine Entfernung von etwa 1400 km annehmen. Auf dieser also fast anderthalbtausend Kilometer langen Strecke schwillt der Boden nur um etwa 240 m Höhe an. Dann aber steigt das Terrain schneller; denn der Mwutan See liegt 650 m, der Ukerewe mehr als 1200 m über dem Oceane. Mtesa, obschon unter dem Aequator gelegen, hat nun ein bedeutend milderes Klima als Berber und Chartum, welche beide Orte eigentlich schon Wüstenklima haben. Natürlich müssen bei den klimatischen Verhältnissen des aegyptischen Sudan die constanten feuchten Niederschläge, welche hier viel weiter südlich beginnen, als z. B. in Abessinien, mit in Betracht gezogen werden. Denn wenn in dem so sehr gebirgigen Abessinien die Regen mit dem 14° nördl. Br. — für Semien wenigstens — beginnen, fällt der äquatoriale Niederschlag in den Ländern westlich von Abessinien erst mit dem 5° nördl. Br., d. h. von da an südlich regnet es täglich.

Die Bewohner dieser weiten Landstriche sind ebenso verschieden in ihren körperlichen Eigenthümlichkeiten und in ihren geistigen Veranlagungen, wie der Boden und das Klima des Sudan nirgends dieselbe Beschaffenheit besitzen.

Wenn die Bevölkerung zwischen dem Nil und rothen Meere, jene Hadendoa, Bischari &c., oder die Nubier, Berebra und Dongolauer den sogenannten Hamiten zugerechnet werden, so kann hier natürlich nicht der Ort sein, jenen nebelhaften Begriff einer Unter-

suchung zu unterziehen. Bräunlich von Hautfarbe, mit langem lockigen Haupthaar, haben sie alle die mehr oder weniger scharf ausgesprochenen Züge der sogenannten Kaukasier; haben stets das schwarze Auge, fast immer fleischige Lippen und sind, was die Männer anbetrifft, durchschnittlich hoch und gut gewachsen. Dennoch liegen tiefe Unterschiede zwischen den unmittelbar am Rothen Meere wohnenden Stämmen und denen, die am Nil oder gar westlich vom Nil hausen. Besonders größer wird der Unterschied, wenn wir weiter nach dem Süden gehen, wo die Danakil und südlich von diesen die Somali gar nicht mehr mit den Beni Amer, Schoho und diese nicht mit den Hadendoa und Bischari zusammen gebracht werden können.

Eins aber haben diese Stämme gemeinsam, und dies gemeinsame Band, welches auch westlich von Abessinien sich etwa bis zum 10° nördl. Br. erstreckt, verknüpft auch die hier wohnenden Stämme, die Bewohner Kordofans und Dar Furs, die Kababisch und besonders die Bagara, nämlich der Islam. Man erinnere sich nur, daß der Mahdi an der Spitze der Bagara seine ersten und größten Triumphe gefeiert hat.

Ein besonders gefährliches Wahrzeichen des Islam besteht darin, daß alle Stämme, welche denselben annahmen, mittelst ihres Religionswechsels Araber geworden zu sein glaubten. Daher ihre Verachtung der anderen, namentlich der heidnischen Völker, und die Meinung, gegen jene sei Jedes und Alles erlaubt.

Wenn nun auch nicht geleugnet werden soll, daß die Bagara, sowie verschiedene andere Stämme Kordofans und Furs arabisches Blut in sich haben, ebenso gut wie die Hadendoa, die Bischari und die Somali, so sind sie doch allesammt weit davon entfernt, auch nur halbwegs rein semitischer Abstammung zu sein.

Hier aber finden wir den Brennpunkt der Revolte: den Fanatismus, aufgestachelt durch religiöse Ueberhebung und die Sclavenjagden. Daß diesen beiden so unzertrennlichen Uebeln durch die aegyptische Regierung und besonders durch Gordon anscheinend der Todesstoß, jedenfalls aber eine tödtliche Wunde beigebracht wurde, das machte den Mahdi möglich und schuf den Aufstand. Daß aegyptische Gouverneure Christen waren, konnten mohammedanische Völker sich nur mit Widerwillen gefallen lassen; daß sogar der Generalgouverneur ein Christ, vermehrte die Un-

zufriedenheit. Und als nun gar, zur Zeit Gordon's und Gessi's, mit beispielloser Energie und großem Erfolge dem Menschenraub und Sclavenhandel ein Riegel vorgeschoben wurde, da mußte ganz von selbst der Gedanke des Abfalls reifen. Denn was für sie jetzt in Frage kam, war nicht weniger als eine Existenzfrage. Hatten doch die Stämme nördlich vom ca. 12° seit jeher vom Menschenraub gelebt! Früher in diesem Handel von der aegyptischen Regierung unterstützt, waren ihre Führer in den letzten Jahren, außer den reichen kahirinischen Kaufleuten, besonders die von Berber, Suakin, Fascher, el Obeïd und Chartum. Auch Europäer genug betheiligten sich daran, wie jedem Reisenden früherer Jahre bekannt ist. Alle diese sogenannten mohammedanischen Stämme, unter dem Commando unternehmungslustiger Räuberhauptleute, führten einen beständigen Krieg gegen die heidnischen Völker der oberen Nilgegend.

Die dortige Bevölkerung, über welche wir gute Berichte haben von Schnitzler, Lupton und Felkin, sind keineswegs alle dunkelfarbig, sondern zeigen, je nach ihrem Stamme, die verschiedensten Eigenthümlichkeiten in Hautfarbe, Körperbau, Schädelbildung, Behaarung und geistigen Eigenschaften. Aber wie die nordwärts von ihnen hausenden Stämme Mohammedanismus als Gemeingut besitzen, so sind die Heiden Fetischisten, oder haben oft genug auch gar keine bestimmte Religion. Seit Jahren sind sie stets weiter nach dem Sudan zu die Beute der rohesten Gewaltthätigkeiten gewesen. Ja, in seinen letzten Berichten erzählt uns Stanley, daß er am Aruwimi auf eine große Flotte von Sclavenjägern gestoßen sei; und wenn es wahr ist, was Stanley vermuthet, sogar als gewiß hinstellt, daß der Aruwimi der Uelle Schweinfurth's sei, dann dürfte sich kaum bezweifeln lassen, daß jene Menschenräuber aus der Gegend von Chartum stammen.

Wie steht es nun um die Ertragsfähigkeit jener Gegenden? Liegen dort mineralische Schätze, welche auf den Weltmarkt geworfen werden können? Bietet das Thierreich, das Pflanzenreich den Europäern genügende Aussicht, um gewissermaßen von selbst darauf hin die Civilisation anzuziehen und in Verbindung damit den unglücklichen Eingeborenen die Cultur zu vermitteln?

Es ist in letzter Zeit viel über die Zukunft Afrika's gehandelt und gesprochen worden. Gewöhnlich ist man, wie bereits

angedeutet, zu allgemein in seinem Urtheil gewesen, obschon nicht geleugnet werden soll, daß specielle Urtheile über Länder, die man erst so ungenügend kennt, wie den schwarzen Erdtheil, noch gar nicht abgegeben werden können. Aber eben deswegen ist Reserve geboten.

Wenn man früher, vor einem Menschenalter noch, den ganzen Norden von Afrika als wüstes, wasserloses und nichts producirendes Gebiet beschrieb, so hat das Durchforschen der Gegenden und die nähere Bekanntschaft mit denselben schon jetzt zu ganz anderen Resultaten geführt.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß da, wo guter Boden und reichlich Wasser vorhanden ist, in Afrika Alles gebaut werden kann, was in den anderen Erdtheilen unter den Tropen gedeiht. Und, abgesehen von der Sahara, welche aber auch keineswegs so abschreckend ist, wie man sie sich noch vor einigen Decennien vorstellte, ist in Afrika nicht nur guter Boden, sondern auch reichlich Wasser, letzteres reichlicher als z. B. in Südamerika.

Wenn im Anfange dieses Jahrhunderts Aegypten kaum irgend nennenswerthe Producte auf den Weltmarkt brachte, so sehen wir jetzt mit Staunen, daß in Zucker und Baumwolle das Nilland verhältnißmäßig mehr producirt als die Vereinigten Staaten von Amerika und Indien.

Mit den Producten des aegyptischen Sudan speciell sich zu beschäftigen, fing man erst dicht vor der Katastrophe an. Jetzt freilich, seitdem der Mahdi die Standarte des Aufruhrs erhoben hat, ist Alles zerstört. Der ganze Handel mit dem Sudan ist lahm gelegt. Um aber einen Begriff zu geben, welcher Reichthum in diesen Landschaften verborgen ist, folgen wir einem Berichte von Dr. Schnitzler, dem Gouverneur des aegyptischen Sudan.

Aus dem Thierreich ist vor Allem Elfenbein zu nennen. Der Elfenbeinhandel wurde von der Regierung betrieben, d. h. alle Elephantenjäger mußten das erbeutete Elfenbein der aegyptischen Regierung, welche daraus ein Monopol gemacht hatte, abliefern. Diese zahlte sodann den Eigenthümern festgesetzte Preise dafür. Dr. Schnitzler betont, daß auch heute noch das Elfenbein in reichlicher Menge auf den Markt käme, obschon die Jagden in immer entfernter gelegene Gegenden getragen würden. In den letzten Jahren habe man sogar eine Zunahme bemerkt. Die

äquatorialen Provinzen werfen jährlich eine Quantität von 1200 Cantar (53,357 kg) Elfenbein im Werthe von 756,600 Francs auf den Markt.

Natürlich giebt Schnitzler nur das Quantum Elfenbein der ihm unterstehenden Gegenden an. Denn Westendarp*), das größte Haus des Continents in Elfenbeinhandel, giebt die Elfenbeinproduction von Aegypten während der zehn Jahre 1857—1866 auf durchschnittlich pro Jahr 148,000 kg an, dagegen in den Jahren 1867—1876 nur noch auf 133,000 kg. Im Ganzen hat Afrika in den zwanzig Jahren von 1857—1876 durchschnittlich ca. 614,000 kg pro Jahr an Elfenbein nach Europa geliefert. Die Höhe dieses Quantums wird erst recht deutlich, wenn wir Westendarp's Angabe über die indische Production erfahren, nämlich 4—7000 kg pro Jahr. Nichts desto weniger ist der Elfenbeinconsum Indiens nach wie vor ein sehr beträchtlicher; derselbe recrutirt sich hauptsächlich von der Ostküste Afrika's, und hätten wir also noch diesen Betrag dem, was von Afrika auf den europäischen Markt gebracht wird, hinzuzufügen. Westendarp meint, wenn man dies, sowie das Elfenbein, welches nach Amerika direct verschifft wird, zusammen nimmt, der Totalexport im Durchschnitt ein Quantum von ca. 774,000 kg pro Jahr im Werthe von 12—15,000,000 Mark ergiebt.

Erwähnt soll noch werden, daß Herr Westendarp im Jahre 1883 einen Lieferungscontract mit der aegyptischen Regierung abschloß auf 100,000 kg Elfenbein. Ob aber die aegyptische Regierung im Stande gewesen ist, ihr Wort zu erfüllen, ist dem Schreiber dieses nicht bekannt; und da Herr Westendarp in dieser interessanten Abhandlung **) bei früherer Ge-

*) W. Westendarp, das Gebiet der Elephanten ꝛc., p. 201. Mitth. der geograph. Gesellschaft in Hamburg 1878—79.

**) Seite 208 sagt Westendarp: „Die aegyptische Regierung, augenblicklich Gordon Pascha, offerirte zur Zeit 300 Cantar, ca. 13,000 kg Zähne, die in Chartum ankommen sollten (es war das 1879) mit der Bedingung sofortiger contanter und Dreiviertel Vorausbezahlung! Wann und wie dies Quantum geliefert wird, bleibt sehr fraglich, und die Sicherheit des Käufers besteht fast einzig und allein in einem papiernen Verkaufscontract der aegyptischen Regierung und in den dortigen Rechtsverhältnissen.“

legenheit kein allzu großes Vertrauen auf aegyptische Versprechungen zu setzen scheint, erlauben wir uns daran zu zweifeln.

Von den Straußen meint Dr. Schnitzler, daß sie im Osten von Bahr el Gebel gerade nicht häufig seien. Dahingegen seien sie zahlreich vorhanden bei Lattuka, und heerdenweise in den weiten und sandigen Ebenen von Lango. In Unioro im Südwesten wird von den Eingebornen Straußenzucht getrieben und zwar mit Erfolg. Die Federn sind von vorzüglicher Beschaffenheit.

Dieser echt afrikanische Vogel wird die Zukunft des dunklen Continents vergolden. Denn allerdings muß zugestanden werden, daß in einer gegebenen Zeit, die vielleicht gar nicht einmal fern liegt, der Elephant vollkommen vertilgt sein wird. Die Jagd, welche man auf dieses vorweltliche Thier macht, ist so planlos, daß man die Zeit vielleicht vorausberechnen könnte, wo es überhaupt keine Elephanten in Afrika mehr giebt. Denn wenn man annimmt, daß, um eine so große Quantität Elfenbein auf den europäischen Markt zu bringen, wie wir eben erfahren haben, mindestens alljährlich 50,000 Elephanten getödtet werden müssen; wenn man sodann erwägt, daß ein Elephant bis zu seinem völligen Auswachsen dreißig Jahre braucht, so muß in allernächster Zeit der Elephant aus dem Naturreiche verschwunden sein.

Mit dem Strauß liegt die Sache ganz anders. Gejagt wird der wilde Strauß allerdings auch auf jede Weise. Eine Schonzeit für Wild giebt es überhaupt nirgends in Afrika, abgesehen von den nördlichsten Departements in Algerien. Dafür hat man auf großartigste Weise begonnen, künstliche Straußenzucht zu betreiben. Und nicht nur hat man dies den Eingebornen überlassen, sondern Europäer jeder Nation betheiligen sich daran. In Unter-Aegypten, in Algerien, am Cap der guten Hoffnung, in Transvaalland bestehen große und kleine Straußengärten. Ja man hat nicht gezaudert, die Straußenzucht nach Brasilien und Australien zu verpflanzen. Aber daß vor Allem das aegyptisch-sudanische Gebiet sich zu Straußenzucht eignet, bedarf kaum besonders betont zu werden. Unerwähnt soll nicht bleiben, daß die Federn von den zahmen Straußen weit besser sind als die von den wilden. Erstere sind nicht nur größer und dichter in ihrer Structur, sondern man gewinnt sie auch in besserem Zustande.

Bei den wilden Straußen haben die Käufer nur allzuhäufig über Schmutz und zerrissene oder zerklaubte Federn zu klagen.

Honig und Wachs ist, wie in ganz Central-Afrika, so auch im aegyptischen Sudan im Ueberfluß vorhanden. Dr. Schnitzler sagt, die Eingebornen züchten die Bienen nicht; sie beschränken sich darauf, Kästen in die Bäume zu hängen, worin dann die Bienen ihre Zellen bauen. Ist Alles mit Honig gefüllt, dann wird dieser gesammelt, ohne auf die Erhaltung der Bienen nur die mindeste Rücksicht zu nehmen. Das Wachs wird fortgeworfen, und doch könnte Honig sowohl wie Wachs ein wichtiger Industriezweig des Landes werden.

Ein sehr wichtiger Artikel würden Häute sein. Aber sie werden jetzt kaum verwerthet, und nur die Eingebornen der nächsten Umgegend von Berber, Dongola, Chartum, Kassala ꝛc. bringen von dem geschlachteten Vieh die Häute zu den Europäern, um dafür Geld oder Waare in Empfang zu nehmen. Der äquatoriale Sudan kann Häute liefern von Büffeln, Ochsen, Kühen, Ziegen und Schafen; und zwar, wenn die Viehzucht ordentlich organisirt wäre, in beliebig großer Zahl. Augenblicklich bleiben aber alle Häute, gegerbte wie ungegerbte, im Lande selbst und sind fast werthlos. Die Eingebornen benutzen das Leder zu ihren eigenen geringen Bedürfnissen, zur Bekleidung — viele Stämme tragen als einziges Gewand irgend eine Haut um die Hüften — zu Riemen, zu Gefäßen, zum Ueberspannen von Bänken, zur Lagerstatt und endlich zum Verpacken, indem sie aus den Häuten große Säcke zusammen nähen.

Im Bereiche der europäischen oder auch der aegyptischen Stationen und Ortschaften haben die Eingebornen bereits angefangen, den Werth der Häute höher zu achten, obwohl nach unseren Begriffen auch da die Preise noch ungemein niedrig sind. Drei oder vier Stück große ungegerbte Ochsenhäute kann man für einen Maria-Theresien-Thaler haben, und das Gerben und Rothfärben der Häute erhöht den Preis derselben nicht einmal. Der Gerbstoff kostet ja nichts, eben so wenig die rothe Farbe, und daß die Zeit in ganz Centralafrika bei den Eingebornen kein Geld ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Einen besonders wichtigen Handelsartikel könnten die Felle reißender Thiere bilden, wenn freilich auch nur für eine begrenzte

Zeit. Denn nothwendiger Weise müssen einst die reißenden Thiere gänzlich ausgerottet sein. Vorläufig aber sind sie noch vorhanden, und wenn wir zu diesen allen, ohne Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit der Thiere, die großen Pachydermen, als Rhinozeronten, Hippopotamen, dann Affen, Giraffen, Zebra, sowie Krokodile hinzurechnen, dann repräsentiren dieselben ein großes Capital. Gibt es doch einzelne Felle, z. B. das des schwarzen Panthers, das an Ort und Stelle 100 Maria-Theresien-Thaler = 400 Mark repräsentirt. Andere Felle, die von Löwen, Panthern, Leoparden rc., kosten in dem sudanischen Aegypten das Stück nur einen Maria-Theresien-Thaler, oder noch weniger. Welcher Gewinn daraus erzielt werden kann, erhellt am besten, wenn man damit den Preis, wie er dermalen in den großen Städten Europa's gilt, vergleichen will: ein gutes Fell ist in Berlin, Leipzig oder Wien kaum unter 150 Mark zu haben. Rechnet man auf Fracht und Zoll von Chartum oder Dongola nach Berlin 10 Mark pro Stück, und schlägt dies zu dem ursprünglichen Preis von 4 Mark, ferner Zwischengebühr 10 Mark, so bleibt immer auf ein einziges Fell ein Reingewinn von 126 Mark.

Außerdem würde im Osten des Sudans, in Kordofan und Fur Viehzucht mit Erfolg getrieben und das Vieh lebendig nach Chartum oder in conservirter Form (auch als Fleischextract) auf den Markt gebracht werden können. Ein viel größerer Reichthum dieser Länder liegt aber in der Pflanzenwelt, theils fertig aufgespeichert, theils zur Verarbeitung bereit.

Von den Getreidearten, sagt Dr. Schnitzler, wird in ausgebreiteter Weise Durra (Sorghum vulgare) angebaut, dann ein anderes, Talabun (Eleusine coracana) genanntes, hirsenartiges Korn, welches die Neger kochen, mit geröstetem Sesam genießen, auch zur Bierbereitung benützen. Ebenso hat sich türkischer Weizen, wie durch ganz Centralafrika nördlich vom Aequator, so auch bis hierher verbreitet. Reis würde an vielen Strecken gebaut werden können, scheint aber zu fehlen. Von ölhaltigen Früchten sei Sesam, die Erdnuß (arachis hypogaea), die Oelpalme, endlich der Butterbaum erwähnt. Wenn aber von der Westküste von Afrika große Mengen Erdnußöl, Palmöl und Palmnüsse, sowie Shea-Butter exportirt werden, so wird aus dem aegyptischen Sudan nichts auf den europäischen Markt gebracht. Dort ist

noch alle Industrie, jeder Handel und der Ackerbau in der Kindheit.

Aeußerst reich sind die Gegenden an Gummi arabicum und Kautschuk. Der Handel mit Gummi arabicum ist alt; der mit Kautschuk, welcher hier von den Bäumen Carpodinus acidus und C. dulcis gewonnen wird und viel vorkommt, noch in den Anfängen. Die Tamarinden der eigentlichen Sudanischen Provinzen sind besser als die von Dar Fur. Man hat damit begonnen, Zuckerrohr in Uganda und Unioro anzubauen, und der Versuch glückte vollkommen. Im Lande der Bari existirt ein Gossypium in wildem Zustande, aus dessen Früchten man gute Kattunstoffe würde herstellen können. Baumwolle wächst überhaupt in ganz Nord-Centralafrika wild, ebenso Indigo. Der Tabak von Unioro und Lattuka ist ganz vorzüglich. Hier wie in ganz Nord-Centralafrika wird er von den Negern zu eigenem Bedarf gebaut, aber bis jetzt nicht exportirt. Ebenso ist Kaffee überreichlich in Uganda vorhanden, kommt aber nicht auf den Markt. In dieser Pflanze wird der Europäer den Hauptreichthum der Zukunft zu suchen haben; denn Kaffee ist die eigentliche Heimathspflanze des dunkeln Erdtheils und wächst wild und gedeiht überall vom Aequator an bis zum c. 12° nördl. Br. Aber auch südlich vom Gleicher gedeiht der Kaffee vortrefflich.

Muscatnüsse, Pfeffer, Piment und Ingwer sind besonders reichlich im Monbutto-Lande. Aber außer diesen vorhandenen Producten des Pflanzenreiches, welche in jedem Augenblick die Unterlage zu einem blühenden Handel abgeben könnten, sind noch zahlreiche andere Vegetabilien vorhanden, welche zu verwerthen wären.

Eisen kommt überall vor und zwar reichlich und vorzüglich. Andere Metalle sind bis jetzt nicht entdeckt worden.

Vorstehende Producte sind, wie gesagt, nach Dr. Schnitzlers Angabe*) gemacht worden, und fast wörtlich herübergenommen. Bei dem vortrefflichen Rufe, der großen Gelehrsamkeit und dem Vertrauen, dessen sich Dr. Schnitzler (Emin Bey) in der ganzen wissenschaftlich gebildeten Welt erfreut, können wir uns vollkommen darauf verlassen. Aber das Vorstehende ist doch nur zutreffend

---

*) Bollettino della soc. geogr. ital. Roma 1883.

für die ihm unterstehenden Districte, südlich vom Sobat und Bahr Gebel; zu dem aegyptischen Sudan rechnet man aber auch noch die Küste des rothen Meeres, Harar im Lande der Galla und Fur und Kordofan.

Die Anzahl der Juden in Afrika.

Irren wir nicht, so wurde zuerst von dem rühmlichst bekannten Brunialti die Zahl der Juden in Afrika auf 450,000 angegeben. Davon sollten auf Algier 34,000, auf Aegypten 8000, auf Tunis 60,000, auf Tripolitanien 100,000 und auf Marokko 200,000 entfallen.

Was Algerien anbetrifft, so dürfen wir das unbedingteste Zutrauen zu der ausgesprochenen Zahl haben, da die Angabe jedenfalls auf statistischer Erhebung seitens der Franzosen beruht*). Ebenso dürfte die für Aegypten angegebene Zahl richtig sein**). Die auffällig niedrige Angabe von 8000 Seelen erklärt sich durch den Umstand, daß in Aegypten viele Zweige, in welchen in den übrigen afrikanischen Städten die Israeliten excelliren, durch Levantiner, Armenier und auch Griechen ausgefüllt werden. Alle diese ebengenannten Völker sind nach dem übereinstimmenden Urtheil der Ethnologen im Handeln den Juden „über“. Und in den östlichen Ländern Afrika's, wie im Morgenlande liegen die Israeliten wie bei uns hauptsächlich dem Handel ob, während sie im westlichen Afrika Handwerker sind, ja vereinzelt auch Ackerbau treiben.

Was Tunesien, angegeben mit 60,000 Juden, anbetrifft, so dürfte die Einschätzung auch annähernd richtig sein; besonders wenn sie schon auf Erhebungen, angestellt seitens der Franzosen, beruht, dürfen wir unbedingt Vertrauen dazu haben.

---

*) Der Census vom 28. December 1881 wies in Algerien 35,665 Israeliten nach.

**) Nach F. Amicis „Essai der Statistique générale de l'Egypte“ gab es 1877 in Aegypten unter 12,247 fremden Schülern 1440 israelitische. Da nun die Summe der Fremden damals 68,653 betrug, so ergiebt das Verhältniß 12,247 : 1440 = 68,653 : x eine israelitische Bevölkerung von ca. 8000 Seelen.

Wie aber steht es mit Tripolitanien? Die Zahl ist entschieden zu hoch angegeben. Man ersieht nicht, wie dies irgendwie in Uebereinstimmung zu bringen ist mit der Einwohnerschaft der tripolitanischen Städte überhaupt. Auf dem Lande, d. h. außerhalb der Städte wohnend, giebt es nur im Djebel (im Gorian-Gebirge) einige kleine jüdische Ortschaften, sonst aber nirgends. In Fesan, in Rhadames, in den anderen Landschaften und Oasen von Tripolitanien giebt es nicht einmal vereinzelte israelitische Individuen. Es bleiben also nur die Städte übrig. Sie sind weder dicht gesäet, noch dicht bevölkert. Tripolis, Bengasi, Derna, Mesrata und Sliten sind die Ortschaften, denen man die Bezeichnung „Stadt" geben kann. Mesrata und Sliten würde aber in Europa schwerlich diese Ehre zu theil werden. Alle diese Städte haben zusammen, hoch gerechnet, ca. 50,000 Einwohner. Rechnet man nach, so kommt man also zu ganz andern Resultaten. Von diesen 50,000 Städtebewohnern dürften 5000 jüdischer Religion sein. Ich betone ausdrücklich, daß, meiner Meinung nach, beide angegebenen Zahlen sehr hoch gegriffen sind und vor einer wirklichen Zählung wahrscheinlich als bedeutend übertrieben nicht standhalten würden. Aber wir wollen nicht vergessen, ebenfalls zu betonen, daß die Djebel-Juden mit in die Zahl von 5000 hineingedacht werden müssen.

Wenn wir nun auf diese Weise glauben nachgewiesen zu haben, daß man sich hinsichtlich der Judenzahl in Tripolitanien in einer argen Täuschung befunden hat, so ist ganz dasselbe hinsichtlich Marokkos der Fall.

Im Voraus muß ich bemerken, daß die von mir selbst angegebene Bevölkerungszahl von 6,500,000 Seelen für Marokko als zu hoch gegriffen erscheint. Bekanntlich beruhen alle Angaben dieser Art hinsichtlich Marokkos nur auf Schätzungen; und je nachdem man von andern Gesichtspunkten ausgeht, erhält man ein anderes Resultat. Die Gründe, welche ich Anfang der 70er Jahre für mein Ergebniß angab, waren: Marokko sei etwa einmal so groß wie Algerien; dieses Land habe 1867 2,921,246 Einwohner gehabt, folglich dürfe man für Marokko bei ähnlicher Bodenbeschaffenheit, bei fast gleichen klimatischen Verhältnissen, ungefähr eine gleiche Dichtigkeit der Bevölkerung annehmen, also das Land auf ca. einmal so viel Bewohner, wie in Algerien seien,

schätzen. Die Zahl der Juden gab ich, wie fast alle Reisenden, für Marokko ebenfalls auf 200,000 an.

Es ist zu beklagen, daß die meisten Reisenden so wenig statistische Nachrichten geben. In den neuesten Berichten über Marokko von Pietsch, de Amicis, Trotter u. a. finden wir in dieser Beziehung nur die dürftigsten Angaben. Aber alle — auch die älteren Reisenden — stimmen in der Angabe überein, daß das Land äußerst spärlich bevölkert sei. Von einer Zunahme der Bevölkerung kann keine Rede sein, von einem Stillstand derselben auch nicht. Bei den entsetzlichen Zuständen im Innern würde man fast auf eine Abnahme der Menschen schließen können. Daß die Hauptstadt selbst durch Cholera entvölkert wurde, wissen wir. Aber Krankheit ist wohl die geringste Ursache, welche die Marokkaner decimirt, obschon allgemein bekannt ist, daß Syphilis sich in allen Theilen der Eingeborenen die entsetzlichsten Verheerungen anrichtet. Aber das war in Algerien und Tunesien ebenso, nur mit den Franzosen kam Hülfe.

Die Marokkaner werden zu Grunde gerichtet, durch ihre despotische Regierung und durch die drückenden Lasten der Religion, oder man könnte richtiger sagen, alle Marokkaner leiden an religiösem Wahnsinn, dem alle erblich verfallen sind.

Ich möchte mich daher angesichts derartiger Zustände viel lieber zu der von Andern vertretenen Ansicht bekennen, welche die Bevölkerung von Marokko auf nur [illegible] veranschlagt*). Wie dem nun auch sein möge, von Allen werden für die israelitische Bevölkerung 200,000 Individuen angenommen. Nur [illegible], der Autor des Buches „The Jews in Africa“, sagt in seiner Vorrede zum Werke Richardson's: „The population may be nearly [illegible], and [illegible] of them are Jews“. Also auch für Marokko nimmt er schon [illegible] Juden an.

Wie in den übrigen nordafrikanischen Ländern, leben auch in Marokko die Juden nur in den Städten und in den Ksurs der Wüste, welch letztere man ja auch als kleine Städte bezeichnen kann. Nur einige ganz kleine jüdische Gemeinden finden sich zwischen den Berberstämmen des Großen Atlas auf. Wenn

*) Behm und Wagner im Ergänzungsbande [illegible], Nr. [illegible], [illegible] nur [illegible] bis [illegible] Seelen [illegible].



wir nun aber die jüdische Bevölkerung der einzelnen marokkanischen Städte, und zwar jede Milha hoch gerechnet, aufzählen und zusammensummiren, so kommen wir zu einer Zahl von ca. 62,800 Seelen, und zwar für Arseila 100, el-Araisch 1200, Fes 10,000, Mikenes 5000. Tesa 800, Arbat 5000, Dar-beida 100, Asamor 500, Marokko 6000, Saffi 300, Ksor 3000, Mogador 1500, Agadir 150, Tarudant 4000, Udjda 1000 und Tetuan 4200 Seelen; alle diese nach eigenen Schätzungen, nur Tetuan nach Gräberg di Hemsö. Diesem entnehme ich Tanger noch mit 2500 Juden. Gräberg führt etwas abweichende Zahlen auf; für el-Araisch 1300 Juden, für Fes 9000, für Arbat 7000, für Marokko 5000, für Mogador 40 0, und die Gesammtzahl der Juden beträgt nach ihm 339,500 Seelen. Für Arbat finde ich in Maltzan 2000 Juden angegeben; als Gesammtzahl für Marokko nimmt er 200,000 Seelen an.

Diese 18 Städte ergeben eine jüdische Gesammtbevölkerung von 45,300 Seelen. Ich betone aber, daß ich die von mir selbst gemachten Einschätzungen für Fes, Mikenes, Marokko, Tarudant und el-Ksor für viel zu hoch halte.

Zu diesen 45,300 Seelen hätten wir sodann noch zu zählen die jüdische Bevölkerung im Atlas, im Ued Nun, Draa und Tafilet. In der Oase Tuat giebt es keine Israeliten.

Sehr hoch angenommen, schätze ich die jüdische Gebirgsbevölkerung auf 2000 Seelen. Ebenfalls sehr hoch gegriffen die im Nun ansässigen Juden auf 5000. Eine gleiche Zahl möchte ich für Ued Draa in Anspruch nehmen. In Tafilet, d. h. im eigentlichen Tafilet, giebt es fünf von Israeliten bevölkerte Ksors, nämlich Guirlan, Tabubekirt, Assergin, Ksor djedid, Rissani und Dar-el-beida. Für Rissani notirte ich „200 jüdische Häuser", bei Dar-el-beida „bedeutendes Judenquartier". Wir glauben daher auf Tafilet 6000 Juden rechnen zu dürfen, wozu im Norden in Ertib noch eine Milha mit 1000 Seelen zu zählen wäre.

Im Ganzen erhielten wir somit eine Zahl von 62,800 Juden für Marokko. Aber ich wiederhole noch einmal, daß sehr hoch geschätzt worden ist und daß spätere wirkliche statistische Untersuchungen wohl ein viel niedrigeres Resultat ergeben werden, vielleicht nicht höher als etwa 45,000. Aber nehmen wir die oben gefundene Zahl als die beste, dann erhalten wir für Afrika

als Gesammtresultat 168,000 Juden, anstatt der von Brunialti angegebenen 450,000 Seelen

Bei allen diesen Schätzungen hat man aber vergessen, die Falascha mit heranzuziehen, und doch bilden sie eine bedeutende Gemeinde, wenn auch, mit hereingezogen, noch immer nicht die Zahl von 450,000 jüdischen Seelen erreicht werden wird. Ueber diese interessanten Israeliten liegen nur wenige ausführliche Nachrichten vor. Gobat, Stern, Krapf, Flad, schrieben über sie, und sodann haben wir kurze Notizen über die Falascha von allen Abessinien-Reisenden, das ist aber Alles, was wir wissen. Flad sagt, man könne die Falascha auf 200,000 Seelen schätzen. Aber wenn wir, hoch gegriffen, die Gesammtzahl der Abessinier auf 1,500,000 Seelen veranschlagen, dann dürften 200,000 Juden nicht vorhanden sein. Da wäre ja fast jeder siebente Einwohner ein Israelit! Ich glaube daher für Abessinien nicht mehr als 50,000 Falascha annehmen zu dürfen.

Rechnen wir nun noch als möglicherweise über die Colonien Afrikas zerstreute Juden (Kapland, Transvaal, Guinea, Senegambien 2c. 2c.) 1000 Seelen*) — man sieht, es wird immer hoch gerechnet — hinzu, dann erhalten wir als Gesammtresultat die Zahl von 220,800 Juden, welche Afrika bewohnen. Eine Zahl, die jedenfalls mehr Wahrscheinlichkeit annähernder Richtigkeit für sich hat, als 450,000 oder gar 500,000 Israeliten, welche man in der Regel angegeben findet.

Syrten-Oasen.

Abu Naim, Audjila, Djalo und Schchere.

Es giebt in der Sahara immer noch Oasen, deren Lage und Beschaffenheit uns bisher unbekannt geblieben sind. Groß sind solche Oasen allerdings nicht, immerhin aber manchmal an Flächeninhalt einem deutschen Fürstenthum gleichkommend. Verschiedene Ursachen sind es, welche das Dasein derartiger Oasen der Wissenschaft entziehen. Als Hauptgrund kann wohl der gelten,

*) In der Kapcolonie ergab die Zählung vom 7. März 1875 538 Juden, im Oranje-Vrijstaat zählte man am 31. März 1880 67 Juden.

daß, falls eine Oase nicht an einer der großen Karawanenstraßen gelegen ist, man sich um sie nicht kümmert, besonders wenn ihre Producte an sich nicht genug bieten, um sie deshalb zu bereisen. Oasen wie Abu Naim, mit der wir uns zunächst zu beschäftigen haben, blieben indeß nicht nur aus diesen Gründen, sondern auch weil ihr Wasser wenig trinkbar ist, den Geographen bisher eine vollkommene Terra incognita.

Abu Naim liegt weder an einer Karawanenstraße, noch sind die Producte dort der Art, daß sie allein Besucher oder gar Bewohner anziehen könnten, und endlich ist das Wasser so schwefelhaltig, daß man es auf die Dauer zum Trinken nicht würde benutzen können. Es kann unter diesen Verhältnissen nicht auffallen, daß selbst die nächstgelegenen Oasenbewohner nur zum Theil Kenntniß von derselben hatten; so kannten die Bewohner von Audjila wohl die Oase Djibbena, aber Abu Naima war ihnen vollkommen fremd. Nicht der Zufall führte unsere Expedition nach dieser herrenlosen Oase, sondern mit Absicht brachten uns unsere Führer aus Sella dahin. Der große nördlich von Abu Naim über Marade führende Karawanenweg war nämlich deshalb für uns sehr gefährlich, weil viele Stämme und Bewohner Tripolitaniens wegen der außerordentlich hohen Steuern, welche die türkische Regierung ihnen auferlegte, ihre Wohnsitze verlassen hatten und nun am Rande der Wüste umherirrten. Nicht allzu starke Karawanen waren selbstverständlich ihren Angriffen und Plünderungen ausgesetzt. Sogar Bewohner, welche in festen Wohnsitzen hausten, z. B. Bürger Uadans aus der Oase Djofra, hatten es vorgezogen, Nomaden zu werden, anstatt fortwährenden Erpressungen der türkischen Regierung ausgesetzt zu sein — Erpressungen, die um so schwerer zu ertragen waren, als sie auf der reinsten Willkür beruhten und das Ende derselben sich gar nicht absehen ließ. Schien es doch, als ob die türkische Regierung namentlich in dieser entfernten Provinz, welche aller europäischen Controle bar ist, jetzt nach dem Frieden mit Rußland einen Krieg mit ihren eigenen Unterthanen beginnen oder heraufbeschwören wollte. Die stets „im Voraus“ erhobenen Steuern, die sogenannten „Jana“ (Hülfsgelder für den Sultan), folgten mit einer Schnelligkeit, die bewundernswürdig war.

Langmuth und Geduld haben sämmtliche türkische Unterthanen sich von jeher einüben müssen, seit Jahrhunderten sind in ihnen diese Eigenschaften erblich gezüchtet, sie haben es darin fast so weit gebracht wie die Fellachen Aegyptens, deren vieltausendjährige Uebung in Geduld und Hingebung so Außerordentliches geschaffen hat, daß sie es selbst als abnorm betrachten würden, falls man ihnen zumuthen wollte, für ihren eigenen Vortheil zu arbeiten. Nicht so die tripolitanischen Berber und Araber, die nicht durch allzu starke Bande an die Heimath gefesselt sind; sie machten sich einfach auf und davon, um den türkischen Aussaugern zu entkommen. Und wohin konnten sie besser gehen als in jene Gegend, welche auf den Karten als Syrtenwüste bezeichnet ist? Diese Landschaft ist aber eigentlich gar keine Wüste, sondern besteht aus ausgedehnten Kameelweiden, und an der Grenze der Wüste, ungefähr unter dem 29° 30′ n. Br., beginnt eine Region, so günstig für Räuber und Wegelagerer, wie sie vielleicht nirgends auf der Erde vortheilhafter für Freibeuter gedacht werden kann.

Derartige sonderbare Formationen lernten wir namentlich in größerem Maßstabe nördlich von Dachel, dann auch im Nordwesten von Farafrah kennen. Eine solche Gegend wunderlicher Felsbildung durchwanderte ich auch bei Knetsam im Süden vom großen Atlas, und solch' „verrückte" Bildung — man verzeihe das Wort, aber man braucht es nicht tropisch, sondern der Wirklichkeit entsprechend zu nehmen — zeigen die Sand- und Kalksteinfelsen auch hier. Und in solch' einer „verrückten" Gegend liegt Abu Naim. Die arabischen Geographen bezeichnen derartige Landschaften mit „Charaschaf"; wir können nur dadurch ein Verständniß, eine Veranschaulichung hervorrufen, wenn wir Charaschaf wiedergeben durch ein planloses, chaotisch durch einander geworfenes Felslabyrinth. Nicht nur daß die Felsblöcke selbst, oft von riesigsten Dimensionen, wirkliche Berge, die absonderlichsten Formen haben, sie liegen auch so wild durcheinander, daß man glauben sollte, sie seien absichtlich so aufgestellt. Welches Gebiet wäre besser zum Verstecken, geeigneter, um sich Verfolgern zu entziehen? Uebrigens dachte die türkische Regierung gar nicht daran, Verfolgungen anzustellen, sie konnte es in dem Augenblicke in Tripolitanien auch gar nicht, da die Regentschaft fast ganz von Truppen entblößt war.

Abu Naim wird geschnitten vom 29° n. Br. und dem 19° ö. L. v. Gr.; die Oase liegt etwa 50 m über dem Meere und hat eine Ausdehnung von 2000 □km. Der Hauptfluß oder das Uadi, welches in Abu Naim mündet, kommt von Süden und Südwesten, und das südwestliche in das Uadi Abu Naim mündende Uadi Abu Hassan ist gleich wichtig. Die Oase, ungefähr so groß wie Djofra, ist nicht scharf begrenzt, sondern die Spuren der Vegetation hören allmählich auf, woraus schon hervorgeht, daß wir es mit keiner bestimmten Einsenkung, sondern mit einer Gegend zu thun haben, welche nur dadurch den Oasencharakter erhält, weil sich der Boden durch Feuchtigkeit, folglich durch Pflanzenreichthum auszeichnet. Dieser unbestimmte Charakter ist eben jener ganzen Gegend eigenthümlich. Es giebt dort keine Gebirge, denn auch der auf den Karten als Kettengebirge gezeichnete Harudj existirt als solches gar nicht, Alles verschwimmt, geht in einander über. Es giebt dort keine Ebene, keine zusammenhängenden Berge, und wenn nicht die Uadian (pl. von Uadi, leeres Flußbett) und die Oase selbst durch den Pflanzenwuchs gekennzeichnet wären, würde man sagen, es giebt dort weder Wüste noch Oase, so unbestimmt geht Eins ins Andere über. Dieser Syrtencharakter erstreckt sich über die ganze Gegend, und von den Küsten der großen Syrte berichteten schon die alten Geographen, daß man nicht unterscheiden könne, wo das Ufer anfinge, wo das Meer aufhöre.

Abu Naim ist ungefähr gleich ausgedehnt von Westen nach Osten wie von Norden nach Süden, und wegen der sonderbaren Felsen, welche die Oase umgeben und zum Theil durchsetzen, hat man überall die malerischsten Aussichten. Die Felsen selbst, aus Sandstein und Kalk gebildet, haben reiche Versteinerungsschichten, welche die Freude und Lust eines jeden Paläontologen bilden würden. Ostreen, Patelliden, Turritellen, Conus, Ammoniten und andere finden sich in Masse, während Nummuliten hier nicht vorkommen. Sie scheinen in der centralen libyschen Wüste zu fehlen, denn selbst die von uns bei Sokna gesammelten, den Nummuliten so ähnlich sehenden Versteinerungen sind nach Zittel Orbituliten; im Sandboden der Oase findet man zahlreiche Foraminiferen mit einem Durchmesser bis zu 2 mm. Der Boden selbst ist vorzüglich, Sand mit Mergel und Kalkpartikelchen untermischt, würde

Allem entsprechen, um guten Anbau zu ermöglichen, wenn die Hauptbedingung, gutes süßes Wasser, nicht fehlte.

Bemerkenswerth ist der große Schwefelgehalt des Bodens an einzelnen Stellen in der Oase, wie denn überhaupt die Gegend der großen Syrte reich an Schwefellagern ist. Heißt doch der Busen der großen Syrte bei den arabischen Geographen Djun el Kibrit oder Schwefelgolf. Auch ist es bekannt und geschichtlich, daß nicht nur der Gründer der aegyptischen Dynastie der Mehemed Aliden, Mehemed Ali, von der Syrtenküste Schwefel bezog, sondern daß sich in den vierziger Jahren eine Compagnie bildete, um die Schwefelgruben auszubeuten. Der Gesellschaft wurde aus Eifersucht der türkischen Regierung, allerdings noch ehe sie ihre Thätigkeit begann, die Concession entzogen, aber die ottomanischen Machthaber mußten sich doch zu einer bedeutenden Abfindungssumme bequemen. Im äußersten Südostwinkel der Oase Abu Naim giebt es eine Oertlichkeit, Hofrat el Kibrit (Schwefelgrube) genannt, ca. 20 km. von dem Punkte entfernt, wo wir lagerten. Mein Begleiter unternahm dahin mit unserem Führer Hamed el Tarrhoni einen Ausflug und brachte sehr viele schwefelhaltige Erden und Gesteine zurück.

Auch Sebchaformation fehlt in der Oase nicht, und am nordöstlichen Ende sieht man auch Djef-Djeffelder*), welche wie bei Sebcha meist polygonale Schollen bilden. Ohne Sebchabildung giebt es überhaupt keine Oase in der Sahara, und es ist keineswegs der Fall, daß die Palmen in salzigem Boden nicht gut fortkämen; im Gegentheil, salzdurchtränkter Boden zeitigt gerade die schönsten Früchte. Das Wasser aus den Sebucha (pl. von Sebcha) ist aber wegen des enormen Salzgehaltes noch weniger trinkbar als das der Schwefelquellen. Diese finden sich in einer Kalkrippe, welche, etwa mitten in der Oase gelegen, dieselbe von Nord-Nordosten nach Süd-Südwesten durchzieht. Blasenartige Bassins finden sich auf diesem Grat, und ohne sonderlich tief (ca. 2 m) zu sein, scheint der unterirdische Zufluß zu diesen

*) „Sebcha“ sind an der Oberfläche vertrocknete Salzsümpfe; schollenartig wie ein erstarrtes Eisfeld nimmt sich die Oberfläche aus, aber bei geringer Tiefe stößt man auf Wasser, auf einen Salzsee. „Djef-Djef“ hingegen hat keinen Wasseruntergrund, und die der Sebcha ähnliche Formation scheint durch Regengüsse auf Salzboden zu erfolgen.

natürlichen Felsenbrunnen unerschöpflich. Das Wasser, welches bis zum Rande die Kalkblase füllt, hatte, als wir im März die Oase besuchten, die Wärme der Luft; es hielt 18,5 Grad, während das Luftthermometer 18 Grad merkte. Aber schon die bloße Nähe des Brunnens war unangenehm. In einem Umkreis von 1 bis 1,5 m war die ganze Luft mit Schwefelwasserstoffgas erfüllt, und wie schwefelig schmeckte das Wasser selbst! Es war, als ob man zu einem Liter Salzwasser ein faules Ei gerührt hätte, denn abgesehen vom Schwefelgehalt war das Wasser noch stark bittersalzhaltig. Und davon mußten wir nun trinken! Damit wußten wir unseren Kaffee kochen, unsere Mahlzeiten bereiten. Denn diejenige Quelle, an der wir lagerten und die jenen angenehmen Wohlgeruch verbreitete, war die schwächste an Schwefel und Salzen; alle anderen, welche ich untersuchte, erwiesen sich wegen noch viel concentrirterer Beimengung mineralischer Bestandtheile als ganz und gar untrinkbar. Es blieb uns also nichts Anderes übrig, als uns dieser unfreiwilligen Schwefelcur zu unterwerfen.

Das Jahresmittel der Temperatur von Abu Naim dürfte 25 Grad sein, dem entsprechend, wie es in den übrigen Nordoasen der Sahara zu sein pflegt. Das Vorhandensein von Djef-Djefformation, die Thatsache, daß sich ungefähr auf gleicher Breite bei annähernd gleicher Höhe über dem Meere „Gerara"*) befinden, bestätigt die Annahme, daß auch Abu Naim noch in die Zone der Mittelmeerniederschläge zu liegen kommt. Diese Zone geht also viel weiter landeinwärts, als von den Meteorologen gemeiniglich angenommen wird.

Natürlich wird die Vegetation von Abu Naim nach regenreichen Jahren sich unter ganz anderen Verhältnissen zeigen und entwickeln als im Jahre 1879; es hatte im Frühjahr des Jahres 1879 seit zwei Jahren gar nicht geregnet, so daß selbst die Spuren von Vegetation der Hitze und den anderen atmosphärischen Einflüssen nicht hatten Stand halten können und im Großen und

*) „Gerara" heißt eigentlich der aus Wolle, Ziegenhaar und Kameelwolle gemachte Kameelsack, worein die Waaren gepackt werden während der Karawanenreisen. In der Geographie heißt aber Gerara eine Einsenkung mit gutem Boden, in welchem nach Regen geackert wird. Ein Brunnen befindet sich in einer Gerara nicht.

Ganzen die Oase den Eindruck machte, als ob sie aller Blumen und feinerer Gewächse bar gewesen wäre. Das braucht aber keineswegs der Fall zu sein, und eine solche Vegetationslosigkeit würde auch in der That gar nicht stimmen zu den Pflanzenmengen unter gleichen Breiten und Verhältnissen. Und dann bedenke man, daß Abu Naim in gerader Linie nur etwa 100 km vom Mittelmeer entfernt liegt.

Trotz der trockenen Zeit machte übrigens die Oase keineswegs einen verbrannten oder kahlen Eindruck. Im Gegentheil, das Auge wurde erfreut durch die großartigen Bestände an Palmbüschen und Ethelbdickichten. Ethel (Tamarix) bildete den vorliegenden Bestand der Vegetation, und oft sah man sie zu kolossalen „Neulingen" herangewachsen. In der Verbuschung der Ethel fängt sich nämlich mit großer Vorliebe der Sand; der Ethel hat dann aber das stete Bestreben, sich nicht vom Sande überhüllen zu lassen, und so sieht man häufig Bäume und Büsche, die auf 8 bis 10 m hohen Sandhügeln wachsen, deren Wurzeln ursprünglich aber zur ebenen Erde reichten. Sterben sie dann vor Alter oder aus irgend einer anderen Ursache ab, so nennt man einen solchen mit Wurzeln durchschossenen Hügel einen „Neuling". Man findet sie in allen Oasen, weil Ethel eines der charakteristischen Gewächse derselben ist. Die hier wachsenden Palmen treten sehr selten vereinzelt auf, sondern meist in Buschform und oft von sehr massiger Beschaffenheit. Aber alle sind wild, und man nimmt sich nicht einmal die Mühe, sie zu befruchten, so daß die auf den wilden Palmen wachsenden Datteln klein und kernlos sind. Einzelne männliche Palmen, die in der Oase wachsen, können unter Umständen die sich in der Nähe befindenden weiblichen Palmen befruchten, sobald nämlich die männlichen Palmblüthen durch Wind oder Insecten (Letzteres ist in diesen Oasen wohl kaum oder selten der Fall) den weiblichen Blüthen zugetragen werden; aber weil die Palmen wilde sind, gerathen doch auch die so durch Befruchtung hervorgebrachten Datteln bedeutend weniger gut als die, welche an Bäumen gezeitigt werden, die künstlich gepflanzt oder aus Setzlingen gezogen wurden. Daß sich auch im Aeußeren die wilden Palmen bedeutend von den angepflanzten unterscheiden, habe ich anderen Orts hervorgehoben. An niederen Pflanzen sieht man vorzugsweise und oft rasenartig

die Landschaft bedeckend die beiden Kameelkräuter Agol (Alhagi) und Belbal (Anabasis articulata). Sodann findet man Kasbah (Arundo phragmitis), Rhardek (Nitraria) und Fers (Traganum nudatum). Erstere Pflanze, eine Binse, welche überall da wächst, wo dicht unter der Oberfläche Wasser anzutreffen ist, letztere beiden strauchartige Gewächse. Dies waren alle Pflanzen, die wir zur Zeit, als wir die Oase besuchten vorfanden.

Von größeren Thieren kommen vor Allem Gazellen in der Oase vor, das ersieht man aus den zahlreichen Spuren; aber auch Antilopenspuren waren sichtbar. Natürlich fliehen diese Thiere, sobald sie die Anwesenheit von Menschen in der Oase wittern, an den Rand derselben oder verlassen sie zeitweilig. Fennegs, Ratten und Mäuse, Springratten, vielleicht auch Schakale dürften den übrigen Bestand an Säugethieren bilden. Hyänenspuren konnten wir nicht entdecken. Von den Vögeln scheinen nur Sperlinge und Bachstelzen, sowie einige Rabenpaare ständigen Aufenhalt in der Oase zu haben, denn Schwärme von Schwalben, sowie ein paar Störche, welche Abends kamen und jeden Busch auf Schlangen, Eidechsen und andere Leckerbissen absuchten, hielten sich nur eine Nacht auf und zogen dann der Heimath nach dem Norden zu. Die Schwalben ruhen übrigens oft Tage lang in diesen Oasen aus, in denen es an Fliegen und Mücken nicht fehlt.

Außerdem sind verschiedene Eidechsen, Chamäleone, Schlangen und namentlich die giftige Hornviper, mehrere Ameisenarten, eine große blauschwarze Wespe, welche die kunstvollsten Häuser baut und ihre Larven mit Raupen füttert, dann ein Schmetterling zu erwähnen, der im Jahre 1879 in ganz Nordtripolitanien täglich zu finden war, selbst auf den trostlosesten Sserir und auch auf dem Mittelmeer weit von der Küste: der Distelfalter; diese vanessa cardui fanden wir später sogar auf der entsetzlichen Einöde zwischen Cyrenaika und Kufra, Hunderte von Kilometern von jeder Oase entfernt. Nennen wir noch die zahlreich vorhandenen Schnacken, so dürfte damit das Hauptsächlichste aus der Fauna Abu Naims angeführt sein.

Wie schon erwähnt worden ist, entbehrt die Oase der menschlichen Bevölkerung, und selbst vorübergehend wird sie nicht aufgesucht. Man kann daher sagen, Abu Naim ist vollkommen herrenlos.

Nur dann und wann wird der Ort von Karawanen besucht, welche sich fürchten, den großen Weg im Norden von Abu Naim, den v. Beurmann zog, oder den in Süden zu nehmen, den Hornemann mit seiner Karawane zurücklegte. Abu Naim liegt ganz außerhalb des Verkehrs, und das ist auch der Hauptgrund, weshalb die Oase so lange der geographischen Kunde verborgen geblieben ist.

Südlich von Cyrenaika, ehe man die eigentliche libysche Wüste erreicht, liegen drei Oasen: Schchere, Audjila und Djalo, seit alter Zeit unter dem Namen Augila bekannt. Herodot im IV. Buche, § 182, sagt: „Nach den Ammoniern, weiter auf dem Sandstreifen wiederum zehn Tagereisen, ist ein gleicher Salzhügel wie der ammonische, mit Wasser und Menschen, die um ihn her wohnen, und diese Gegend hat den Namen Augila"*). Obwohl diese Nachricht dürftig genug, so ist sie doch insofern interessant, als wir daraus erfahren, daß sich trotz der langen Zeit von über 2000 Jahren der Name der Oase unverändert erhalten hat. Nach Herodot lag Augila zwölf Tagereisen vom Ammonium (die Angabe stimmt vollkommen) und ebenso weit vom Lande der Garamanten. Damals scheint es den Nasomonen gehört zu haben, welche im Sommer zur Zeit der Dattellese dorthin kamen. Auch andere alte Schriftsteller reden von Augila, und im Mittelalter wird uns die Oase von den arabischen Geographen und Schriftstellern beschrieben. Edris nennt Audjila eine kleine Stadt, und Leo Africanus führt die Oase mit drei Schlössern und einigen kleinen Dörfern auf.

In neuerer Zeit kam zuerst Pacho dahin. Er giebt von der Oase eine detaillirte und poetische Erzählung; aber es müßte sich doch viel verändert haben, oder wir dürfen dreist der Ansicht sein, daß er sich von seiner Phantasie zu weit hat hinreißen lassen. Alterthümer, wie Pacho sie gesehen haben will, sind nirgends vorhanden, und Ueberbleibsel von Granit verschwinden doch nicht im Handumdrehen.

Nach Pacho war Hammilton in diesen Oasen, endlich der unglückliche Moritz v. Beurmann und zum ersten Male 1868 ich selbst. Ich kam damals, nur von einem Deutschen und einem eingeborenen Diener begleitet, spät Abends an, so spät, daß wir den Ort selbst, der fast im äußersten Süden der Oase gelegen ist,

*) Herodot, übersetzt von Schöll und Köhler.

nicht mehr erreichen konnten, sondern unter den Palmen unser Nachtlager aufschlugen. Damals wurden wir freundlich empfangen; man quartierte mich sogar beim Schich der Oase ein, und erst in der zweiten Oase Djalo hatte ich von den fanatischen Ausbrüchen der mohamemdanischen Jugend zu leiden.

Wie ganz anders diesmal. Freilich da, wo die Geistlichkeit hetzt, sind zehn Jahre genug, um eine Umwandlung in den Gesinnungen des Volkes hervorzubringen. Und um so wirksamer sind religiöse Lehren, auf um so fruchtbareren Boden fallen fanatische Reden, je abgeschiedener ein Volk lebt und je mehr es sich kindliche Denkungsweise bewahrt hat.

Das ist nun den Snussi, den Anhängern jener fanatischen Religionssecte, allerdings vollauf geglückt, durch Lehren des Hasses gegen Andersdenkende ihre eigene Herrschaft zu befestigen und auszudehnen.

Der Snussiorden ist ganz neuen Datums und gestiftet von einem gewissen Si Mohammed Snussi*), gebürtig aus Tlemçen. Derselbe lernte, als er seine Studien auf der Karuinuniversität in Fes machte, den Einfluß religiöser Genossenschaften kennen, welche nirgends in der mohammedanischen Welt so stark blühten, als in Marokko. Und nicht zufrieden damit, sich einer solchen anzuschließen, um vielleicht innerhalb einer schon bestehenden religiösen Genossenschaft als Emkaden oder Provinzialoberer zu herrschen, beschloß er, einen neuen Orden zu stiften, um so sich selbst die oberste Macht zu verschaffen.

Ein Hauptunterschied zwischen den mohammedanischen und christlichen religiösen Einrichtungen liegt nämlich darin, daß die höchsten Würden in der mohammedanischen Welt sich innerhalb einer bestimmten Familie vererben, während im Christenthum in demokratischer Art jeder Mann die höchste Würde erlangen kann. Jeder Geistliche bei den katholischen Christen trägt von Anbeginn an den Anspruch auf die dreireifige Krone in den Falten seines Talars, jedes Mitglied eines christlichen Mönchordens kann General werden, wenn das Schicksal es bestimmt. Nicht so bei den Mahommedanern.

*) Si Mohammed Snussi ließ sich später statt Si „Sidi" nennen, ein Titel, der aber nach arabischen Begriffen nur den Schürfa, d. h. den Abkömmlingen Mohammed's gegeben wird. Sidi oder Mulei sind gleichwerthige Titel und bedeuten „mein Herr".

Nicht Jeder kann Großscherif von Mekka werden, weil diese Würde in der Familie der Schürfa erblich ist; nicht Jeder kann oberster Leiter der Nasseri, einer religiösen Secte im Süden von Marokko, werden, weil diese Würde in einer bestimmten Familie bleibt.

So ist es nun auch mit den Snussi; die höchste Stelle im Orden kann jetzt nur von Abkömmlingen Sidi Snussi's eingenommen werden.

Sidi Mohammed Snussi begab sich, nachdem er seine Studien in Fes absolvirt hatte, selbstverständlich auf die Pilgerreise nach Mekka und Medina, um sich den Titel „Hadj" zu verdienen, und da er diese Reise ganz zu Fuß zurücklegte — man denke nur: vom äußersten Westen Afrika's bis nach Arabien – hatte er Zeit und Muße, über die Gründung seines neuen Ordens nachzudenken. Auf seiner Pilgerreise kam Sidi Mohammed Snussi auch nach der Oase des Jupiter Ammon, und diese Oase, abgelegen vom Getriebe der Welt, malerisch am Eingange der Wüste gelegen, zugleich den Karawanenverkehr nach dem reichen Centralafrika beherrschend — diese Oase schien ihm sehr geeignet als Hauptstadt und Mittelpunkt einer religiösen Genossenschaft.

Leitete ihn hierbei der bloße Zufall oder beruhte seine Wahl vielleicht auf Studien, welche er in der berühmten Karuinbibliothek gemacht haben könnte? Wer wollte darüber entscheiden. Aber eigenthümlich und bezeichnend bleibt es jedenfalls, daß er das Ammonium wieder zum Centrum einer religiösen Genossenschaft machte und so den Ort mit neuem Ruhm und Glanz umgab, den dieser vor Jahrtausenden schon gehabt hatte. Denn war nicht einstmals hier jenes Heiligthum, zu dem die Legende Herkules pilgern ließ und von dem wir geschichtlich nachweisen können, daß Alexander der Große eigens zu ihm eine Wallfahrt unternahm! Wurden nicht auch vom Oberpriester des Ammonium im Alterthum unfehlbare Dogmen der damaligen civilisirten Welt zugedonnert! Und wer hätte zu der Zeit es gewagt, den leisesten Zweifel an der Wahrheit jener Orakelworte zu erheben! Was ist aber übrig geblieben von jener Zwingburg des Glaubens?

Und als auf jenen berühmten Tempel später sich ein anderer baute, ein der christlichen Religion dienender — was ist von ihm geblieben? Nichts! kaum daß man die steinernen Ruinen davon



erkennen kann. Der Cultus des Jupiter Ammon*) wurde vom christlichen verdrängt, dieser mußte dem Islam weichen und jetzt speciell dem Snussicult.

Nachdem Sidi Mohammed seinen religiösen Vorschriften in den heiligen Städten Genüge gethan, wandte er sich nach Constantinopel und verstand es, sich vom Sultan Abd ul Medjid einen Ferman geben zu lassen, welcher ihm eine fast souveräne Stellung in der Oase des Jupiter Ammon sicherte. Wenigstens brachte sie ihn in directe Abhängigkeit zu Constantinopel; mit Aegypten hatte er nichts zu thun, obschon Siuah, wie man jetzt die Ammonsoase nennt, als ägyptisches Gebiet betrachtet wird.

In dem kurzen Zeitraum von etwas mehr als einem Menschenalter ist es Sidi Mohammed Snussi gelungen, sich nicht nur die ganze östliche Sahara, sondern auch einen Theil von den sudanischen Ländern zu unterwerfen, d. h. er hat unbeschränkten Einfluß auf die dort wohnende Bevölkerung. Jetzt ist er längst todt, und je entfernter sein Todestag wird, desto heiliger hält man den Mann. Sidi Mohammed Snussi wird viel höher verehrt als Mohammed selbst. Sein jetzt regierender Sohn, Sidi el Mahdi, ist selbstverständlich auch heilig und thut ebenfalls Wunder, und nach einigen Jahren wird er ebenso berühmt sein wie sein Vater — wenn Aegypten eine mohammedanische Regierung behält.

Die Anhänger des Snussi unterscheiden sich von den rechtgläubigen Malekiten insofern, als sie beim Beten einige andere Worte als die, welche vorgeschrieben sind, und dabei auch andere gymnastische Bewegungen machen als diejenigen, welche in einem der vier geltenden Riten vorkommen. Eigentlich müßte man sie daher als „Choms“**), d. h. als nicht Rechtgläubige bezeichnen. Aber der entsetzliche Fanatismus, der sie auszeichnet, der Christenhaß, den sie als oberstes Gebot hinstellen, die strenge Beobachtung aller äußerlichen religiösen Vorschriften, das eigene streng religiöse Leben, das sie wenigstens dem Volke gegenüber zu führen wissen,

---

*) Bei den arabischen Schriftstellern wird die Oase des Jupiter Ammon einmal Santaria, das andere Mal Sanmaria genannt. Obgleich Santaria gebräuchlicher in den Büchern vorkommt, hat Sanmaria mehr Wahrscheinlichkeit, richtig zu sein, für sich.

**) Choms heißt eigentlich „Fünfte“, weil es nur vier rechtgläubige Parteien unter den Mohammedanern giebt.

hat ihr Ansehen derart gehoben und befestigt, daß Niemand sie als „Choms“ zu bezeichnen wagt.

Nur zu viel hatte ich diesmal von dem Fanatismus der Snussi zu leiden.

Wir hatten Abu Naim verlassen, und mit vielen Samumstürmen kämpfend, hatten wir die Djibbena-Oase durchzogen, die entsetzliche Kalanscho-Einöde betreten und sahen dann plötzlich gegen Mittag die Palmen von Audjila. Von Westen kommend, bemerkt man nicht, wie von Norden her, die Oase aus weiter Ferne, sondern steht plötzlich vor der Einsenkung und erreicht dann, innerhalb der Oase marschirend, nach einer kleinen Stunde den Ort.

Ohne Schießen geht es bei der Ankunft in einem solchen Orte nie ab. Und obschon bereits große Quantitäten Pulver Tags zuvor verschossen worden waren, weil der Führer sich in der Entfernung getäuscht und unsere Ankunft als nahe bevorstehend den Dienern gemeldet hatte, wurde nun, als wir in der Oase selbst waren, erst recht geschossen. Von nah und fern liefen die zwischen den Palmen arbeitenden Neger herbei, uns zu begrüßen, zogen sich aber bald scheu zurück, als sie bemerkten, daß die Hauptleute der Karawane Christen seien. Viele von ihnen sahen diese merkwürdigen Geschöpfe wohl zum ersten Mal.

Endlich kam auch eine Deputation aus der Stadt; aber da war kein „Marababik“ (Willkommen) oder „Allah slemtik“ (Grüß dich Gott) wie früher zu hören. Ernst und brummig schritten sie neben uns her und zeigten uns dicht beim Orte den Platz, wo wir lagern sollten.

Wir ließen unsere Zelte schlagen und erwehrten uns so gut es ging der Zudringlichkeiten der Leute, wobei namentlich die Jugend eine Frechheit und Neugier entwickelte, die alles bisher Erlebte übertraf. Besonders hatte mein kleines Hündchen, das gern mit Jedermann auf gutem Fuße lebte, viel von den Straßenjungen zu leiden. Von Gastlichkeit war keine Rede, und erst nach langem Parlamentiren gelang es mir, wenigstens Brennholz zu kaufen, während für alle anderen Lebensmittel solche Preise gestellt wurden, daß die Höhe derselben eigentlich von vornherein eine Verweigerung in sich schloß.

Ein Audjilenser, Si Mohamed Snussi*), machte eine rühmliche Ausnahme. Als er spät Abends sah, daß Keiner Brod oder andere Speise geschickt hatte, daß bei den reicheren Einwohnern alle meine Empfehlungsbriefe ohne Wirkung geblieben waren und daß man uns aus purem Religionshaß wie Aussätzige behandelte, sprang er auf und kam bald darauf mit einigen frischen Broden wieder. Natürlich wurde er entsprechend belohnt, reichlich sogar, um zu sehen, ob dies keine Wirkung auf die übrigen Berber habe. Aber Alles war umsonst. Es war Befehl gegeben von Seiten der Sauya der Snussi (Kloster der Snussi), sich vollkommen passiv gegen die Christen zu verhalten.

Ich hätte nun recht gut von meinen Vollmachten Gebrauch machen, ich hätte mittelst meines Firman-ali meine Eigenschaft als türkischer Bei geltend machen können, aber in der Hoffnung, von hier oder Djalo Führer und Gefährten nach Kufra zu bekommen, beschloß ich lieber Demüthigungen zu erdulden, als durch schroffes Benehmen vollständig jedes Band zwischen uns zu zerreißen.

Aber unseres Bleibens war hier nicht, nur die eine Nacht rasteten wir, und als die Audjilenser am anderen Morgen in ihren Verhöhnungen fortfahren wollten, erblickten sie unsere Karawane nicht mehr — wir waren schon auf der Hochebene, welche Djalo von Audjila trennt. Kaum 25 km beträgt der Weg zwischen den beiden Ortschaften, und nur kurze Zeit dauert es, durch Bodenbeschaffenheit bedingt, daß man beide Oasen aus den Augen verliert.

Wir erreichten, da wir längere Zeit bei dem am Anfang der Oase Djalo gelegenen Brunnen Mislui uns aufhielten, erst Nachmittags die Stadt der Modjabra**). Aber hier sollte es uns noch schlimmer ergehen. Wir waren im wahren Sinne des Wortes aus dem Regen in die Traufe gekommen. Während wir in Audjila es doch bloß mit dem Fanatismus der Bewohner zu thun gehabt hatten — das ist freilich auch genug — kamen in Djalo noch andere Motive der Abneigung dazu, welche bis zu flammendem

*) Viele Wüstenbewohner der jungen Generation heißen jetzt nach dem berühmten Heiligen „Snussi“.

**) Modjabra heißen die Bewohner von Djalo.

Hasse sich steigerten, namentlich Neid und Furcht, daß wir durch unsere Reise nach Uadaï ihre commerciellen Interessen schädigen würden; denn die Modjabra sind in der That fast die alleinigen Vermittler des bedeutenden Karawanenhandels zwischen dem Mittelmeere und Uadaï.

Wir näherten uns langsam dem großen Orte Areg. Eine Unmenge Menschen kommt uns entgegen, darunter namentlich Kinder. Von Neuem werden wir beschimpft und verhöhnt, einige vernünftigere ältere Leute vermögen nicht die Excesse der Jugend im Zaume zu halten, und was das Schlimmste von Allem war, unsere eigenen mohammedanischen Diener fingen jetzt zum ersten Mal an, den Respect zu verlieren. Wie sollten sie auch nicht! Denn wenn sie bis dahin mich fast als allmächtig hatten kennen lernen, wenn überall in Tripolis, Beni Ulid, Sokna und Sella sowohl die türkischen Gouverneure, als auch die Schiuch der Eingeborenen mich als den Träger eines Firman-ali mit dem größten Respect behandelt hatten, mußten sie jetzt die Erfahrung machen, daß Kinder und, was noch wirkungsvoller war, Sclaven mich ungestraft hänseln und höhnen durften.

Ich hatte einen Diener, Omar hieß er, voraufgeschickt, er sollte womöglich ein Haus besorgen und dem türkischen Mudir meine Ankunft melden. Dicht vor dem Ort wartete er; er hatte den türkischen Gouverneur aufgefunden und derselbe war, wie er sagte, damit beschäftigt, seine eigene Wohnung herzurichten — er hatte seinen Harem nicht mit in Djalo — um sie mit mir zu theilen. Omar schlug vor, einen näheren Weg zu wählen, durch den Ort selbst, welchen aber meine Karawane der beladenen Kameele wegen nicht nehmen konnte. Ich willigte ein, aber fast wäre ich auf diesem Wege gesteinigt worden.

Durch die engen Gassen mit Omar dahinwandelnd, waren wir bald von einem Haufen von übermüthigen Jungen und kleinen Sclaven umringt, welche namentlich ihre Freude daran fanden, meinen Hund zu hetzen. Sie fingen an, ihn mit faustgroßen Steinen zu werfen; er flüchtete zu mir, und ich nahm ihn nun, hoffend, die Taugenichtse würden mich wenigstens respectiren, auf den Arm. Aber kaum hatte ich einige Schritte gemacht, da flog mir ein ziemlich dicker Stein an den Kopf, und ehe ich noch zur Besinnung kommen konnte, hatte ich einen zweiten, nicht weniger

geschickt geworfenen im Rücken. Jetzt wurde mir aber das Treiben doch etwas zu bunt. Das Hündchen niedersetzend, mich selbst an eine Hauswand lehnend, zog ich meinen Revolver und rief Omar laut zu, auf der Stelle den türkischen Gouverneur zu holen. Ich weiß nicht, wohin die Meute so schnell zerstob, aber im Nu war kein Mensch mehr da, nur einige Leute kamen aus den Thüren heraus, und als nun Omar ihnen erzählte, um was es sich gehandelt hatte, erboten sie sich, mich bis zum „Palais" (Gasr) des Gouverneurs zu escortiren.

Wir waren bald da, und auch unsere Karawane war bereits angekommen. Aber trotz des liebenswürdigen Empfanges des Gouverneurs sah ich bald, daß dort im „Palais" für uns kein Platz sei, und so ließ ich gleich auf einem freien Platz vor dem Ort die Zelte aufschlagen, denn eine Wohnung wollte uns auch hier Niemand vermiethen.

Das waren entsetzliche Tage in Djalo. Denn wenn wir auch schon am folgenden Tage den Platz wechselten mit einem recht schattigen zwischen jungen Palmen gelegenen, so brannte doch jetzt die fast senkrechte Strahlen sendende Sonne derart auf die Zelte, daß man nur vor und nach Sonnenuntergang eine einigermaßen erträgliche Existenz führte. Dazu waren wir noch immer unter dem Einflusse der Frühlingsstürme, die sich im Jahre 1879 länger als sonst in die Sommerzeit hinein erstreckten. Und sie traten mit urplötzlicher Heftigkeit auf.

So toste eines Tages ein solcher Orkan so gewaltig, daß ich vorsichtshalber mein Zelt hatte abbrechen lassen und nun, den Zeitpunkt der größten Heftigkeit abwartend, unter einem Palmbusch lagerte. Mein Reisegefährte, Dr. Stecker, der sein luftiges Haus hinlänglich widerstandsfähig glaubte, hatte die Vorsicht versäumt, Plötzlich war es zu spät, und selbst seine Mithülfe hielt das Zelt nicht, ein furchtbarer Windstoß hob dasselbe und viel andere Dinge in die Luft, und um diese Episode noch schrecklicher zu machen, ergoß sich nun über uns ein kurzer, aber höchst ausgiebiger Regenschauer; er währte kaum länger als zwanzig Secunden, aber wir wurden doch davon ganz durchnäßt. Es war, als ob Jemand eine Mulde Wasser über uns ausgegossen hatte; und dann war Alles vorbei, der Himmel klar, die Luft ruhig und die Sonne trocknete in wenigen Minuten Alles wieder.

Wir verlebten, wie gesagt, schreckliche Tage in Djalo. An ein Vorwärtskommen war nicht zu denken. Führer waren selbst gegen die höchsten Preise nicht zu bekommen, und wenn auch die vornehmsten Kaufleute allmälig anfingen, etwas freundlicher zu werden, so war das Alles doch nur Schein. Dazu kam, daß meine eigenen eingeborenen Diener sich weigerten, mit mir südwärts zu ziehen. Ich hatte nämlich die Absicht, zu versuchen, auch ohne Führer Kufra zu erreichen. Aber weder Belohnungen noch Drohungen vermochten etwas über sie.

So mußte ich mich entschließen, meinen Begleiter nach Bengasi zu senden, um durch die türkische Regierung direct auf die Eingeborenen einwirken zu lassen. Ich bat also Dr. Stecker, mit der ganzen Karawane dahin zurückzukehren, da die Ernährungsverhältnisse innerhalb der Oasen bei der großen Anzahl von Kameelen mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft waren.

Zuerst gingen wir aber zusammen nach Audjila zurück, da ich als der allein Zurückbleibende im dortigen türkischen Palais, das zu der Zeit leer stand, besser Schutz vor Diebereien und Belästigungen seitens des Volkes fand, als wenn ich im Freien campirt hätte.

So installirten wir uns denn im Palais (Gasr), welches zwei einigermaßen convenable Zimmer enthielt, die auf einen gemeinschaftlichen Hof mündeten. Das eine der Zimmer, recht groß, hatte früher als Midjeleszimmer (Rathsversammlung) gedient, während das andere Privatgemach des Gouverneurs gewesen war. Der kleine Hof mündete sodann auf einen großen, in welchem man allenfalls zwanzig Kameele unterbringen konnte, und von diesem Hof aus öffneten sich durch je ein Thor verschiedene Zimmer, wovon indeß nur zwei noch Thüren hatten, nämlich das ehemalige Gefängniß und der frühere Pferdestall. In ersterem richtete ich meinen Hühnerstall ein, und das letztere wurde Küche. Den großen Hof schloß eine anscheinend solide Thür, ich schreibe „anscheinend", denn als eines Tages eins unserer Kameele, welches zufällig gesattelt war, durchs Thor herein wollte, dieses aber zu niedrig war, rannte es, da es den Widerstand auf seinem Rücken nicht begriff, die ganze Thorwand um.

Dr. Stecker reiste also nordwärts, und in seiner Begleitung befand sich eine Marabta (eine weibliche Heilige), deren Bekannt-

schaft ich schon auf meiner ersten Reise gemacht und die hundert verschiedene Gegenstände auf ihren Körper als Schmuck und Amulet geladen hatte. Ich verehrte ihr zum Abschied eine leere Sardinenbüchse, mit der sie sich nun ebenfalls behing, in dem festen Glauben, dies sei eine ihrer schönsten Decorationen.

So weilte ich denn allein in Audjila, nur Hubmer, welcher das Geschäft des Kochens übernahm, und Omar blieben bei mir zurück. Es ist, wie wohl der Leser glauben wird, keineswegs eine angenehme Lage, in einer so weltfernen Oase Wochen lang allein wohnen zu müssen. Aber abgesehen von dem ersten Tage nach der Abreise meines Reisegefährten, wo die Jugend abermals versuchte, mich mit Steinen selbst innerhalb des Gasr zu treffen, stellte sich doch nach und nach ein leidliches Verhältniß zwischen den Eingeborenen und mir her. Ich zahlte gut; die, welche kamen, erhielten immer ihr Täßchen Kaffee und eine Cigarrette, und der angesehenste Scheich des Ortes, Ibrahim el Fadhil, wurde sogar nach und nach mit mir befreundet. Er war auf der letzten Reise nach Bengasi überfallen und schwer verwundet worden; ich machte ihm deshalb einen Besuch, und sobald dies die anderen Vornehmen des Ortes erfahren hatten, suchten sie auf irgend eine Weise ebenfalls meines Besuches theilhaftig zu werden.

Meistens beschäftigte ich mich aber Tags über mit Sprachstudien, die um so interessanter in Audjila sind, als das dort gesprochene Berberisch offenbar eines der am reinsten gebliebenen Idiome der Masighsprache ist, abgesehen von den vielen Wörtern, welche die Audjilenser in ihrer Sprache aus dem Lateinischen und Griechischen bewahrt haben.

Im Uebrigen findet man aber in diesen Oasen nur wenig, was Interesse bietet. In einer entsetzlich einförmigen Gegend gelegen, hat Audjila, wie schon Herodot hervorhebt, nur eine Quelle, im Norden ca. 30 km vom Orte gelegen, welche Sibil heißt. Uebrigens ist das Wasser überall auf ca. 2 bis 5 m Tiefe unter der Erdoberfläche, und manche der Brunnen sind recht gut, obschon ganz süßes, salzfreies Wasser nirgends vorkommt. Die Oase, welche eine birnenförmige Gestalt hat, mit der Spitze nach Norden, erstreckt sich nach dieser Himmelsgegend weiter hin, als man bisher annahm; nach Osten, Westen und Süden ist sie scharf

von der sie umgebenden, absolut vegetationslosen Sserir*) abgeschieden und unterscheidet sich auch von dem umgebenden Boden durch eine merkliche relative Depression.

Es ist noch nicht mit Gewißheit nachgewiesen, ob Audjila und Djalo unter dem Meeresniveau oder über demselben gelegen sind. Man wird der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man annimmt, die Oasen liegen ungefähr auf Meereshöhe.

Pflanzen und Thiere sind ganz dieselben wie in Sokna, und was die Menschen anbetrifft, so finden wir in den drei bewohnten Oasen zum Theil Berber**), zum Theil Araber. In Schcherre, der nördlichsten Oase, wohnen nur Araber und zwar Suya. Sie haben keine Häuser, sondern nur Zelte und Hütten, sie treiben auch wenig Gartenbau, halten aber ihre Palmen gut im Stande. Es befindet sich dort eine Sauya oder ein Kloster der Snussi. Die Zahl der Einwohner schwankt stets, weil die Suya Nomaden sind.

In Audjila wohnen nur Berber, sie selbst nennen sich Uadjili und ihren Ort Audjila. Es giebt viele Moscheen in Audjila, von denen aber manche halb in Trümmern liegen. Alle Moscheen, haben viele kleine gewölbte Kuppeln. Auch hier giebt es eine Sauya der Snussi. Während vor zehn Jahren die Bewohner wenig fanatisch waren, hat der Einfluß der Snussi jetzt ihre Brust mit Haß gegen Andersdenkende erfüllt.

Nur das eine Gute haben die Snussi gewirkt, daß das Lakbitrinken jetzt ganz abgekommen ist. Früher trank Jeder Palmwein, Alt und Jung, Männer und Frauen gaben sich dem Lakbi hin. Findet man heute noch hier und da einen Liebhaber von Lakbi, so holt er sich denselben von Djalo oder Schcherre, wo die Bewohner dem Palmwein nach wie vor zugethan sind.

In ganz Audjila mögen immerhin mit den vielen Sclaven ca. 3000 Einwohner leben, in der Hauptstadt selbst wohl kaum 2000 Seelen. Ich habe früher die Einwohnerzahl zu 4000 angegeben, aber da nach der Aussage des Scheich Ibrahim kaum

*) Sserir ist eine kiesige Ebene.

**) Heinrich Barth leitet das Wort Berber von „Barbari“ her. Es ist das discutirbar. Vielleicht haben die Römer das Wort Barbarei von den Berbern hergenommen. Im Westen von Afrika nennen sich die eingeborenen Stämme — nicht die Araber — Brebber oder Berebber.

800 waffenfähige Männer in Audjila sind, so darf man die Gesammtzahl wohl nicht höher als 3000 annehmen.

Während Audjila nur aus einem Hauptort besteht, hat Djalo zwei große Ortschaften, die nur auf Schußweite von einander entfernt liegen: L'Areg im Westen und Lebbeh oder Lebba im Osten. Ersterer Ort wird von den Modjabra bewohnt, welche Araber sein wollen und auch arabisch reden, während Lebbeh von Berbern bevölkert ist. Beide Orte sind ungefähr gleich groß und dürften zusammen etwa 6000 Einwohner haben. Djalo ist eine der reichsten Oasen der Sahara. Nicht nur hat diese Oase an sich bedeutend mehr Palmen als Audjila, sondern es giebt hier wirkliche Kaufleute; Kaufleute, die über Vermögen von je 100000 Thaler disponiren. Nur im Westen giebt es noch Oasen, welche gleichen Reichthum bergen. Auch Rhadames und Abuam im eigentlichen Tafilet dürften Kaufleute mit ähnlichen Vermögensverhältnissen aufzuweisen haben; ob aber so viele Reiche wie in Djalo, das ist noch zweifelhaft. Da das Geld aber in diesen Gegenden einen anderen Werth hat wie bei uns, kann man von Djalo sagen, was man von Genf als „Stadt" in der Schweiz sagt, es ist die „Oase" der Millionäre.

Die Kufra-Oase.

Die Syrten-Oasen Audjila und Djalo waren die südlichsten, welche die alten Culturvölker, von Cyrenaïka ins Innere dringend, kannten. Audjila wird uns von verschiedenen Autoren des Alterthums genannt und beschrieben; ja, es ist nicht unmöglich, daß Strabo in dieser Oasengruppe die Gärten der Hesperiden erblickt. Im XVII. Buche, Seite 347, heißt es: „Von Automala (Automalax) aus soll man, wie man sagt, in vier sehr kleinen Tagereisen zu den Gärten der Hesperiden kommen." Identificirt man Automala mit Djedabia, so hat man von da bis zu den Oasen in der That vier Tagereisen; verlegt man mit Barth Automalax weiter südlich an die Syrte, so stimmt die Entfernung nichtsdestoweniger.

Es ist aber nicht unmöglich, daß die Geographen der Alten Kunde gehabt haben von der entfernten Oase Kufra. Herr

Berlioux, sich auf Ptolemäus stützend, behauptet es. Im Mons Azari erblickt er die Djebel Neri, im Cleartus palus das Uadi von Taiserbo, im Lycomedis palus die Sebcha und Salztümpel, welche sich in Kebabo befinden, endlich in den Chelonides paludes sowie im Ger will er die Landschaft Uadjanga erkennen. Auf seiner nach Ptolemäischen Angaben construirten Karte*) hat Berlioux den Mons Azur (Kufra) auf den 24.° nördl. Br. verlegt, wo sich Kebabo in der That befindet. Weshalb sollten auch nicht die Garamanten — wenn sie im Alterthum Kufra bewohnten — den Küstenbewohnern Nachricht von der Existenz des Landes gegeben haben? Aber ein Versuch, dasselbe von Norden her zu erreichen, war so wenig verlockend, daß er wohl nie gemacht worden ist, oder, wenn er unternommen wurde, fehlschlug.

Es gilt von Battifal, einem Brunnen, der noch etwas südlich (eigentlich ostsüdlich) von Audjila gelegen ist, eine wasserlose Strecke zu durchziehen, welche 400 km lang, also fast so lang wie der Weg von Berlin nach Wien ist. Freilich uns dampf- und eisenbahnbesitzenden Menschen kommt dieser Weg heute ziemlich kurz vor; wir legen diese Entfernung in ca. fünfzehn Stunden zurück, so daß wir uns bei anderer Art zu reisen, zu Pferde oder zu Fuß, kaum noch eine richtige Vorstellung von der Dauer derselben machen können. Unbelastet kann ein guter Fußgänger, bei nahrhafter Kost und nächtlicher Ruhe, ohne sich allzu sehr zu ermüden, längere Zeit hintereinander täglich 40 km zurücklegen. Er würde also doch immerhin von Berlin nach Wien zehn Tagemärsche bei 400 km Entfernung brauchen.

Die Gegend südlich von den Syrten-Oasen Audjila und Djalo ist eine einzige Ebene ohne jegliche Unterbrechung, ohne Abwechslung. Man hat keine Hügel zu übersteigen oder Berge zu umgehen, man hat keine Dünen zu durchwaten oder Sebchen zu umschreiten. Nirgends ist das geringste Hinderniß. Der Boden ist so flach und so gleichmäßig mit Kies und haselnußgroßen Kieselchen überstreut, daß man zu glauben versucht wäre, er sei künstlich so hergestellt. Da giebt es keinen Halm, keinen

*) L'Afrique centrale, Libya interior de Ptolémée, ou les anciennes explorations et les prochaines découvertes des régions du Sahara central par E. T. Berlioux, professeur de géographie à Lyon, Juillet 1879.



Strauch, keinen Baum; selbst Moose und Flechten sind nirgends zu entdecken. Das allbelebende Element der Natur, Wasser, fehlt. Ganz allmählich steigt der Boden an, so unwahrnehmbar, daß wir die Erhebung desselben nur durch das constante Fallen des Barometers bemerken können. Wenn wir annehmen, daß Audjila und Djalo ungefähr auf Meeresniveau liegen, dann hat man nach und nach bei Taiserbo eine Höhe von ca. 200 m über dem Meere erreicht.

Als wir den Marsch in die Einöde antraten und Tag und Nacht in Bewegung blieben, glaubte ich kaum, daß wir am fünften Tage in Kufra ankommen würden, obschon ich keine davon Ahnung hatte, daß die Oase noch anderthalb Grad südlicher lag, als man bislang vermuthet. Als wir dann aber wirklich am fünften Tage Morgens Taiserbo erreicht hatten, als ich nun auf diese kaum glaubliche Marschleistung zurückblickte und wir zum Ergebniß kamen, daß wir innerhalb vierundzwanzig Stunden stets über 90 km zurückgelegt hatten, da wußte ich schon, ehe die astronomische Bestimmung gemacht war, daß Taiserbo nicht auf dem 27.° nördl. Br., sondern bedeutend weiter südlich gelegen sein müßte; und so war es in der That, denn Taiserbo (Lagerplatz bei Djrangedi) liegt 25° 37′ 44″ nördl. Br. Wir hatten den Weg zurückgelegt nicht nur im heißesten Moment des Jahres, sondern auch unter allen sonst nur denkbar ungünstigen Verhältnissen. Nie war abgekocht worden, weil die Zeit dazu fehlte, und wenn auch Wasser nicht gerade mangelte, so war es durch die glühenden Sonnenstrahlen während der letzten Tage in den ledernen Schläuchen faulig und übelriechend geworden.

Wir hatten auf der ganzen Strecke keinen Menschenverlust zu beklagen, und wenn von den Kameelen der uns begleitenden Suya auch einige fielen, wenn von unseren eigenen eins „batal“, d. h. marsch- und tragunfähig, wurde, so war das bei den außerordentlichen Anstrengungen gewiß kaum ein Verlust zu nennen. Wir hatten sogar unsere Pferde und einige Slugi (Windhunde) gut mit durchgebracht.

Mit welcher Sehnsucht aber sieht man aus nach dem erhofften Lande, wenn die des Landes Kundigen die frohe Nachricht verbreiten: die Oase ist nahe! Aehnlich ist es auf hohem Meere, wenn der Capitän des Schiffes den Matrosen den Auftrag

giebt, in den Mastkorb zu klimmen und nach dem Lande, dem Hafen auszuspähen. So besteigt der Suya-Araber sein Kameel, wenn er glaubt, das Land sei nahe; Jeder sieht auf seine Miene, und wenn er freudestrahlend verkündet: „Ich sehe sie, die Palmen!" dann kann man sicher sein, daß dem so ist: ein Araberauge täuscht sich gar selten.

Bei uns gesellte sich zu der Freude der glücklichen Besiegung so großer Schwierigkeiten und Gefahren des Weges noch die Gewißheit, mit Erreichung der Oase der geographischen Wissenschaft einen Dienst geleistet zu haben, obwohl wir erst allmählich zum Bewußtsein und zur Erkenntniß der verhältnißmäßigen Größe des Oasenarchipels kamen.

Wie die Oase vollkommen isolirt, fast mitten in der libyschen Wüste liegt, so ist auch ihr Charakter anders als der der meisten übrigen Oasen. Weder die Uah-Oasen Aegyptens, noch die Syrten-Oasen, noch der mächtigste Oasencomplex, Fesan, oder gar die westlichen Oasen, Tuat, Tafilet und Draa, haben Aehnlichkeit mit Kufra. Und zwar insofern nicht, als bei allen Inseln Kufra's der Culturboden zusammenhängend oder höchstens von Sebchas und Seen unterbrochen ist. Sebchas sind aber der Cultur der vornehmsten Oasenpflanze keineswegs hinderlich, sondern gerade in diesen Salzsümpfen gedeiht die Dattelpalme vortrefflich. Alle anderen Oasen haben aber nicht nur an der Seite des Culturbodens oder dazwischen Strecken Landes, welche steril sind, ja meist überwiegen dieselben. Zum Beispiel in Chargeh, Dachel, Siuah, Rhadames, Sella ꝛc. ist der nicht bebaute Boden oder auch die nicht anbaufähige Erde viel größer als das Land, welches mit Saaten bedeckt ist.

Kufra liegt zwischen dem 26.° und 24.° nördl. Br. und dem 21.° und 24.° östl. L. v. Gr. Die Höhe des Landes ist von Norden nach dem Süden zu ansteigend derart, daß, wenn unter dem 26.° nördl. Br. das Land ca. 200 m über dem Meere liegt, beim 24.° nördl. Br. die Höhe schon über 400 m beträgt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Land bis Uadjanga ansteigt und von dort sich nach der sudanischen Ebene, in welcher der Fitri- und Tschad-See liegen, abflacht. Es ist auch nicht unmöglich, daß die Gebirge von Kufra mit dem Harudj zusammenhängen, wie die von Uadjanga eine Fortsetzung der Gebirge von

Tibesti sein dürften. Die Gebirge Kufra's, die ihren hauptsächlichsten Ausdruck in der Djebel Neri finden, welche relativ nicht hoch sind — absolut in den höchsten Punkten etwa 500 m erreichen —, ruhen auf libyschem (nubischem) Sandstein, überdeckt von Kalk, basaltischen und lavaartigen Massen. Versteinerungen haben wir nirgends finden können, weder in den nördlichsten Erhebungen bei Buseïma, noch in den südlichsten Gebirgsgraten, südlich von Kebabo.

Eigenthümlich sind die Producte elektrischer Entladung, welche man hier wie überhaupt in der ganzen Sahara in überraschendster Art und kaum glaublicher Menge auf dem Boden angehäuft findet. Man staunt nicht nur über die massenhaft umherliegenden, phantastisch geformten Blitzröhren, wie wir deren so viele auch im libyschen Sandocean (1873/74) fanden und wie solche südlich von Fesan zwischen dieser Oase und Bornu von Eduard Vogel und später von mir beobachtet wurden, sondern vorzugsweise über die größeren glas- und schlackenartigen Gebilde, Röhren, welche oft einen Fuß Durchmesser und mehrere Fuß Länge haben. Welche Kräfte müssen hier gewüthet haben! Sieht man derartige Gebilde, denkt man sich die Charaschafformation dazu, dann gewinnt man von der Oberfläche der Erde annähernd ein Bild, wie es sich fixirte, als die Natur plötzlich nach einer jener großen Katastrophen erstarrte, und wie es vor Hunderttausenden von Jahren hervorgebracht wurde, als Alles noch auf der Erdoberfläche toste und raste, ehe das ebenmäßige Gleichgewicht in den Massen hergestellt war, dessen die jetzigen Bewohner des Planeten sich erfreuen. Solche Aeußerungen der Electricität und des Sturmes findet man heute nicht mehr in der Sahara.

Wenn einstmals aber die Zeit gekommen sein wird, dann wird sich gerade diese Strecke vorzüglich zur Anlegung einer Eisenbahn nach dem Sudan eignen. Aus eigener Auschauung kann ich versichern, daß auf der ganzen Strecke von Bengasi bis Kebabo auch nicht das geringste Terrainhinderniß vorhanden ist. Das Uadi Fareg kann umgangen werden und bietet andererseits durch eine Ueberbrückung — es ist etwa 200 m breit — kein Hinderniß. Nach den Aussagen der Eingeborenen soll das Land südlich von Kufra bis Uadjanga ganz ebenso sein wie das nördlich gelegene, folglich aus Kiesboden bestehen. Also bis zum Vorlande vom

Sudan giebt es keine Schwierigkeit, die im Erdboden ihren Grund hätte. Man könnte die Schienen, ich möchte fast behaupten, ohne Schwellen auf den Boden legen. 800 km dieser Gegend sind erforscht und haben sich wie oben beschrieben erwiesen; die übrigbleibenden 500 km bis Uadjanga bieten wahrscheinlich dieselben Verhältnisse. Und mit Uadjanga, dem Vorlande Sudans, hat man schon producirenden Boden erreicht. Wenn der Bau einer solchen Bahn einmal in Angriff genommen werden sollte — und die Zeit wird ganz gewiß kommen — dann wird sich das überraschende Resultat ergeben, daß man auf dieser Strecke 5 km so billig herstellt wie in Europa unter ähnlichen Verhältnissen, d. h. in den Ebenen Norddeutschlands oder Rußlands, einen einzigen.

Daß auf so großen Entfernungen kein Brunnen sich befindet, ist allerdings ein großer Uebelstand; aber an manchen Stellen würde man dem Boden durch artesische Brunnen Wasser entlocken können, und Wissenschaft und Kunst würden schon Rath schaffen, um derartige Schwierigkeiten zu bewältigen.

In Deutschland lächelt man allerdings mitleidig über dieses Project, während das Ausland dasselbe gar nicht so unbedingt von der Hand weist. Die neuen Karten der Belgier, Italiener, Franzosen und Engländer bezeugen es. Und wenn wir auch nicht die Verwirklichung einer transsaharischen Bahn vom Mittelmeere nach dem Sudan, von Stockholm durch Deutschland, Italien und Afrika bis Capetown erleben, gebaut wird sie einst doch, und dann muß Kufra ein wichtiges Glied in der langen Kette bilden.

Kehren wir also, vorläufig im Geiste, dahin zurück und betrachten wir, nachdem wir über die Lage der Oase unterrichtet sind, dieselbe in ihren Einzelheiten.

Kufra setzt sich zusammen aus fünf großen Inseln, welche alle durch Sserir und große Sandmassen von einander getrennt sind. Im Norden liegen parallel neben einander Taiserbo und Sirhen. Letztere Oase, obschon mit nur wenigen Palmen bestanden, ist heutzutage die bekanntere, weil sie den Durchgangspunkt für die großen Karawanen nach Uadaï bildet. Sirhen ist nur eine Hattieh (eine mit Kameelkräutern bewachsene Ebene), und die Karawanen dürfen absichtlich nicht den Weg über Taiserbo nehmen, damit dort die Palmenwälder von den Durchziehenden

nicht leiden. Diese Oase ist aber eine der größten und schönsten und war einst Sitz eines eigenen unabhängigen Sultanates.

Taiserbo hat 6343,2 □km, ist also ungefähr so groß wie das Großherzogthum Oldenburg. Fast mitten in der Oase liegen die Ruinen der ehemaligen „Gasr" (Schlösser) der Herrscher von Taiserbo, von denen die eine den Namen Djrangedi führt. Die Ruinen dieser Residenz, welche ich mehrere Male untersuchte, deuten darauf hin, daß das Gebäude einst in ähnlicher Weise aufgeführt worden ist, was Material und Anlage anbetrifft, wie das „Gasr" von Mursuk, welches die ehemaligen Sultane von Fesan bewohnten, von welcher Wohnung und dem Leben darin uns Lyon eine so anziehende Schilderung gegeben hat.

Djrangedi liegt in einem schönen Palmenhain; etwas nördlich davon befinden sich mitten in hohem Rohrdickicht, ebenfalls von Palmen umgeben, die Ruinen eines anderen Gasr. Noch andere Ruinen giebt es in der Oase, welche auf die ehemalige verhältnißmäßig starke Bevölkerung deuten, deren frühere Existenz außerdem durch große Tebu-Friedhöfe nachgewiesen wird. Die Namen der Ortschaften, wie Mahbus, Djesira ꝛc., welche man sonst noch in dieser Oase findet, bedeuten nichts Anderes als ausgedehnte Palmenhaine, denn festbesiedelte Ortschaften giebt es heute in Taiserbo nicht mehr. Einige Leute vom Stamme der Suya bleiben zwar während des ganzen Jahres daselbst, um im Winter und Frühjahr die Befruchtung der Dattelpalmen zu besorgen, aber von einer Bevölkerung kann doch nur im Sommer die Rede sein.

Im Monat Juni und Juli aber, häufig auch noch im August, kommen von Norden, einer Völkerwanderung, einer Auswanderung gleich, große Horden der Suya. Echte Araber, ziehen sie das Zeltleben an der Grenze der Wüste im Süden der Cyrenaïka den festen Wohnsitzen in der Oase Kufra vor. In den Steppen der Halfa und Artemisia haben sie ihre eigentliche Heimath, dort schlagen sie ihre braunen Zelte aus Kameel- und Ziegenhaar auf, dort weiden sie ihre großen Schaf-, Ziegen- und Kameelheerden, dort schließen sie ihre Heirathen und vermehren sich. Aber nicht unempfindlich gegen den Besitz großer Palmenwälder und namentlich Kufra als bequemen Ausgangspunkt für Räubereien und Sclavenjagd betrachtend, haben sie sich die ganze

Oase zu eigen gemacht, die Urbevölkerung derselben vernichtend. Es kommt noch der verlockende Umstand hinzu, daß sie in Kufra selbst Herren sind, während sie in Cyrenaïka als Unterthanen der Türken Abgaben zahlen und allerlei Frohndienste leisten müssen. Daß die Suya nicht ganz auswandern, liegt in dem jedem Menschen angeborenen Heimathsgefühl, in der Abneigung, in festen Wohnungen bleiben zu müssen, und in mannigfachen Unzuträglichkeiten, welche Kufra und den sudanischen Ländern eigen sind.

Aber alljährlich findet doch der vorübergehende Exodus nach der fernen Oase statt. Vorzugsweise sind es die Männer, denen es obliegt, die Datteln einzuheimsen und nach dem Norden zu schaffen; aber auch einzelne Frauen und manchmal Kinder im zartesten Alter begleiten die Karawanen, welche sich meist aus Hunderten von Männern und Kameelen zusammensetzen. Einzelne vornehme Schiuch (pl. von Schich) legen auch die Embleme ihrer Macht und Stellung nicht ab, sie haben ihren alten Sonnenschirm und einen Falken bei sich, sie tragen ihre lange Flinte, ja sie reiten sogar ihren mageren Klepper. Ein Schich der Suya, der weder Flinte, Falke, Sonnenschirm noch Pferd besitzt, ist gar kein rechter Schich. Diese Attribute seiner Würde sind ganz unumgänglich nothwendig. Sie bedeuten für ihn in den Augen der Seinigen das, was das Volk früher als unumgänglich nothwendige Zeichen der Machtfülle einem König oder Kaiser beilegte: Krone, Scepter, Reichsapfel und Schwert.

Die Suya verbleiben in der Oase zwei bis drei Monate, während welcher Zeit sie damit beschäftigt sind, Datteln zu sammeln und neue Palmenpflanzungen anzulegen. Palmen werden nämlich nicht aus Kernen gezogen, sondern man pflanzt Schößlinge einer anderen Palme, welche manchmal schon 20 cm Durchmesser haben, besser aber kleiner genommen werden, in ein circa 0,5 m tiefes Loch und begießt nun den Setzling recht fleißig, bis er Wurzeln getrieben hat. Nach drei bis fünf Jahren trägt eine solche Palme schon Früchte.

Da diese Araber nur so kurze Zeit in ihrer Oase weilen, so erachten sie es nicht der Mühe werth, sich Wohnungen einzurichten, sondern lagern mit dem bischen Geräth, Kameelsätteln, Kameelsäcken, Kochgeschirr 2c. des Morgens im Westen, des Abends

im Osten eines Palmbusches. Einen solchen Palmbusch nennen sie „Hausch", d. h. Wohnung. Und hinlänglichen Schutz gegen Sonne und unliebsame Winde gewährt in der That ein solcher Busch. Wie in Kufra überhaupt die Palmen selten als einzelne Bäume anzutreffen sind, sondern selbst einzeln ausgepflanzt eine Neigung zum Verbuschen zeigen, so erreichen diese Büsche, die aus einer dichten Vereinigung von dreißig bis hundert Palmen und kleinerem Palmbuschwerk bestehen, die ansehnliche Höhe von 10 bis 15 m. Jeder Stamm der Suya hat seinen bestimmten Palmenbestand und jedes Individuum wieder seine bestimmte Zahl von Palmen; es giebt Einzelne, welche gegen fünftausend Palmen ihr Eigen nennen.

Wenn man nun Taiserbo südlich reisend verläßt, so ist man nach scharfer Grenze wieder inmitten trostlosester Kiesebene, die allmählich in nicht unansehnlich hohe Dünen sich verwandelt und nach einer Entfernung von circa 100 km südöstlichen Marsches den Wanderer nach der mittelsten Oase, Buseïma, bringt.

Langweilig genug war die Einöde nördlich von Taiserbo, und wenn diese Insel durch ihre herrlichen Palmbüsche, ihre grünen Rohrbestände und durch ihre ausgedehnten Kameelweiden auch die angenehmste Erholung einer Karawane gewährt, so wirkt doch auf den für Natur Empfänglichen nichts anregender, als wenn der Ruf ertönt: „Berge! Und die Formen des Gebirges sind malerisch genug. Dunkelschwarz, scharfgeschnitten, klippig und senkrecht taucht das Gebirge aus den weißen Sanddünen heraus. Doch was ist das? Am Südende spiegelt sich eine Fläche. Man kommt näher und sieht, es ist ein See, ein blauer See! Und trotzdem kein Lüftchen weht, sieht man am Nordende eine starke Brandung, silberglitzernd schlagen die Wogen sich überrollend und überstürzend ans schwarze Gebirge. Aber wenn man angelangt ist, so sieht man, daß die Brandung nicht in Wirklichkeit existirt: es ist die stets dort herrschende Fata morgana, welche auf dem weißen Salze, das wie eine Kruste den nördlichen Theil des Sees bedeckt, diese Wirkung hervorbringt.

Buseïma mit 313,9 □km Flächenraum ist eine der reizendsten Oasen der Sahara. Berge, Seen, Palmen und Grün! Was will man mehr? Jeder kann sich daraus ein entzückendes Bild componiren. Und auch hier fehlen nicht die Spuren der Ansiedelung

vergangener Geschlechter. Waren es Garamanten, waren es andere Stämme? Dieser Schleier kann mit Sicherheit, um Licht über die ganze Vergangenheit jener Gegenden zu verbreiten, erst dann gelüftet werden, wenn prähistörische Untersuchungen hier und in den zunächst gelegenen bewohnten Ländern angestellt werden. In Buseïma findet man aber nicht nur wohlerhaltene Mauern, durch Mörtel verbunden, in der Ebene, welche sich um den See herumzieht, sondern auch oben auf dem Berge, der circa 400 m absolut, etwa 150 m relativ hoch ist, liegt ein befestigtes Dorf, welches zur Zeit der Gefahr von der früher seßhaften Bevölkerung bezogen wurde. Retten von dem Untergange konnte aber auch diese Befestigung die ehemalige Bewohnerschaft nicht. Einer längeren Belagerung konnte sie nicht widerstehen: es fehlt der Brunnen. Mit einem solchen würde es Türken und Arabern nicht möglich gewesen sein, Buseïma mit Gewalt zu nehmen.

Die Vegetationsverhältnisse sind dieselben wie in Taiserbo, aber auffallend ist hier das häufige Vorkommen einer Schlange (nach Professor Peters eine ragherris producta), welche auf keinem Palmbusch, auf keinem Feigenstrauch fehlte und kleinen Vögeln, Libellen und Käfern aufpaßte. Eine ständige Bevölkerung hat Buseïma nicht.

Von dieser Oase südwestlich liegt eine etwa gleich große Insel, Rbena genannt, welche nach den Aussagen der Suya ebenfalls am Fuße eines Gebirges (wahrscheinlich des Djebel Neri) gelegen ist und sich auch des Vortheils eines Sees erfreut. Wenn man aber von Buseïma in der alten Richtung weitergeht, d. h. südöstlich, so erreicht man nach ungefähr gleicher Entfernung wie zwischen den vorhin erwähnten Oasen die Hauptinsel des ganzen Archipels, Kebabo genannt. Vorher jedoch durchzieht man quer das schroff aufsteigende Neri-Gebirge, dessen Verlauf von Osten nach Westen ist. Durch abgelöste Blöcke, welche oft berggroß sind und von welchen Djebel Hauari der markirteste ist, hindurchgehend, blickt man denn bald auf den nördlichen Theil von Kebabo, welcher von dem südlichen durch ein Felsgrad geschieden wird.

Kebabo hat eine mondförmige Gestalt, derart, daß die Wölbung nach Norden zu zeigt. Kebabo, so groß wie das Herzogthum Holstein — 8793,5 □km —, ist nicht nur seinem Flächen-

inhalte nach die bedeutendste Insel des Kufra-Archipels, sondern auch insofern am wichtigsten, weil es die einzige Oase, in welcher seßhafte Bevölkerung sich aufhält. Abgesehen von dem durchziehenden Riff ist sie durchweg mit Kameelkräutern bestanden, und die ausgedehnten Palmbuschhaine, die großen neuen Anpflanzungen von Palmen, die ein Durchschnittsalter von zehn Jahren haben und meist schon bis zu 3 m hoch sind, deuten auf die große Fruchtbarkeit, resp. den Wasserreichthum des Landes hin. Südlich von dem Kufra durchziehenden Felsgerippe befinden sich einige tiefblaue, scharfgesalzene kleine Seen. Sowohl diese wie auch die Seen von Buseïma und Rbena bezeugen, wie gewaltig schnell und stark der unterirdische Wasserzufluß sein muß. Man denke nur an die ausnehmend starke Verdunstung, welche continuirlich stattfindet in einer Gegend, wo die Luft so trocken ist, daß die durchschnittliche relative Feuchtigkeit des Hygrometers zwischen 10° und 14° schwankt, manchmal aber auch bis auf 5° herabsinkt. Der ganze unterirdische Strom des Wassers scheint von Uadjanga zu kommen. Regen selbst fällt in Kufra so selten, daß nirgends Rinnsalbildung wahrzunehmen ist.

Kufra's Wichtigkeit, welche von Jahr zu Jahr eine größere Bedeutung wegen des steigenden Verkehrs erlangt, concentrirt sich augenblicklich in Kebabo, wo der Hauptort, die Sauya el Istat der Brüderschaft der Snussi, nicht nur einen religiösen Mittelpunkt geschaffen, sondern auch durch eine vor Kurzem angelegte Ortschaft der Suya, Djof genannt, eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat. Und wenn auch die Suya die thatsächlichen Besitzer der Oase, insofern als sie Grundeigenthümer und Palmeneigner sind, so üben doch die Snussi die eigentliche Herrschaft aus. Diese ist um so unbestrittener und gewaltiger, als keine eigentliche weltliche Regierung, wie für die Cyrenaïka es die türkische ist, der geistlichen die Oberhand streitig macht.

Die Sauya el Istat selbst, ein befestigter Ort, von hoher Mauer umgeben, hat eine steinerne Moschee, ein großes Gebäude für den Schich der Sauya, eine Medressa (Schule) und verschiedene andere Gebäude für einige Kaufleute, für die Schüler und die zahlreichen Sclaven. Im Ganzen dürfte die Seelenzahl aber kaum die Ziffer 500 erreichen. Am Fuße des Kebabo durchziehenden Gebirges befindet sich ein vorzüglich gehaltener Garten, von einer steinernen

Mauer umgeben. Die ziemlich hohe Lage Kebabo's bewirkt, daß nicht nur sämmtliche subtropische Früchte und Gemüse hier gezogen werden, sondern auch die des Mittelmeeres. Weintrauben ringeln sich um Palmen, Citronen blühen neben Suakbüschen, Weizen steht neben Negerhirse. Keinen schlagenderen Beweis von der erstaunlichen Fruchtbarkeit der Oase giebt es als diesen Garten und die üppigen Palmenhaine, welche die fanatischen Religionslehrer angelegt haben, die obschon sie fortwährend ihre Untergebenen auf die himmlischen Gärten Mohammed's, auf die nie versiegenden Milch- und Honigbäche vertrösten, für sich selbst keineswegs auf die ergiebigen irdischen Gründe und Gärten verzichten mögen. Die mohammedanische Geistlichkeit ist außerdem im Besitze eines Viertels aller Palmbüsche und erhält überdies die reichlichsten Geschenke.

Der zweite Ort, Djof, westlich von der Sauya gelegen, ist nicht befestigt. Er besteht aus einer Anzahl steinerner Häuser und Palmhütten. Gegründet wurde er von den cyrenäischen Suya, die, eine alte Niederlassung der Tebu benutzend, sich an derselben Stelle diesen Ort bauten. Reizend in fruchtbarster Gegend gelegen, zum Theil von riesigen Akazien überschattet, zeigt auch dieser Ort, was Erde, Wasser und Sonne in kürzester Zeit hervorzubringen vermögen. Außer den Suya zählt Djof auch viele Sclaven, und die junge Generation besteht überhaupt ausschließlich aus Mischlingen von Arabern und Negern. Die Seelenzahl dürfte der von Sauya el Istat gleich sein.

Abgesehen von diesen beiden Orten giebt es in Kebabo keine seßhaften Bewohner, sondern die dahin kommenden Suya wohnen an den großen Palmbüschen während ihres Aufenthaltes daselbst; große Complexe derselben haben eigene Namen, wie Boëma, Surk ꝛc. Der großen allgemeinen Fruchtbarkeit wegen und als Durchgangspunkt hat Kufra jedenfalls eine Zukunft.

Und wenn der Zeitpunkt gekommen ist, dann wird sich auch Deutschland seiner Aufgabe bewußt sein. Die lange Eisenbahnlinie, welche jetzt befahren wird, vom Nordcap Dänemarks über Hamburg und durch den Gotthard bis Brindisi ist nur das erste schon fertige Glied. Andere werden folgen. Wer hätte vor dreißig Jahren gedacht, daß am Fuße der Pyramiden ein Dampfwagen hält, um damit nach Oberägypten zu fahren? Wer hätte

vor ebenderselben Zeit an die Möglichkeit gedacht, die wasserlosen Prairien Nordamerika's mittelst eines Dampfwagens zu durchschneiden. Diese Linien existiren und werfen sogar einen tüchtigen Reingewinn ab.

Mag man noch so verächtlich lächeln über die Vorhersage, einst wird auch in Kufra der Ruf des Schaffners ertönen: „Station Kufra aussteigen" und sich vermischen mit dem des Eingeborenen: „Frische Datteln und Lakbi, heute Morgen vom Baum genommen!"

Liegt ein Grund vor, die Städtebevölkerung von Marokko, Algerien, Tunesien und Tripolitanien als eine besondere zu betrachten und zu benennen?

Immer mehr bildet sich die Meinung aus, die Städtebevölkerung der sogenannten Berberstaaten als eine von der Landbevölkerung ethnisch verschiedene zu betrachten; ob mit Recht oder Unrecht, werden wir im Verlaufe dieser Betrachtungen sehen. Wir müssen aber deshalb auf die Vergangenheit zurückgreifen und namentlich untersuchen, seit wann diese Unterscheidung gemacht wird, denn früher bestand sie nicht und wurde auch nicht gemacht. Jetzt nennen die meisten Reisenden die Städtebewohner der nordafrikanischen Länder Mohren, Mauren, englisch: Moor, franz.: maure, span.: moros 2c. Dazu kommt noch die Confusion, daß bei uns Deutschen das Wort einen doppelten Sinn hat, den es bei den meisten übrigen Völkern nicht hat. Es wird nämlich auch gebraucht, um einen schwarzen Menschen, einen Neger, zu bezeichnen.

Wir wollen keineswegs uns darüber irgendwie entscheidend aussprechen, ob es als erwiesen anzusehen ist, daß Berber und Aegypter Ein Volk derselben Abstammung seien. Auch der nebelhafte Urahn Ham berührt uns sehr wenig. Daß die Kopten und Fellachen von den alten Ureinwohnern Aegyptens abstammen, ist für jedermann eine unbestrittene Thatsache, ganz abgesehen von der Sprache. Daß aber die Berber mit ihnen ein und dasselbe Volk gewesen seien, wird sich ebensowenig je beweisen lassen, wie

das Verhältniß der Hausa zu den Beschari, oder der Namaqua zu den Kopten. Die alten Aegypter waren ein hoch entwickeltes Kulturvolk, so hoch, daß unsere geistigen Vorfahren, die Griechen, dorthin zogen, um in den geheimnißvollen Dunkelheiten ägyptischer Tempel ihren Wissensdurst zu stillen. Von den Libyern — den heutigen Berbern — weiß in dieser Beziehung niemand etwas zu berichten. Die alten Aegypter hatten bedeutende Städte, die Libyer hatten höchstens Ortschaften. Die alten Aegypter hatten eine Schrift, die Libyer nicht.*) In allen Dingen — mit einem Wort — waren die Aegypter so himmelweit von den Libyern unterschieden, wie sie es heute noch sind, trotzdem sie neben einander wohnten und wohnen. Und alle diese Unterschiede bestehen auch noch heute. Wenn wir die Kopten als die reinsten Nachkommen der alten Aegypter betrachten, so sind sie auch noch heute unter den Eingeborenen die Träger der Kultur. Die Fellachen würden es vielleicht auch sein, wenn sie nicht unter dem verdummenden Einfluß der Religion verthiert wären. Blicken wir dagegen auf die Berber, so haben sie auch heute noch keine einzige Leistung aufzuweisen. Denn man wird doch wohl nicht das als etwas Hervorragendes bezeichnen wollen, wenn einige Stämme von ihnen sich mit Filigranarbeit beschäftigen. Auch die Neger an der Goldküste arbeiten in Filigran und zwar schöner und kunstvoller als die Berber. Die Kopten haben auch heute ihre Schriftsprache, Tochter des Altägyptischen. Die Berber haben keine Schriftsprache. Ob beide Sprachen verwandt sind, lassen wir dahingestellt sein. In ihren Sitten hatten und haben sie nichts gemein, nicht mehr als das, was aus den Eigenthümlichkeiten des afrikanischen Erdtheils resultirt. Körperlich sind sie von einander ebenso verschieden, wie die Deutschen von den Italienern. Will man durchaus eine Verwandtschaft annehmen, so könnte man höchstens mit Fritsch sagen: beide sind Mittelländer mit „gutentwickelten, meist schlanken Körpern, mäßig pigmentirter Haut, schlichtem oder gelocktem Haar, starkem Bartwuchs, verschieden hochgradiger Langköpfigkeit oder mittlerer Schädelform, seltener Kurzköpfigkeit."

*) Die Schriftzeichen des targischen Volkes ändern daran nichts; es existiren keine Rollen oder Bücher in irgend einem berberischen Idiom. Als einstmals der Koran ins Tamasirht übersetzt wurde, bediente man sich arabischer Buchstaben.

Jene beiden Völker, Aegypter und Berber, haben wir in Nordafrika als urheimisch anzusehen. Von den Alten wurden sie als die Urbevölkerung betrachtet, und bis zum heutigen Tage ist diese Ansicht nicht erschüttert worden.

Im Laufe der Zeiten haben beide Völker Nordafrikas fremdes Blut von den mannigfachsten Seiten erhalten. Bei den Aegyptern erscheinen verschiedene semitische Völker, dann Perser, Griechen, Römer, Negerstämme und Türken; bei den Berbern Phöniker, Griechen, Römer, Vandalen, Goten und endlich auch Araber. Bei beiden hat nachhaltigen Einfluß nicht so sehr blutliche Vermischung, als vielmehr der Islam ausgeübt. Nur die Aegypter, welche den Islam nicht angenommen haben, die Kopten, haben sich vollkommen rein erhalten. Die Fellachen, obschon körperlich noch immer grundverschieden von den Arabern, haben mit ihnen gemeinsam die Sprache und Hunderte von durch dieselbe Religion bedingten Sitten und Gebräuchen.

Wir können aber jetzt die Aegypter beiseite lassen, um zu untersuchen, wie es gekommen ist, daß der Name Maure allen Einwohnern des ehemaligen Mauritanien heute nicht mehr gegeben wird, sowie wann dies etwa zuerst geschah, und ob eine wirkliche Berechtigung vorliegt, die Städtebewohner in Nordafrika von der Landbevölkerung zu scheiden durch besondere Benennung als Mauren, welcher Ausdruck, wollte man logisch sein, am ehesten der Urbevölkerung, den Berbern zukäme, oder der ganzen jetzt dort wohnenden Bevölkerung.

Bevor die Araber Nordafrika überzogen, hatten die Berber weder von den Phönikern noch von den Griechen, Römern oder nordischen Völkern so viel Blut erhalten, daß dadurch eine große Aenderung hinsichtlich ihrer physischen Veranlagung hervorgebracht worden wäre. Es soll noch erst bewiesen werden, daß sich zwischen den Berbern ganze Stämme helläugiger und blondhaariger Menschen befinden. Keiner hat wohl Marokko mehr durchstreift als ich; mein Aufenthalt daselbst dauerte drei Jahre. Nur einmal habe ich einen helläugigen und blondhaarigen Menschen gefunden. Wenn es ganze Triben davon gäbe, warum wurde dies Individuum als etwas Besonderes betrachtet? Und es war stets Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller.

Von den am längsten seßhaften Völkern, Phönikern, Griechen und Römern, wurde nichts gethan, um eine Verschmelzung mit den Eingeborenen herbeizuführen; sie erbauten sich ihre Städte, die Berber lebten auf dem offenen Lande, zum Theil wahrscheinlich in Ortschaften wie heute, zum Theil in Hütten; eigentliche Städte fingen sie erst an zu bauen unter Massinissa. Von allen diesen berberischen größeren Ortschaften hat sich keine erhalten und die vielen großartigen Städte, von Griechen und Römern weiter erbaut, errichtet und bewohnt, wurden alle bei der arabischen Invasion zerstört. Von den meisten, namentlich von den im Innern gelegenen wissen wir gar nicht, wann dies geschah. Vielleicht waren es gar nicht die Araber, sondern die Berber, welche sie zerstörten. Wir kennen heute von den meisten alten Besiedelungen im Innern von Mauritanien den Namen, den Ort selbst, aber wann und wie er untergegangen ist, ist uns oft genug unbekannt. Es existiren auch viele große zerstörte Plätze in Nordafrika, von denen wir geschichtlich nicht nachweisen können, welcher Platz es denn gewesen ist.

Ganz anders wurde das Verhältniß der Berber und Araber. Mit der Einnahme Alexandriens am 21. Dezember 641 wurde der erste entscheidende Schritt zur Eroberung Afrikas gethan. 643 wurde Nubien unterworfen und gleich darauf ein Raubzug bis Pentapolitanien von Amru ausgeführt. 647 wurde ein zweiter Zug nach dem Westen unternommen, Tripolis und Gabes belagert, und bald darauf der Patriarch Gregor, dessen Herrlichkeit bis zur Straße von Gibraltar reichte, in regelrechter Schlacht bei Yacuba mit seinen 100,000 Mann von Sobeir, der nur 20,000 Araber hatte, geschlagen. Das Heer des Patriarchen bestand aus Griechen und Berbern. Da Karthago eine starke Geldsumme zahlte, zog sich Sobeir zurük bis nach Aegypten. Akbah ben Nasi endlich zog bis zum Atlantischen Ozean, baute Kairuan, und wenn diese Stadt auch 681 wieder von den Berbern erobert und zerstört wurde, so hatte doch dieser Zug zum fernen Weltmeere zur Folge, daß die Berber, den Arabern ähnlich in ihren Sitten und ähnlich in ihren Anschauungen, anfingen, sich zum Islam zu bekehren, und daß die Griechen an der Küste, angewiesen in ihren Existenzmitteln auf die Berber, jetzt immer hilfloser wurden.*)

*) Siehe Sédillot, Hist. des Arabes. Bd. 3. Kap. 3.

Mit der Eroberung Karthagos im Jahre 704 war der griechisch-römischen Herrschaft in Afrika ein Ende gemacht, und mit Besiegung der Berberin Kahina im Jahre 708 war der Widerstand des eingeborenen Volkes gebrochen. Die aus Nordafrika heimgebrachten Schätze bewirkten einen starken Zuzug arabischer Triben, und zugleich wurden 300,000 Berber nach Asien versetzt. Das Heer, welches sodann Spanien überzog, setzte sich zuerst meistens aus Berbern zusammen, welche Berber von Tarik gesondert befehligt wurden. Mussa, der später mit einem arabischen Expeditionscorps vor Toledo erschien, konnte von seinen eifersüchtigen Plänen gegen Tarik nur durch den Unwillen der Truppen und die speciellen Befehle des Kalifen abgehalten werden. Gemeinsam eroberten sie alsdann die Halbinsel. Tarik und Mussa wurden beide zurückberufen; ersterer um nicht mittelst der Berber seine ehrgeizigen Ziele verfolgen zu können, letzterer weil er durch seine colossalen Reichthümer Grund zum Mißtrauen gegeben hatte.*) Es ist aber interessant, zu beobachten, wie Berber und Araber oder, wie die darüber berichtenden Schriftsteller sagen, Mauren und Araber zuerst getrennt und häufig sich streitend lebten.**) 756 wurde den Abassiden Spanien entrissen, Aschbach in seiner Geschichte der Omaijaden erzählt uns, wie in diesem Jahre Berber und Araber die Herrschaft des mit Hilfe der mächtigen Zeneten-Berber nach Spanien gekommenen Abd-er-Rhaman anerkannten. Geschichtlich läßt sich nachweisen, daß Araber die Träger der Künste und Wissenschaften waren, während die mit ihnen nach Spanien gekommenen Juden und Berber mehr dem Handel und Gewerbe oblagen. Erst mit dem Verfall der mohammedanischen Herrschaft in Spanien entsteht eine Einigung der Berber und Araber, wie denn erstere, nachdem sie in den letzten Jahren keinen Zuzug aus Afrika mehr erhalten hatten, ebenfalls ihre Muttersprache abgelegt und die arabische Sprache angenommen hatten. Denn mit der Einnahme von Algesiras, 1342, seitens der Christen war die innige Verbindung der Mohammedaner in Spanien mit Afrika unterbrochen. Mit der Eroberung Granadas hatte überhaupt der

---

*) Viardot, Essai sur les Arabes d'Espagne; Murphy, History of the Mahomedan Empire in Spain.

**) v. Casiri, Oelsner, Desmichel u. a.

Widerstand der Mohammedaner in Spanien ein Ende. Als man 1492 auf die Thürme der Alhambrā und des Albaycin die kastilianische Fahne aufgezogen hatte, war damit das Schicksal der Fremdlinge besiegelt. Aber es blieb doch noch ein Theil von ihnen in Spanien, denn erst 1609 wurden die letzten „Araber" oder „Mauren" aus Spanien vertrieben. Man hat berechnet, daß die im letzten Jahrhundert aus der pyrenäischen Halbinsel Vertriebenen sich auf 3,000,000 Seelen beliefen;*) man verjagte „los Moros", arabisch redende Mohammedaner, die Berber waren schon seit Langem absorbirt.

Als aber die Araber nach Afrika zurückkehrten, denn nur solche kamen unter dem Namen los Moros zurück, wurden sie keineswegs von der dortigen Bevölkerung, deren Städte 1609 schon alle existirten, mit offenen Armen empfangen, und Sédillot hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Les populations du littoral, loin de les accueillir avec empressement, ne leur permettent de s'établir parmi elles qu'au prix des plus grands sacrifices. Dépouillés de leurs richesses, ils sont presque traités en ennemis." Die meisten von ihnen blieben überdies nicht in den Städten, sondern vertheilten sich über das ganze Land als Araber.

Aus vorstehenden etwas weiten Auseinandersetzungen wird man nun die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die aus Spanien Zurückvertriebenen, wenn sie auch als Berber und Araber hinübergingen,**) als Ein einziges Volk, Eine Sprache redend, heimkehrten, und, was besonders betont werden muß, daß diese Zurückvertriebenen nicht vorzugsweise in den Städten blieben. Also die nordafrikanischen Städtebewohner aus dem Grunde jetzt „Mauren" nennen zu wollen, weil sie besonders die aus Spanien zurückkehrende Bevölkerung aufgenommen hätten, ist durchaus unzulässig. Eine Partie der Verjagten nahmen sie allerdings auf, die Juden aus Spanien. Die Juden in den nordafrikanischen Städten reden

*) Siehe darüber Historia critica de España, Madrid 1793 bis 1800; Robertson, Histoire de Charles V. etc.

**) Uebrigens hatten die mohammedanischen Herrscher nicht nur Araber und Berber unter sich, sondern die Omaijaden hielten Neger-Regimenter und ließen von Konstantinopel Slawonen kommen, welche sich alle vermischten mit den übrigen Mohammedanern.

denn auch noch bis auf den heutigen Tag spanisch, die mohammedanischen Städtebewohner aber nicht, sie reden das Maghrebisch-Arabische.

Wie hatte sich nun aber in Afrika während der Zeit das Verhältniß zwischen Berber und Araber gestaltet? Im Ganzen so, wie wir jetzt die beiden Völker neben einander wohnen sehen. Die Berber haben große und kleine Ortschaften und wohnen zum Theil in Zelten und Hütten, während die Araber, wie in ihrer Heimath, in Städten und in Zeltdörfern wohnen. Häufig finden wir, daß da, wo Römer und Griechen vorher Städte hatten, welche durch die arabische Invasion zum Theil mit Hilfe der Berber zerstört worden, sie von den Arabern wieder aufgebaut wurden. So wurden als arabische Städte — nicht berberische — errichtet Derna, Bengasi, Misratah, Tripolis, Gabes, Kairuan, Sfax, Tunis ꝛc., bis zu den Städten im Maghreb el Aksa, el Araisch, Ssala, Fes, Suera (Mogador). In allen diesen Städten, deren Bewohner man seit ca. 50 Jahren „Mauren“ zu nennen beliebt, giebt es nur Araber, denn diese haben alle übrigen Volkselemente absorbirt, wie sie auch die Gründer derselben gewesen sind. Die wirklichen ehemaligen Mauren, d. h. die Berber, sind keine Städteerbauer,*) eine berberische Stadt existirt nicht.

Wenn wir also gesehen haben, daß deshalb die Städtebewohner als ein besonderes ethnisches Element nicht hingestellt zu werden brauchen, weil die aus Spanien vertriebenen Mohammedaner, welche von den Spaniern, als aus Mauritanien gekommen, nur unter dem Namen los Moros gekannt waren, sich besonders die nordafrikanischen Städte als neue Heimath aussuchten, da dies nicht durch die Geschichte erhärtet werden kann, so bleibt uns zu untersuchen übrig, wer zuerst diesen Unterschied eingeführt hat. Und wenn wir dann sehen, daß es unnütz ist, die nordafrikanische Städtebevölkerung als ein besonderes Volk anzunehmen, sie als eine ganz andere als die, welche auf dem Lande wohnt, zu betrachten, weshalb sollen wir denn diesen durch

*) Wenn 1072 Jussuf ben Taschfin vom Stamme der Lamtuna, also Berber, oder wie Leo sagt Lutuna, die Stadt Marokko gründete, so hatte er sich damals schon vollkommen arabisirt: Berber als Berber haben keine Städte in Afrika.

nichts gestützten Brauch beibehalten? Wenn es uns früher gelungen ist, die Nichtexistenz der sogenannten Behar bela ma als leere „Flußbetten“ nachzuweisen, und sie auf ihren wahren Sachverhalt zurückzuführen, so wird es uns vielleicht gelingen, die Städtebewohner von Nordafrika auf ihre wirkliche Herkunft zu prüfen und nachzuweisen, daß man nicht berechtigt ist, sie unter dem Namen „Mauren“ als ein apartes Volk hinzustellen.

Ibn Batuta, ein Sohn Tangers, welcher ganz Nordafrika im vierzehnten Jahrhundert durchreiste, kennt diesen Unterschied nicht, nirgends nennt er die Städtebewohner „Mauren“. Und wenn seine Uebersetzer Defreméry und Sanguinetti in der französischen Ausgabe manchmal „Maures“ oder S. 335, Bd. IV, „les habitants de la Mauritanie“ übersetzen, so hat der Autor selbst im Urtext das Wort Thfarb d. h. Bewohner des Westens, angewandt.

Johann Leo der Afrikaner, welcher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ganz Nordafrika durchreiste, als alle jene eben genannten Städte schon existirten, macht einen Unterschied zwischen den Städtebewohnern und jenen des Landes nicht. Er sagt uns,*) „von wem Afrika zuerst bevölkert worden sei, und von der Bedeutung des Wortes Barbar;“ er schreibt: „Vom Ursprung der Afrikaner, von der Eintheilung der weißen Afrikaner in verschiedene Völkerschaften (hierunter versteht Leo die Berbervölker) und von den Arabern, die in den afrikanischen Städten wohnen, und von den Arabern, die in Afrika in Zelten wohnen.“

Es würde zu weit führen, alle Reisenden in dieser Beziehung consultiren zu wollen, aber von einigen hervorragenden Autoren müssen wir die Meinung erfahren. Marmol, dessen Werk (Paris vom Jahre 1667) uns vorliegt, sagt Bd. I, S. 71 im Cap. 25 De l’origine des Azuagues etc. „C’est à cause d’eux (des Azuagues) qu’ils appelèrent le pais Mauritanie parce qu’il se nommoient Maures ou Maurophores.“ Im weiteren Verlaufe seiner historischen Nachweise, z. B. S. 241, spricht Marmol immer nur noch von Mauritanien: „Pour tirer du secours des Princes de la maison d’Idris et de Mequinez, qui régnaient alors dans

*) Uebersetzung von Lorsbach, 1805.

les deux Mauritanies." S. 282 erzählt Marmol, wie Abu Téschifien (Jussuf ben Taschfin) sich erhob und „triomphait en Afrique tandis que les maures d'Espagne s'entreboitaient etc." Während bei Marmol früher die in Spanien anwesenden Mohammedaner nur „Araber" genannt werden, nennt er sie jetzt dem Häuptling der Numider und Libyer gegenüber, welche doch ganz besonders den Namen „Mauren" verdient hätten, les Maures d'Espagne.

Wir können dies aber vollkommen verstehen, denn Marmol schöpfte aus spanischen Brunnen, und in Spanien hießen seit langem Berber und Araber „los Moros". Ja, von den spanischen Provinzen, welche den Mohammedanern unterthan waren, konnte er S. 310 sagen: „Tandis que son lieutenant général entra dans le pais des Maures" etc. In Spanien gab es nie Berber und Araber, sondern nur Mauren, herübergekommen aus Mauritanien.

Im Bd. II, S. 153 de Mequinez erzählt uns Marmol, daß dies eine der hauptsächlichsten Städte de la Mauritanie Tingitane sei, und daß man dort le lundi tient un marché hors de la ville, où tous les Arabes et les Bérébères de la contrée viennent vendre leurs laines etc. Während also die Bewohner von Mikeneß als Berber uns classificirt werden, nennt Marmol bei der Beschreibung von Fes die Bewohner mehreremale, z. B. S. 171, 176 les maures und sagt vom roi de Fez, daß er possède toute la Mauritanie tingitane avec une partie de la Numidie ou Gétulie. Im 49. Capitel über l'Arache werden von Marmol die Bewohner überhaupt Maures genannt. Ebenso in der Folge, z. B. S. 223, wo in den Kämpfen der Portugiesen mit den Eingeborenen diese als les Maures gegenübergestellt werden. So S. 367 où il y eut grande escarmouche contre les Maures de la contrée, d. h. der Gegend, wo also auch die Landbevölkerung Mauren genannt werden. Endlich S. 417 und 471, wo von einem Roy Maure die Rede ist, der also doch roi vom ganzen Volke, nicht bloß von den Städtern ist. Hingegen führt Marmol bei der Belagerung Karls V. von Tunis S. 479 Turcs, Maures, Arabes et Bérébères an. Aber wir bekommen S. 480 die Erklärung: unter Maures versteht Marmol Bewohner Marokkos, oder, wie er sagen würde, der „Mauritanie tingitane", denn er

sagt: „Muley Kascen avoit envoyé secrétement dans Tunis quelques Maures.“ Im Verlauf der weiteren Histoire des Chérifs wendet Marmol ohne Unterschied die Bezeichnung Maures auf die Städte- und Landbewohner an, z. B. S. 8 ꝛc.

Ich habe absichtlich so lange bei Marmol verweilt, weil er am ausführlichsten die nordafrikanischen Länder und Völker in der neuen Zeit behandelt. Aber jeder Leser, der unbefangen urtheilt, wird zugestehen, daß Marmol auch nicht den geringsten Anlaß bietet, irgendwie die Städtebevölkerung von der Landbevölkerung durch einen besonderen Unterschied auseinanderzuhalten. Im Gegentheil, obschon bei ihm absolut kein Gewicht auf das Wort Mauren gelegt wird, soll darunter eigentlich nur der Insasse von Mauritanien verstanden werden.

Wenden wir uns jetzt einem deutschen Schriftsteller zu, Dapper, der sein berühmtes „Afrika“ 1670 in Amsterdam veröffentlichte. Bei der allgemeinen Beschreibung der Bewohner sagt er S. 28: „Die Afrikaner unterscheidet man gemeiniglich in Schwarze und Weiße.“ Und bei letzteren folgt er durchaus Leo und Marmol. S. 38 spricht er von den Mohren und Obermohren. Unter den letzteren versteht Dapper die Abessinier. Unter Mohren versteht er die Einwohner der Barbarei, „welche nachdem sie sich lange genug mit dem Götzendienst beholfen, ungefähr 250 Jahre vor Mohammeds heilloser Geburt, das Christenthum annahmen ꝛc.“ Bei der allgemeinen Beschreibung der Barbarei unterscheidet S. 161 Dapper die türkische, arabische und mohrische Sprache, letztere soll offenbar das Tamasirht sein.

Bei der speziellen Beschreibung Algiers sagt Dapper S. 226 von den Bewohnern unter Anderm: „Darnach Mohren, welche man Kabailesen nennt und aus dem Gebirge gebürtig, den Türken im Frieden und Kriege zu Diensten stehen.“ Etwas weiter auf derselben Seite: „Außerhalb den Städten auf dem Lande wohnen nichts als Mohren und Araber, die man gemeiniglich Larbussen nennt.“ Es liegt auf der Hand, daß der berühmte Autor von „Afrika“ hier unter dem Worte Mohren nur die Berber, die Ureinwohner dieser Länder, meint. S. 209 bei der Beschreibung von Fes sagt Dapper; „Die Einwohner der Landschaft Fes seynd entweder Mahometer oder Juden oder Christen. Die Mahometer oder Mohren, welche die Oberhand haben ꝛc.“ Etwas früher,

auf derselben Seite, sagt Dapper: „Auch hat man in der fessischen Landschaft, sonderlich in Saloe eine große Menge granadischer Mohren,“ wie er denn auch früher schon die aus Spanien zurückvertriebenen Mohammedaner andalusische Morisken nennt.

Der Schwede Olof Agrell, der Ende des vorigen Jahrhunderts in Marokko war, sagt S. 40 seines Reisewerkes: „Hier nennt man sehr richtig die Neger niemals Mohren. Mohren oder Mauren ist der Name des herrschenden Theils der Einwohner und eigentlich der Name der ehemaligen Einwohner Mauritaniens.“

Shaw S. 211 seines großen Werkes sagt: „Die arabischen Weiber sind schwarzbraun und selten wohlgebildet, allein der größte Theil der mohrischen Weiber würde in Großbritannien für Schönheiten gehalten werden, man hat einen falschen Begriff von den Mohren, wenn man sie für ein schwarzbraunes Volk hält.“ In einer Fußnote findet sich der Zusatz: „Man glaubet durchgängig, das Wort Mohr führe den Begriff von einem schwarzen oder schwarzbraunen Menschen bei sich, allein es bezeichnet nichts weiter, als die Lage des Landes.“

Lempière, der zugleich mit Agrell in Marokko war, vertritt zuerst am deutlichsten den Gedanken, daß die „Städtebewohner“ Mauren seien, wenigstens kann man seinen Worten diesen Sinn unterlegen: „Dans l’empire de Maroc le sang des habitans des villes est encore plus mêlé que celui du peuple des campagnes. Les descendans des maures se sont confondus avec les turcs, leurs conquerans; ils ont aussi contracté des mariages avec les nègres, que les empéreurs ont introduits dans le pays. La couleur des deux premières espèces d’hommes, que je viens de citer est d’un blanc sale, tirant sur l’olive. Lorsqu’ils s’allient avec les nègres, il n’est plus possible de distinguer l’origine des enfans qui naissent de ces unions mal assorties; aussi je leur donne à tous le nom générique de Maures.“

Unser bedeutendster Geograph der Neuzeit aber, Karl Ritter, sagt S. 1035 seines Werkes „Die Erdkunde ꝛc., Afrika,“ Berlin 1822: „Die Mauren (von Mauritanien, Moros) von denen hier als Wüstenbewohnern die Rede ist, sind wohl von den Städtebewohnern gleichen Namens zu unterscheiden. Sie sind Wanderhorden, verschieden von den Beduinen und Araberstämmen ꝛc.“

Dicht vorher sagt Ritter: „Tibbos, Tuariks, Mauren heißen die Bewohner der Wüste."

Consultiren wir jetzt Barth über seine Ansicht hinsichtlich der Städtebewohner Nordafrikas. In seinem ersten Werke, „Wanderung durch die Küstenländer des Mittelmeeres", schweigt Barth absolut über die Städtebewohner, und berührt auch nur gelegentlich die Triben des Innern hinsichtlich ihrer Herkunft. Aber in seinem großen Reisewerk steht Barth auf einem so eigenthümlichen Standpunkt mit dem, was er unter „Mauren" versteht, daß heute wohl Niemand seine Auffassung theilt, höchstens der, welcher aus angeborenem Schlendrian eine Sache nachbetet, wie er gewohnt ist, sie zu hören. Von Tripolis die Reise antretend und sie auch daselbst beendend, sagt Barth von in der Stadt befindlichen Mauren oder Mohren nichts, aber eigenthümlicherweise nennt er die arabischen Stämme, welche über den westlichen Theil der Wüste verbreitet sind, „maurische Stämme", deren muthmaßlicher Ahn Ode ben Hassan ben A'kil aus dem Stamme der Rhátafân oder Ghátafan gewesen und aus Aegypten gekommen sei. Weshalb Barth diese arabischen Stämme als maurische bezeichnet, ist durchaus unklar. Die nordwestliche Wüste gehörte nie zum alten Mauritanien, die aus Aegypten gekommenen Araber waren doch nie Mauritanier gewesen, noch auch lange genug in dieser Landschaft seßhaft, um diesen Namen zu verdienen. Ueberdies sind viele von den von Barth nachgewiesenen Stämmen gar nicht arabischen, sondern berberischen Ursprungs, wie das schon deutlich genug aus ihrer Benennung hervorgeht. Es liegt nirgends ein Grund vor, diesen Arabern den Namen maurisch beizulegen, noch die Bedeutung dieses Wortes auf die Wüste auszudehnen.

Immer mehr entwickelt sich nun bei den neueren Reisenden die Meinung, die Bewohner der Städte speciell mit dem Namen Mauren belegen zu müssen. So sagt v. Maltzan in seinem „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika", Bd. I. S. 49: „Die Mauren bilden den Kern der inländischen Bevölkerung der Stadt Algier, welche sich jetzt noch etwa auf 17,000 Seelen beläuft. Sie sind ein Mischlingsvolk. Sie verdanken jedoch ihren Ursprung vorzüglich zwei Hauptelementen. Ein Theil ist echt arabischer Herkunft, der andere stammt von den alten Mauritaniern, ist also kabylischer Rasse, aber schon längst arabisirt ꝛc." Gaskel in

seinem „Algeria as it is“ sagt S. 28: „In 711, when the Arabs, after vanquishing this part of Africa, crossed over to Spain, many of the inhabitans accompanied their conquerors to that country, and where henceforth called Moors — from Mauritania — by the Europeans; driven out of Spain, at the close of the fifteenth century, they returned to Africa.“

Rae, welcher jüngst ein Buch über Tripolitanien und Tunesien veröffentlichte, spricht sich nicht aus, er nennt sein Buch „the country of the Moors“, das Land der Mauren.

Sehr bestimmt äußert sich Schwarz, welcher die Mauren nachgewiesenermaßen für Mischlinge aus allen Völkerschaften von den Argonautenzügen an bis zur französischen Invasion, welche dort an die Küste des Mareb geworfen wurden, erklärt.

Wir glauben damit zur Genüge von den Meinungen der hauptsächlichsten Schriftsteller, welche über Nordafrika handeln, Einsicht genommen zu haben, um endlich selbst aus allem ein Urtheil gewinnen zu können. Und da finden wir denn, daß die Schriftsteller, welche über diese Länder vor der Zurückvertreibung der Mohammedaner aus Spanien berichten, nur Berber und Araber kennen, daß namentlich die arabischen Schriftsteller und Reisenden — berberische giebt es ja gar nicht — einen ethnischen Unterschied zwischen Stadt- und Landbevölkerung nicht kennen; daß selbst die arabischen Autoren, welche in der neuesten Zeit über ihre nordafrikanischen Länder berichten, z. B. Imam Mula Ahmet, einen Unterschied zwischen Stadt- und Landbewohnern nicht machen; daß überhaupt, abgesehen von den Autoren der neuesten Zeit, nie ein solcher Unterschied aufgestellt ist. Ist nun derselbe in der That der Herkunft nach berechtigt, und ist in der That die Städtebevölkerung durch wirkliche Merkmale so von der Landbevölkerung verschieden, daß eine besondere Benennung gerechtfertigt erscheint? Wir glauben es entschieden verneinen zu müssen.

Man motivirt ihre Sonderstellung, indem man vor Allem hinweist auf die große Vermischung. In ihnen fließt, wie Schwarz sagt, „hamitisches und semitisches, griechisches und römisches, jüdisches und christliches, weißes, schwarzes, germanisches und römisches Blut“. Zugegeben, daß dies alles der Fall ist, daß das Blut der Römer und Griechen, daß christliches (was soll das eigentlich heißen?), daß germanisches Blut ꝛc. nachweisbar wäre,

so glauben wir doch mit v. Maltzan, daß sich alle Städter schon seit Langem so arabisirt haben, daß man gar nicht umhin kann, sie für wirkliche Araber zu erklären. Die Städtebewohner der Berberstaaten sind äußerlich absolut nicht von den Städtebewohnern Aegyptens — die Kopten abgerechnet — Syriens und Arabiens zu unterscheiden. Wenn sie heller in der Hautfarbe sind als die Landbewohner, so theilen sie dies mit den Städtebewohnern der ganzen Erde, verglichen mit denen der resp. Bauernbevölkerung; wenn bei der Städtebevölkerung Wohlbeleibtheit vorherrschend ist, so theilt sie das mit der ganzen Welt gegenüber der Landbevölkerung; manche Autoren loben die Städtebevölkerung, andere werfen ihnen alle möglichen schlechten Eigenschaften vor. Das Richtige wird wohl in der Mitte liegen. Und gegenüber der Landbevölkerung — einerlei ob Berber oder Araber — muß aber heute noch die Städtebevölkerung als das Culturelement bezeichnet werden. Aus dem einfachen Grunde, weil der Berber und Araber auf dem Lande viel bedürfnißloser ist. Blicken wir auf Marokko, so sehen wir dort in den Städten, welche noch von europäischen Einflüssen direct unberührt geblieben sind, immerhin einen gewissen Luxus. In Fes, in Mikeneß, in Uesan 2c. wohnen die Leute in verhältnißmäßig schönen Gebäuden, welche sie sich selbst herstellen, ihre Gefäße, vorzügliche Majoliken, entbehren nicht der Farbenpracht, ihre Kleidung, zum Theil selbst verfertigt, zeigt mehr oder weniger Luxus 2c. Von alledem ist auf dem Lande nichts zu finden.

Die Eingeborenen selbst wissen aber von einem Unterschied zwischen Städtebewohnern und Landbewohnern, insofern als erstere anderer Herkunft als die Araber wären, nichts.*) Für sich selbst sind sie Araber und als solche werden sie von der arabischen, sowie von der berberischen Landbevölkerung betrachtet. Der Ausdruck „Hadar“ bedeutet keinen ethnographischen Unterschied, sondern eigentlich „gegenwärtig oder anwesend“, kann also am besten mit „Bürger“ übersetzt werden. Wir wollen gar kein Gewicht legen auf die Sprache, darauf, daß in den Städten nur

*) In Fes giebt es allein ca. 4000 Schürfa, in Uesan giebt es nur Schürfa, in Algier, Oran und Constantine beziffert sich die Zahl der Schürfa ebenfalls auf je Hunderte. Sind dies nun auch Mauren?

arabisch gesprochen wird, sondern glauben dargethan zu haben, daß das arabische Element unter ihnen so vorherrschend geworden ist, daß im Lauf der Zeit eben nur dies übrig blieb. Zu absorbiren war ja überdies nur das Berberische, denn alle anderen Völker kommen kaum in Betracht. Will man den Namen Mauren fürderhin anwenden, so thue man es nicht, um damit die Städtebevölkerung als eine aparte zu bezeichnen, dies würde unwissenschaftlich sein, sondern übertrage das Wort aufs ganze Land, auf alle Einwohner, wie Rae es gethan hat, welcher sein Buch veröffentlichte unter dem Namen The country of the Moors.

Frankreich, Algerien und Tunis.

Mit Ausnahme einer Partei in England und fast aller Italiener hat die ganze gebildete Welt mit großer Genugthuung die jüngst vollzogene Annexion Tunesiens Seitens Frankreichs hingenommen. Wenn „fast aller" Italiener gesagt ist, so soll damit die Thatsache angeführt werden, daß selbst in Italien eine Partei existirt, welche es ganz natürlich gefunden hat, daß Frankreich mit dem Hereinziehen Tunis in die algerinische Machtsphäre nur einem zwingenden Gebot folgte, welches vor Allem in den örtlichen Verhältnissen begründet liegt. Diese Partei in Italien wird repräsentirt durch die geographischen Kreise, an deren Spitze der Chefredacteur des „Esploratore", Herr Commendatore Capitano Camperio steht. Camperio hat sich nicht gescheut, seine diesbezügliche Ansicht auch durch politische Blätter vor der Oeffentlichkeit zu vertreten.

Wenn wir das Vorgehen Frankreichs als „Annexion" bezeichnen, so ist für den unparteiisch Urtheilenden dieser Ausspruch gewiß vollkommen berechtigt, denn wenn auch in diesem Augenblick von einer offen ausgesprochenen Annexion nicht die Rede ist, so ist es in Wirklichkeit doch um die Unabhängigkeit Tunesiens geschehen.

Betrachten wir in der That das Land, so kann selbst der Laie auf den ersten Blick erkennen, daß das Ras Addar (Cap Bon) die äußerste Verlängerung der Auresberge bildet. Und nicht nur orographisch ist zwischen den tunesischen und algerinischen

Bergzügen ein Zusammenhang, sondern auch der geologische Bau ist beiden gemeinsam. Ebenso ist das sogenannte „afrikanische“ Gebirge eine Fortsetzung des die Provinz Konstantine durchziehenden „numidischen“, dies selbst aber ein Ausläufer des Djurdjuragebirges. Die tunesischen Flüsse verlaufen zum Theil auf französischem Gebiet. Die Bevölkerung ist dieselbe, und ebenso unglückliche Verhältnisse, wie sie auf der Westgrenze von Algerien nach Marokko zu bestehen, sind im Osten, nämlich daß häufig eine Tribe mit einigen ihrer Abtheilungen den Franzosen unterthan ist, während andere unter der Oberherrlichkeit des Bei von Tunis stehen.

Vom geographisch-politischen Standpunkt aus kann man also nicht das Geringste, wie es ja selbst in Italien zugegeben wird, einwenden gegen die Einverleibung Tunesiens, und vom rechtlichen Standpunkt aus kann Frankreich Manches geltend machen, welches schwer in die Wagschale fällt zu Gunsten dieses Schrittes.

Vor Allem kann angeführt werden, daß Tunis schon im vorigen Jahrhundert und bis 1830 Algerien tributpflichtig war, Frankreich also als Rechtsnachfolger der algerinischen Oberherrlichkeit diesen Tribut gleich nach 1830 von Tunis hätte verlangen können. Wenn die französische Regierung nie daran gedacht hat, dies zu thun, so lag das einfach an dem Umstande, daß Algerien selbst noch nicht vollkommen unterworfen war. Wurde doch erst 1857 der Tell von Algerien mit Eroberung der großen Kabylie ganz und gar bezwungen, und sind die Gegenden südlich vom Atlas, die doch ein so nothwendiges Complement von Algerien oder vom Tell bilden, selbst heute noch nicht unterworfen. Die Einverleibung von Tunis ist eben einer der letzten Bausteine, welcher dem algerinischen Gewölbe nothwendig zugefügt werden mußte.

Es wird sodann Niemand verkennen, daß Tunis in der Hand Frankreichs eine ganz andere Bedeutung erlangen wird, als es für sich bestehend bekommen konnte. Wir wollen gar nicht daran denken, daß es unter türkischer Herrschaft etwas hätte werden können, denn die benachbarte Regentschaft Tripolitanien veranschaulicht ja gar zu deutlich, was die Türken aus diesem Lande gemacht haben. Seit 1835 im Besitze der Türken, ist Tripolitanien heute noch schlimmer in allen seinen Verhältnissen daran, als Algerien es war zur Zeit, als Frankreich die Herrschaft dort

antrat. Was ist aus Algerien geworden, was aus Tripolitanien? In Algerien sind Eisenbahnen, Telegraphen, vorzügliche Chausseen, Canäle zum Bewässern und Hunderte von blühenden Ortschaften entstanden, während von allen ersterwähnten Anstalten in Tripolitanien absolut nichts zu finden ist: zahlreich zerstörte Ortschaften aber auf die echt türkische Mißwirthschaft deuten.

Tunis ist übrigens factisch nur kurze Zeit unter der Herrschaft der Türken gewesen. Sinan Pascha, der es erobert hatte, erhielt es von der Pforte als Lehn, und die dann später von den Janitscharen erwählten Deis, von denen übrigens die meisten nach kürzester Regierungszeit ermordet wurden, wurden gleich abhängig von dem Bei, welche die alten angestammten Fürsten der Regentschaft waren. Noch weniger Einfluß hatten die direct vom Sultan ernannten Paschas, welche, wie Maltzan richtig bemerkt, von vornherein das fünfte Rad am Wagen waren. Am Ende des 17. Jahrhunderts erlosch denn auch thatsächlich die Macht und der Name „Dei", und nur der „Bei" blieb.*)

Wie das Land unter der Dynastie der Hossains, welcher auch der jetzige Bei Mohammed el Ssaduk angehört, an den Rand des Abgrundes gerathen ist, davon hat uns unser leider so früh dahingeschiedene Landsmann ebenfalls eine detaillirte Schilderung gegeben. Ohne Schulden, hatte das Ländchen von 1863—69 eine Schuldenlast von 275 Mill. Frcs., welche mit 35 Mill. jährlich zu verzinsen waren, sich aufgebürdet. Dem gegenüber standen 26,916,680 jährliche Einkünfte! Freilich verschwiegen darf nicht werden, daß bei dieser saubern Wirthschaft sich Industrieritter aller europäischen Herren Länder betheiligt hatten. Auch aus Deutschland eilten Schmarotzer dahin, und als endlich eine Regelung von den europäischen Mächten vorgenommen wurde, konnte man constatiren, daß kein Europäer mit leeren Händen, viele aber mit Millionen davonzogen. Daß die Würdenträger des Bei nicht leer ausgingen, bedarf wohl kaum der Versicherung, die alleinigen Kosten zahlte das arme Volk.

Bei solchen Zuständen war es vorauszusehen, daß eine Katastrophe über kurz oder lang eintreten mußte. Maltzan in

---

*) Vergl. Maltzahn, „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis", I, 113.

seinem 1870 erschienenen Werke sagt (I, 142) prophetisch: „Die ganze äußere Politik besteht hier, wie in allen kleinen und schwachen Staaten, darin, daß man die Eifersucht der Großmächte geschickt zu nähren bestrebt ist, daß man dem englischen Consul mit Frankreich, dem italienischen mit England u. s. w. bange zu machen sucht, daß man aus seiner eigenen Schwäche politisches Capital macht, daß man Jedermann schmeichelt und Jedermann verräth, daß man die schönsten Versprechungen gibt und nichts hält, und daß man schließlich allen wirklich ernsten Forderungen der auswärtigen Mächte jene „vis inertiae" entgegensetzt, welche den orientalischen Staaten zur zweiten Natur geworden ist. Aber wie der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er zerbricht, so dürfte auch diese diplomatische Spiegelfechterei nur so lange die Existenz dieses erbärmlichen Staates zu fristen vermögen, bis einmal einer Großmacht die Geduld ausgeht und sie das diplomatische Spinngewebe des ersten Ministers mitsammt der staatlichen Existenz dieser Regentschaft mit Einem Schlage zunichte machen würde, was vielleicht zu geringern politischen Verwickelungen führen möchte, als man gewöhnlich anzunehmen beliebt."

Diese Voraussicht unseres scharfblickenden Landsmannes hat sich vollkommen bewahrheitet in allen Stücken. Das Land, welches am meisten berechtigt ist, die Verwaltung Tunis in die Hand zu nehmen, hat endlich jetzt den vorhergesehenen Schritt gethan: Tunis ist heute eine französische Provinz.

Um den Besitz von Tunis konnten sich überhaupt nur drei Länder streiten: die Türkei, welche neben der geistlichen Oberherrlichkeit die weltliche theoretisch stets beansprucht hat; Frankreich, welches Algeriens wegen nie dulden konnte, daß irgend eine andere Macht als es selbst sich in Tunesien festsetzte; endlich Italien, welches wegen der zahlreich dort vertretenen Italiener, wegen seiner commerziellen Beziehungen mit der afrikanischen Regentschaft und wegen der sogenannten geographischen Zusammengehörigkeit — viele Italiener behaupten, Lampedusa, Linosa, Pantellaria und Sicilien seien Fortsetzungen von Tunis, oder umgekehrt — ebenfalls glaubte ein Anrecht zu haben, die Erbschaft dort antreten zu können.

Ferner kam noch Großbritannien in Betracht; nicht als ob es je daran gedacht hätte, hier selbst festen Fuß zu fassen, sondern

nur um die türkischen Ansprüche zu unterstützen, zu befestigen, um dadurch womöglich den Einfluß der andern beiden Mächte, Italien und Frankreich, lahm zu legen. War dies Verfahren doch in vorzüglichster Weise 1835 mit Tripolitanien gelungen, welche Regentschaft bis zu dem Augenblick absolut unabhängig gewesen war, dann aber von England den Türken factisch ausgeliefert wurde.

Daß aber die von Maltzan vorhergesagte Umwälzung hereinbrechen und daß Frankreich über kurz oder lang die Herrschaft antreten würde, konnte man 1864 sehen, als wegen innerer Streitigkeiten auf Befehl Englands eine mit einigen Regimentern bemannte türkische Flotte vor Goletta erschien mit einem vom Sultan ernannten Pascha, der Ordnung machen sollte. Frankreich aber widersetzte sich dem Landen des türkischen Paschas mit seiner Armee auf's entschiedenste, und der Generalgouverneur von Algerien erhielt die Anweisung, auf der Stelle mit 20,000 Mann die Grenze Tunesiens zu überschreiten, sowie ein türkischer Soldat ausgeschifft würde. Dieser Zwischenfall, der wenig Beachtung in Europa fand, zeigte ganz deutlich, daß damals schon Frankreich ohne seine Einwilligung keine große Action in Tunis mehr gestatten wollte. Und es hatte vollkommen Recht, denn Tunis, in der Hand einer fremden Macht, war eine stete Bedrohung des französischen Besitzes in Algerien. Ein schwaches Tunis konnte es sich allerdings gefallen lassen.

Nach dem Berliner Congreß, in welchem, wie man jetzt wohl annehmen darf, von Großbritannien (und vielleicht auch von Deutschland, Rußland und Oesterreich) an Frankreich das Zugeständniß gemacht wurde, einer eventuellen Besitzergreifung Tunis Seitens Frankreichs mit „Gewehr bei Fuß" zuzusehen, begann für dies Land eine Periode der Unruhe, der unhaltbaren Zustände, die erst jetzt mit Besitznahme des Landes durch die Franzosen ihr Ende errricht hat.

Italien, ohnedies durch den Ausgang des Congresses nicht befriedigt, wollte mit fieberhafter Eile in Tunis den, wie es ihm schien, sinkenden Einfluß wiederherstellen und befestigen. Telegraphenanlage, Eisenbahnbauten, Rubattino-Concessionen wurden vorgeschoben, aber es half nichts mehr. Selbst wenn Frankreich im Berliner Congreß Tunis nicht zugesprochen bekommen hätte, würden sich die Geschicke schwerlich mehr haben aufhalten lassen.

Nun wären — da von Italien ja niemals ein ernstlicher Widerstand zu erwarten war — Seitens Großbritanniens vielleicht Schwierigkeiten bereitet worden. Man denke nur an die Knüppel, welche die Engländer den Franzosen während der ersten Periode der algerinischen Eroberungen zwischen die Füße warfen. So aber war Großbritannien durch seine Zusagen auf dem Berliner Congreß gebunden.

Die Reibereien zwischen den officiellen höchsten Organen Frankreichs und Italiens am türkischen Hofe beschleunigten die Krise; Frankreich ließ Revolten und Räubereien von den Grenzstämmen, namentlich den Khroumirs, entstehen, um einen bewaffneten Einmarsch insceniren zu können. Wie bald die Unterwerfung aller Triben bis zur Hauptstadt Tunis hin erfolgte, wie schnell der Bei selbst seine Proteste in Ergebenheitsschreiben an die französische Regierung umwandelte, das haben wir alles soeben mit erlebt. Und selbst die wiederholten Einsprachen der Pforte, von den Großmächten einfach den Archiven einverleibt, die Interpellation im englischen Parlament, die geharnischten Artikel der italienischen Presse vermochten den Gang der Dinge nicht aufzuhalten, welcher damit schloß, daß Frankreich eine Convention mit Tunis abschloß — wahrscheinlich mit vielen geheimen Zusätzen, deren Existenz man nicht früher, als bis sie wirken werden, erfahren wird — und daß der erste Minister von Tunis nach Paris abreise, um Frankreich in der Person seines Präsidenten zu huldigen.

Sowohl die deutsche Regierung wie das deutsche Volk hat das Vorgehen Frankreichs mit großer Sympathie verfolgt. Man hat der Regierung wohlwollende Haltung gegen Frankreich dadurch zu erklären versucht, und namentlich in fremden Zeitungen fand man häufig diese Meinung ausgesprochen, weil Frankreich jetzt vollauf zu thun bekäme, mithin so bald an einen Krieg gegen Deutschland nicht denken könne. Man kann aber sicher annehmen, daß die deutsche Regierung nur aus civilisatorischen Rücksichten das Vorgehen Frankreichs mit wohlwollenden Augen betrachtete und besonders weil Deutschlands Interessen dadurch am Mittelmeere in keiner Weise geschädigt wurden. Andere Motive können wir in der Haltung der deutschen Regierung absolut nicht finden, denn der Besitz Algeriens mit seiner noch nie unterworfenen Bevölkerung hat auch auf den Krieg von 1870 nicht den geringsten Einfluß

ausgeübt. Und wie von der deutschen Regierung das Vorgehen Frankreichs in Tunesien nur gebilligt wurde, so fand die Einverleibung Tunis auch in der deutschen Presse überall eine sympathische Beurtheilung.

Wird aber Frankreich, diese Frage sei uns gestattet, nicht wieder mit halben Maßregeln stehen bleiben? Wenn man das hört und sieht, was augenblicklich in Algerien vor sich geht, so sollte man es fast glauben. Nach einem fünfzigjährigen Besitze dieses Landes entstehen dort noch in jedem Jahre Revolten, und was für Revolten! Wagen es doch die Rebellen, bis Saida, bis Sidi bel Abbes, bis ins Herz des Tell vorzudringen.

Frankreich hat nie gewagt, ernstlich mit den Eingeborenen abzurechnen. Der Marschall Pélissier, welcher einstmals denselben eine wohlverdiente, heilsame Lection gab, wurde von der gesammten Presse Frankreichs der Unmenschlichkeit bezichtigt. Die Regierungen von Frankreich werden es nie verantworten können, fortwährend jene Humanitätsrücksichten gegen die Eingeborenen walten zu lassen, durch die nun schon so viele Tausende von Franzosen, sowohl Colonisten als tapfere Soldaten, ihr Leben eingebüßt haben. Warum hat man Algerien noch nicht seine natürlichen Grenzen gegeben? Denn wenn dies jetzt auch nach dem Osten zu der Fall geworden ist, so hat Algerien im Westen seine von der Natur gezogenen Grenzen nicht.

Nicht nur orographisch betrachtet gehört das ganze Mulunyathal zur Provinz Oran, sondern auch hinsichtlich der Eintheilung der Bevölkerung muß dieser Theil zum französischen Gebiet geschlagen werden. Warum hat man nach der Schlacht von Isly jene unglückliche Grenzlinie gezogen? Warum folgte man nicht den natürlichen Grenzen? Diese liegen aber entweder auf der Wasserscheide zwischen Tlemsen und Bel Abbes, also innerhalb der Provinz Oran, oder auf der zwischen dem Seba und der Muluya. Man zog es vor, eine künstliche, durch Nichts motivirte Grenze zu schaffen, ganz offen, durch nichts geschützt und, was das Schlimmste war, man schnitt einen der größten Stämme Algeriens mitten durch. Die Hälfte der Uled Sidi Schich verblieben bei Marokko, die andere Hälfte kamen unter französische Herrschaft. Damit wurden aber die blutsverwandtschaftlichen Gefühle, die Sympathien nicht mit zerschnitten. Und wenn auch einzelne vorzügliche Schiuch



der Uled Sidi Schich während ihres ganzen Lebens treu zur französischen Tricolore standen, so waren dies nur Ausnahmen: die Sympathie der Mehrzahl der französischen Uled Sidi Schich war stets mit den Marokkanern. Sie beneideten ihre Vettern, von einem „Beherrscher der Gläubigen" regiert zu werden, während sie selbst einem „Ungläubigen" unterthan sein mußten.

Von hier aus erfolgten dann auch die meisten Aufstände, welche im religiösen Haß immer eine hinreichende Nahrung fanden. Hatte es doch die französische Regierung nie dahin zu bringen vermocht, daß man statt für den Sultan von Marokko für den Kaiser oder Präsidenten der Republik in den Moscheen betete. Und die Uled Sidi Schich, hundertmal geschlagen, fanden bei ihren Brüdern, den marokkanischen Uled Sidi Schich, oder in den Oasen Figig, Tafilet, Knetsa und namentlich Suat stets nicht nur eine sichere Zufluchtsstätte, sondern auch neue Ermuthigung zu frischen Kämpfen gegen die verhaßten Christen.

Wird Frankreich jetzt endlich daran gehen, jene Uebel zu beseitigen und das Unrecht gegen seine französischen Colonisten gut zu machen suchen? Wird es jene Gumscharen*) abschaffen, von denen die französischen Armeecommandanten noch nie ernstliche Dienste, wohl aber Verrätherei genug geerntet haben? Wird es die Sclaverei im Süden abschaffen? Wird es auf die Monogamie, auch bei den Mohammedanern, bestehen? Wird es die Unsitte abschaffen, daß die Tolba und Fakih in den Moscheen Freitags beim Chotbahgebet für fremde Herrscher (für den Sultan von Marokko im Westen von Algerien, für den Sultan von der Türkei in Konstantine und Tunis) statt für die eigene Regierung verrichten? Wird es eine allgemeine Entwaffnung der Eingeborenen anordnen, d. h. ihnen die Schießwaffen abnehmen, mit denen sie 1881 wieder Hunderte von Europäern im Süden der Provinz Oran mordeten? Warum entwaffnet denn die französische Regierung jene Bestien nicht? Ist es nicht gerade, als ob man einen Verbrecher, nachdem man seiner habhaft geworden, einem professionirten Einbrecher seine Dietriche und Nachschlüssel beließe? Wird denn nicht endlich die französische Regierung strenge

*) Gum, französisch Goum, d. h. Baschi-Bosuks.

Maßregeln ergreifen, statt fortwährend falsche Humanitätsrücksichten walten zu lassen?

Dies alles sind Fragen, die sich uns angesichts der vorliegenden Thatsachen aufdrängen. Wir denken nicht so pessimistisch wie Rochefort, der ausrief: „Die Annexion Tunis wird den Verlust Algeriens nach sich ziehen.“ Die Annexion hat sich vollzogen und die blutige Revolte in der Provinz Oran ist unterdrückt worden. Eins aber möchten wir doch der französischen Regierung rathen zu unterlassen. Das, was sie bis jetzt jedesmal nach einer unterdrückten Revolte gethan hat, selbst bei Individuen und Stämmen, die fünf- bis sechsmal die blutige Standarte des Aufruhrs gegen die Franzosen erhoben: nämlich den um „Aman“ Bittenden derart Verzeihung zu gewähren, daß sie obendrein reich beschenkt entlassen wurden! In der Regel geschah das! Und stets hat man sie im Besitze ihrer Waffen gelassen!

Franzosen und Tuareg.

Am 22. December 1881 sind wieder drei französische Missionäre, welche vor einigen Jahren es unternehmen wollten, die Neger Centralafrika's zu christianisiren, ein Opfer der mordlustigen Tuareg geworden, kaum nachdem sie die Grenze Tripolitaniens verlassen hatten. Pater Richard, Morat und Pouplard waren die Namen der Unglücklichen, welche den Uebrigen zugereiht werden müssen, die als Märtyrer ihr Leben dem schwarzen Continent zum Opfer brachten. Erst wenige Jahre sind verflossen, daß fast an derselben Stelle — es war 1874 — die beiden Franzosen Dourneaux-Duperré und Joubert ermordet wurden, und zwar von denselben Tuareg; vor noch kürzerer Zeit, 1877, theilten die drei Missionäre Paulmier, Menoret und Bouchanden, dasselbe Loos, und die Leichname des edlen und unglücklichen Obersten Flatters und seiner Gefährten sind ja kaum erkaltet — auch sie wurden von den Tuareg hingeschlachtet.

Es klingt dies unglaublich; aber die Thatsachen sind leider wahr. Unglaublich deshalb, weil ein vernünftiger Mensch es nicht für möglich halten würde, daß nach einem Massenmorde, wie er doch bei der Flatter'schen Expedition verübt wurde, es Jemand



wagen würde, sich ohne genügende Garantie unter jene Bande treulosen Gesindels zu begeben. Denn man muß wohl im Auge behalten, daß ebensowenig wie die französische Regierung jemals eine Genugthung seitens der Tuareg erlangte für die Ermordung Dourneaux-Dupperré's und der drei genannten Missionäre, ebenso wenig auch nur das Geringste gethan ist, um die Vernichtung der Flatters'schen Expedition zu bestrafen.

Schreiber dieser Zeilen lernte den Pater Richard und seine Gefährten im Jahre 1878 in Tripolis kennen, wohin dieselben gekommen waren, um sich nach Kano und Bornu zu begeben. Sie hatten nicht die Absicht, im Norden unter den Mohammedanern Proselyten zu machen, da die Franzosen längst aus Erfahrung wissen, daß die römische Kirche bei den Mohammedanern nie Eingang finden wird. Der Bilderdienst der Katholiken ist für die Bekenner des Islam das Sündhafteste und Hassenswertheste; der Mohammedaner bezichtigt die Anhänger der römischen Kirche einfach des Fetischismus. Es war deshalb auch ganz unnütz, vorerst eine Station in Rhadames zu gründen, der sodann eine zweite in Rhat folgen sollte. Als der Verfasser dieses, den die Missionäre in Tripolis besuchten und um Rath fragten, sie darauf aufmerksam machte und ihnen vorschlug, den minder gefährlichen Weg über Fesan nach Centralafrika zu nehmen, antworteten sie: es sei ihnen dieser Weg und die Errichtung der Stationen Rhadames und Rhat vorgeschrieben. Dagegen war also nichts zu machen. Die Vermuthung liegt nahe, daß der Erzbischof von Algier, Msgr. Lavigerie, den prahlerischen Berichten anderer Reisenden Glauben schenkend, welche stets über glänzende Handelsbeziehungen zwischen Rhat und Rhadames einerseits und Algerien andererseits zu berichten wußten, aus diesen Gründen dort religiöse Stationen zu etabliren beschloß. Die mit den dortigen Verhältnissen Vertrauten wissen aber, daß jene Handelsbeziehungen absolut nicht bestehen.

Wenn man sodann bedenkt, wie der Fanatismus der Eingeborenen angestachelt ist durch die Eroberung Tunesiens seitens der Franzosen, so erscheint das Vorgehen der drei Missionare zu solcher Zeit, unter solchen Umständen noch um so unbegreiflicher. Den Tuareg soll damit kein religiöser Fanatismus vorgeworfen werden. Dazu sind sie zu laue Mohammedaner, oft ja gar nicht

einmal äußerlich den Islam bekennend. Ihre einzige Triebfeder ist zu große Vorliebe für fremdes Eigenthum und Geringschätzung des menschlichen Lebens. Sie morden um ein Nichts!

Bei den Bewohner Rhadames' aber mußte die Eroberung Tunesiens seitens der Christen ganz andere Gefühle erwecken; Alle die dort gewesen sind, wissen, wie streng religiös die Rhadameser sind. Und mochte Pater Richard auch noch so sehr glauben — Oberst Flatters hielt sich ja auch für so geliebt von den Eingeborenen — „qu'il avait gagné les sympathies générales depuis bientôt quatre ans“, wie es in einem von Rhadames aus geschriebenen Brief heißt, so hätte er doch, wenn er Menschenkenner gewesen wäre, längst einsehen müssen, daß Alles das nur „Worte“ sind, wie sie jeder Mohammedaner, da sie nichts kosten, verschwendet. Reelle Sympathie haben in diesem Augenblick die Franzosen unter den Eingeborenen Nordafrikas weniger als je zuvor. Und das ist noch zu viel gesagt, denn was ist weniger als nichts?

Herr Ledoux, französischer Dragoman in Tripolis 1878, jetzt Consul in Port Said, beklagte es damals tief, daß die Missionäre der türkischen Regierung eine schriftliche Entlastung gegeben hatten, falls ihnen irgend ein Unglück zustieße. Und der Warnung des Herrn Ledoux gehorchend, enthielt sich der Schreiber dieses, einem gleichen Verlangen der türkischen Localbehörde zu willfahren. Leider aber hat Pater Richard und seine unglücklichen Gefährten auch der Behörde von Rhadames ein solches Schriftstück ausgestellt, und doch liegt der Gedanke — nach französischen Berichten — gar nicht abseit, daß die Rhadameser selbst, wie auch früher, die eigentliche Vaterschaft der Ermordung zu tragen haben.

In der „Exploration“ vom 2. Februar 1882, dem wir diese Details entnommen haben, wird denn auch gesagt, daß wegen dieser Entlastungsschrift die Türken der Mitthäterschaft des Mordes geziehen werden könnten. Das glauben wir nicht; wohl aber halten wir Bu-Aischa, den Gouverneur, und die Einwohnerschaft von Rhadames für verantwortlich. Bu-Aischa ist aber kein Türke, sondern ein Tripolitaner.

Was aber die ganze Angelegenheit noch unerklärlicher erscheinen macht, ist der Umstand, daß die algerische Geistlichkeit der französischen Regierung Schwierigkeit macht, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Herr Féraud, der französische Generalconsul in Tripolis,

hat die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen wollen, aber der Erzbischof von Algier, jetzt auch apostolischer Verweser in Tunis, hat ihn beschworen davon abzustehen: „Ses missionnaires et lui même ne demandent pas de vengeance. Ils pardonnent, selon l'exemple donné par le divin Maître, aux meurtriers de leurs frères, et, dans un sentiment de patriotisme, ils ne veulent pas que la France se crée à leur occasion quelque embarras que ce puisse être“ *).

Aber, so fragen wir, wo soll das hinaus? Als Missionär, ja, mag derselbe Verzeihen und Erbarmen üben. Aber Pater Richard und seine Gefährten erklärten ausdrücklich in der Entlastungsschrift, sie gehörten der französischen Nationalität an. Der römische Geistliche mag verzeihen, aber wegen seiner betonten Eigenschaft des Franzosen darf ein Mord nicht ungesühnt bleiben. Wäre es da nicht besser gewesen, die französische Nationalität von vornherein ganz zu verleugnen, und sich nur als Angehörigen, Sendling der römischen Kirche, die ja ohnedies keine Nationalität kennt, auszugeben? Wenn man in Europa einen Mord straft, muß man ihn nicht um so mehr in jenen Gegenden, unter jenen Horden zu ahnden suchen? Wir hoffen, die französische Regierung wird sich nicht durch falsche Gefühle leiten lassen, und endlich versuchen, die Tuareg zur Rechenschaft zu ziehen.

Der Vorgang der so traurigen Katastrophe war folgender**):

Am 18. December Morgens machten sich die drei Missionäre auf den Weg. Von den Tuareg hatten sie zwölf Kameele gemiethet und mit diesen brachen sie auf. Sobald der Kaimakam (Gouverneur von Rhadames) von ihrer Abreise unterrichtet war, ließ er Reiter aufsitzen, um sie bis Tonnin, etwa 2 km von der Stadt entfernt, geleiten zu lassen. Dort entließen die Missionäre ihre Bedeckung, bedankten sich und setzten in der Richtung auf Urgla (?) ihre Reise allein weiter fort. In ihrer Begleitung fanden sich die Tuareg Kkadjin-el-Menghassati, Jdda-el-Aissa und Al Schich, alle drei von derselben Tribus; in ihrer Begleitung befand sich auch ein Neger. Drei Tage darauf kamen Sayah-ben-Bu-Said, dessen

*) „Exploration“ 263, S. 334.

**) Nach einem arabischen Brief des Gouverneurs von Rhadames in der „Exploration“ vom 2. Februar 1882.



Bruder Hama und Mohammed-ben-Rekik zurück mit der Meldung, die Missionäre seien von den sie begleitenden Tuareg in der Nacht vom 21. auf den 22. December ermordet worden. Vorher waren noch sieben andere Tuareg zu ihnen gestoßen, unter ihnen Mohammed-Bù-Khedi und el-Jughassi. Die Ermordung geschah bei Marekſan einen Tagmarsch von Rhadames entfernt. Die Mörder nahmen Alles mit, was die Missionare besessen hatten. Die Schaamba mit ihren Kameelen ließen sie unbehelligt zurückkehren.

Wie bei dem Flatters'schen Massenmord sehen wir hier sich dasselbe wiederholen, Tuareg in Verbindung mit den Schaamba begingen die That, die Behörde von Rhadames und die Bevölkerung hat im Geheimen geschürt, und Frankreich thut nichts, um Genugthuung zu erhalten. Auf eine Reihe von Jahren hinaus wird das Reisen im Süden von Tunis-Algerien ganz unmöglich sein, noch unmöglicher aber, unter diesen Umständen daran zu denken, von Algerien aus eine Eisenbahn durch die Sahara bauen zu wollen.

Der heutige Zustand von Marokko.

Mag man nun sagen, was man will, mag man es leugnen oder verheimlichen wollen: es gibt eine marokkanische Frage. Vielleicht bemüht man sich, sie zu ersticken, zu vertuschen: für lange Zeit wird es nicht gehen. Noch weniger aber wird man der Lösung der nordwestafrikanischen Angelegenheit für immer aus dem Wege gehen können. Ebensowenig wie die Türkei im Frieden sich hat entwickeln und auch nur annähernd auf die Culturstufe der christlichen Länder Europas hat schwingen können, ebensowenig wird Marokko friedlich sein Geschick und seine Bestimmung erreichen. Hat doch selbst das Land, welches man von allen mohammedanischen Ländern das best civilisirte nennen konnte, das alte Pharaonen-Reich, auf regelrechte Weise sich zu einem Staate nicht zusammenschließen können.

Es liegt das im innersten Wesen aller mohammedanischen Länder. Wir sehen wohl, wie in den dem Islam unterstehenden Ländern die Elite der Bevölkerung den civilisatorischen Ideen huldigt; aber überall bleibt das Volk davon unberührt. Und selbst wenn die vornehme Bevölkerung mohammedanischer Länder

Sinn zeigt für Cultur und höhere Gesittung, so beschränkt sich die Regierung dafür mehr auf die damit verbundenen Aeußerlichkeiten als auf das ernste Wesen der Sache.

Dazu kommt noch, daß in allen mohammedanischen Ländern dem Volke das Vaterlandsgefühl abgeht. Den Anhängern einer Religion wie der mohammedanischen geht eben ihre Religion über Alles. Der Türke so gut wie der Marokkaner kennt wohl einen Mislim, er sagt wohl, „ich bin Mislim und du bist ein Deutscher" (auch dies erst in neuerer Zeit, sonst stets „Christ" für alle Europäer), aber er sagt nie, „ich bin ein Türke, oder ich bin ein Marokkaner". Der Mohammedaner unterscheidet nur „Gläubige" und solche, die ein „Buch" haben (Juden und Christen), und endlich „Ungläubige". Für gewöhnlich nennen die Mohammedaner aber alle Andersgläubigen einfach „Ungläubige", also auch Juden und Christen. Daß es in den mohammedanischen Ländern aus religiösen Gründen nicht zur Entwickelung des Vaterlandsgefühls kommen konnte, war ein Grund der Schwäche. Ja, wenn die europäischen Staaten in richtiger Erkenntniß dieser Thatsache schon früher die mohammedanischen Länder hätten befreien wollen, nichts würde sie daran verhindert haben. So mächtig auch die Wirkung sein mag, die in der Vertheidigung seines Glaubens liegt, bei denkenden Völkern ist die Vertheidigung des Vaterlandes ein viel mächtigerer Hebel. Seinen Glauben kann man am letzten Ende mit sich hinwegtragen, aber Niemand trägt sein Vaterland mit hinweg. Vor wenig hundert Jahren verließen allerdings noch Franzosen des Glaubens wegen ihr schönes Frankreich; aber man wird zugestehen, daß um die Zeit das Nationalbewußtsein auch in den christlichen Ländern noch nicht geweckt war.

Dazu kommt noch, daß in den meisten mohammedanischen Ländern die Völker keine aus ihnen hervorgegangene Regierung, keine nationalen Fürsten haben, sondern von einer fremden Dynastie beherrscht werden. In der europäischen Türkei herrscht bei überwiegend christlicher Bevölkerung ein Osmanli. In Aegypten herrscht die Dynastie der Mehemed Aliden, aus Macedonien stammend, welche nichts mit den Kopten und Fellahin, den Ureinwohnern von Aegypten, zu thun hat. In Marokko regiert die Dynastie der Schürfa (Plur. von Scherif), also Abkömmlinge von Mohammed, welche aber mindestens zwei Dritteln der Bewohner,

den Berbern, welche man als die Ureinwohner des Landes betrachten darf, durchaus fremd ist. Bis auf den jetzigen Herrscher des Landes waren stets die Sultane von Marokko die größten Christenhasser, die vollendetsten Tyrannen, viele von ihnen die unmenschlichsten Wütheriche und alle jeder Civilisation abgeneigt. Dabei waren die Sultane von Marokko von einem religiösen Fanatismus beseelt, der an Wahnsinn grenzte und zugleich von einer Verachtung für Andersgläubige begleitet war, welche nur noch durch ihre Unwissenheit übertroffen wurde.

Indem wir uns vorbehalten, später noch auf diese Creaturen zurückzukommen, von denen nur wunderbar ist, daß das Volk mit solcher Himmelsgeduld sich die willkürlichen Grausamkeiten dieser Scheusale tausend Jahre hindurch gefallen ließ, werfen wir einen Blick auf das Land selbst, jetzt so oft genannt in den Zeitungen und möglicherweise in der nächsten Zeit Zankapfel der zunächst betheiligten Länder.

Ein Blick auf die Karte genügt, um auch dem Laien klar zu machen, daß hinsichtlich der Lage Marokko in Afrika zu den meistbegünstigten Ländern gehört. Es liegt an zwei Meeren, und mit seiner gegen Spanien sich vorschiebenden Landzunge beherrscht es ebensogut die 20 km breite Meerenge von Gibraltar, wie dies von der europäischen Festung gilt. Und so hat das afrikanische Marokko in allen Beziehungen dieselben Vortheile von seiner Lage wie die europäische Halbinsel der Pyrenäen.

Marokko ist in runder Summe 700,000 qkm groß, also ungefähr 160,000 qkm größer als Deutschland. Dabei sind allerdings die Territorien in der Sahara mit eingerechnet. An den beiden Meeren, im Norden am Mittelmeere, dann durch die Straße von Gibraltar hindurch und im Westen am Atlantischen Ocean entwickeln sich die Gestade Marokkos in einer Länge von 1700 km. Abgesehen von Aegypten, das sich ja einer langen und guten Küste am Rothen Meere und zugleich einer solchen am Mittelmeere erfreut, haben die übrigen nordafrikanischen Länder keinen Zugang zu einem zweiten Meere, sondern Algerien, Tunesien und Tripolitanien sind nur aufs Mittelmeer angewiesen. Das läßt sich aber nicht leugnen, daß das Mittelmeer immer mehr zu dem herabsinkt, was es in der That ist, zu einem Binnensee.

Die Bedeutung, die das Mittelländische Meer vor der Entdeckung Amerikas hatte, hat es längst verloren.

Marokko hat einige gute Häfen, besonders am Mittelmeer, aber sie sind in fremden Händen. Dadurch haben sie commerciell jede Bedeutung für das Land verloren, können eine solche auch nicht gewinnen, so lange sie einer andern Macht gehören. Bei Ceuta, dann bei den Djafarin-Inseln sind gute Ankerplätze, und gegenüber von Malaga ließe sich ohne große Kosten in der schönen und geräumigen Bucht von Alyucemas ein vorzüglicher Hafen anlegen. Der Hafen von Tanger wurde, so weit ihn die Kunst gemacht hat, 1684 von den Engländern zerstört, und nichts geschah, um ihn wieder herzustellen. An der atlantischen Küste würde sich bei Agadir, gegenüber den Canarischen Inseln, ein guter Hafen anlegen lassen.

Die nördliche, also mittelländische Küste fällt durchaus steil ab und wird nur einmal durch einen bedeutenden Fluß, dicht bei der algerischen Grenze, die Muluya, durchbrochen. Ebenso ist die Küste längs der Straße von Gibraltar, die immerhin eine Länge von 60 km hat, überall steil abfallend. An der atlantischen Seite vom Cap Spartel beginnend, verläuft dann aber die Küste durchweg flach, in der großen Ausdehnung von tausend Kilometern nur einmal unterbrochen von den Ausläufern des Atlas, wo diese sich, und besonders mit dem Cap Ger, fast senkrecht in den Ocean stürzen. An dieser atlantischen Seite münden übrigens einige bedeutende Flüsse; vom Norden beginnend der Sebu, der Um-Rbea, der Tensist, der Sus und der Draa; den letzteren müssen wir darum noch zu Marokko zählen, da die Bewohner an demselben die Oberherrlichkeit des Sultans von Marokko anerkennen, in religiöser Beziehung.

Einige von diesen Strömen würden in ihrem unteren Laufe schiffbar gemacht werden können, wenigstens für flachgehende Boote und kleinere Dampfschiffe; doch in dieser Beziehung ist in Marokko noch gar nichts geschehen. Aber alle, auch kleinere, wie z. B. der Ued-el-Kus, oder der Bu-Regreg u. s. w., halten während des ganzen Jahres Wasser. Es ist das ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil, der erst recht in die Augen springt, wenn man damit das Flußsystem Algeriens vergleicht, dessen größte Ströme im unteren Verlauf während des Sommers alle aus-

trocknen. Dieser Vortheil wird aber erst dann seine ganze Bedeutung gewinnen, wenn Marokko einst von europäischen Händen bewirthschaftet wird. Während die Franzosen zur Bebauung der Ebenen durch kostspielige Canalisation vom oberen Verlaufe der Flüsse sich das benöthigte Wasser haben herunter holen müssen, und trotzdem oft noch an Wassermangel beim Berieseln der Baumwoll- und Tabakfelder leiden, wird man dies in Marokko nicht nöthig haben. Der große Atlas, der in Marokko eine viel bedeutendere Höhe hat — über 4000 m — als in Algerien, speist mit seinem Schnee, der in Schluchten, die der Sonne nicht ausgesetzt sind, Jahr für Jahr und auch stets im Hochsommer liegen bleibt, die Flüsse.

Was die Bodenverhältnisse dieses schönen Landes anbetrifft, so ist das ganze Gebiet nördlich vom großen Atlas äußerst fruchtbar, sogenanntes Tell-Land, worunter die Araber das Gebiet verstehen, welches regelmäßigen, manchmal mehr, manchmal weniger starken Winterregen hat, also innerhalb der Zone des mittelländischen Regenfalles liegt. Auch südlich vom großen Atlas ist noch Regenfall. Wie man auf der Karte sehen kann, bildet die Kette des großen Atlas auf dem 4° westl. L. n. S. einen Knotenpunkt: Djebel Irit al Hari nennen die Marokkaner diese Stelle. Während ein starkes Gebirge von hier nach dem Norden geht, um bei Ras-el-Deir am Mittelmeer zu enden, gehen von hier aus östlich Gebirgsketten, die den sogenannten großen Atlas Algeriens bilden. Nach Südwesten und Süd-Süd-West verlaufen aber von hier zwei Ketten, die nördlichere, der eigentliche Atlas, mit der Endung bei Ger am atlantischen Ocean. Die südliche Kette, von Dr. Lenz sehr passend Gegen-Atlas oder Anti-Atlas genannt, endet ebenfalls am Atlantischen Meer mit dem Cap Nun. Die Ebene, welche zwischen den beiden Gebirgsketten liegt, erhält gleichfalls regelmäßigen Winterregen.

Südlich von diesen Atlasketten beginnt die Sahara, und zwar ohne eine Vorwüste zu bilden, wie das in Algerien der Fall ist. Da aber aus dem Atlas nach dem Süden zu auch bedeutende Flüsse hinabrinnen, so haben wir innerhalb der engen Thäler dieser Flüsse die schönsten Oasen. Im Kleinen ganz so, wie es beim Nil der Fall ist im Großen, nach der Vereinigung des blauen und weißen Nil.

Die hauptsächlichsten nach dem Süden abfließenden Ströme sind der Ued Draa, in seinem Verlauf um ein Drittel länger als der Rhein. Südwärts fließend bis zum 29° nördl. Br., wendet er sich dann nach Westen und ergießt sich südlich vom Cap Nun zwischen dem 28° und 29° nördl. Br. ins Meer. Der Draa ist bis zum Umbug äußerst stark bevölkert, erhält dann aber Zuflüsse nur von der Nordseite, welche Zuflüsse ebenfalls bevölkerte Oasen bilden. Während man früher der Meinung war, der Draa schwemme seine Gewässer nur bis zum sogenannten Debaya-See oder -Sumpf fort, dessen Existenz überdies noch von Niemand nachgewiesen ist, wissen wir jetzt, daß der Draa während des ganzen Jahres Wasser hat bis zu seiner Mündung im Atlantischen Ocean. Darüber besteht gar kein Zweifel mehr.

Als zweiten Fluß, wenn wir östlich weiter gehen, haben wir den Gers, welcher, verschiedene Namen annehmend, direct südlich läuft, um unter dem 29.° n. Br. die politische so wichtige Oase Tafilet, im Mittelalter Sidjelmissa genannt, zu bilden. Bei dieser Bildung verbraucht der Gers oder Ued Tafilet sein ganzes Wasser.

Der dritte vom marokkanischen Atlas südlich gehende Strom setzt sich in echt afrikanischer Weise an seinem Kopfende aus einer reichen Veräftelung zusammen. Der Ger, der Kuetsa, der Figig, sie alle mit zahlreichen kleinen Zweigen kommen bei Igli zusammen, nehmen den Namen Ued Ssaura an und bilden dann die religiös so wichtige und dicht bevölkerte Oase Tuat. Es ist aber kaum daran zu zweifeln, daß Tuat, besonders die Provinzen Gurara, Tsabit und vielleicht auch Timmi, Wasserzuschüsse vom algerinischen Atlas erhält. Es ist nicht ganz sichergestellt, ob die Gewässer sich in Tuat, speciell in Ain Ssala consumiren, oder noch weiter nach dem Süden unterirdisch fortsetzen.

Zwischen dem 35. und 28.° n. Br. — in Tuat erreicht das marokkanische Gebiet mit Taurirt sogar den 25.° 30′ — ist das Klima ähnlich demjenigen in Süditalien, mit der Ausnahme, daß die nach Gibraltar zeigende Landzunge etwas kälter sein dürfte. Natürlich hat die atlantische Küste wegen der stetig wehenden Seewinde eine bedeutende Abkühlung, welche bis nach Süden hinabreicht. So sagt Lampièrre, ein Arzt, der Marokko im Anfang dieses Jahrhunderts besuchte, von Mogador, daß diese

Stadt, obschon sehr südlich gelegen, eine ebenso kühle Temperatur habe wie die Städte des gemäßigten Klimas Europas.

In den Gebirgsketten giebt es selbstverständlich locale Einflüsse. So fand ich gleich nördlich von Uesan, der heiligen Stadt, in den Rif-Bergen das köstlichste Klima auf den Anhöhen. Am Fuße des Atlas und in den Thälern ist es heißer als sonst unter gleicher Breite an den Küsten, während die höchsten Berge während des ganzen Jahres von einer kalten Luft beeinflußt sind, welche an manchen Stellen zum Liegenbleiben des Schnees Veranlassung giebt.

Das Klima im Sus-Thal, also in dem Gebiete zwischen dem großen Atlas und dem Gegen-Atlas, ist etwa dem Tripolitanischen entsprechend.

Draa, Tuat und Tafilet, jene marokkanischen Oasen, haben das heißeste Klima der Welt; sie nehmen Theil an dem allgemeinen Wüstenklima, dessen Hitze sprichwörtlich geworden ist.

Mit Genugthung kann man hervorheben, daß im Allgemeinen das Klima durchaus gesund ist, besonders in der heißen Wüste und auf den Bergketten des Landes. Und wenn auch in einzelnen Gegenden durch sumpfige Beschaffenheit des Bodens fiebrige Krankheiten endemisch vorkommen, so hat das nahe Algerien gezeigt, wie man solche Gegenden durch Canalisation und Baumpflanzungen klimatisch verändern kann. Die Metidja bei Algier war z. B. bis 1850 die ungesundeste Ebene der Welt, wenn auch bekannt wegen ihrer großen Fruchtbarkeit; besonders das Städtchen Buffarik galt als das Grab aller Ansiedler. Jetzt ist die Metidja durchaus gesund und perniciöse Fieber sind ganz unbekannt geworden.

Hemsö, der Jahre lang, wie auch ich, in Marokko lebte, hat denn auch vollkommen Recht zu sagen: „Das Klima dieser ganzen Region (Marokko) gehört zu den schönsten und gesundesten der ganzen Erde überhaupt."

Ueber die geologische Beschaffenheit Marokkos sind wir noch wenig unterrichtet. Hooker, Ball, v. Fritsch und Lenz überschritten den großen Atlas, doch immer nur an einer Stelle; der sogenannte kleine Atlas im Norden, in Marokko schlechtweg Djebel Rif genannt, ist aber geologisch noch gar nicht untersucht worden.*) Im

*) Auch de Toucauld scheint die Rif-Gegend nur gestreift zu haben bei seiner Durchquerung von Marokko von S.W. nach N.O.

Allgemeinen wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die geologische Beschaffenheit der marokkanischen Gebirgsketten ähnlich ist derjenigen in Algerien. Lenz fand bei seinem Uebergang über den Atlas rothen Sandstein, wahrscheinlich der Trias zuzählend und am südlichsten höchsten Rande des Atlas aus eisenhaltigem Thonschiefer gebildet. Ich selbst, der ich im Jahre 1862 den großen Atlas an einer bedeutend östlicheren Stelle überstieg, als Dr. Lenz, auf dem Tisint-el-Rint-Paß, der im eigentlichsten Knotenpunkt des Atlas gelegen ist, fand auf den höchsten Punkten des Gebirges im Quellgebiet der Muluya überall Granit als vorherrschendes Gestein.

Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, Marokko mineralogisch zu untersuchen; bei dem Fanatismus und dem Fremdenhaß der Bewohner hat man aber gründliche Nachforschungen bis jetzt nicht machen können. Daß die westlichen Verzweigungen des Atlas Eisen in sich bergen, steht fest, abgesehen davon, daß diese Berge den Namen Djebel el Hadid (Eisenberge) bei den Eingeborenen haben. Am Südrande des Atlas in der Nähe der Stadt Tarudant bearbeiten die Eingeborenen seit Hunderten von Jahren Kupfergruben, und trotz der primitiven Bearbeitung der Gruben wird noch immer ein erhebliches Quantum von Kupfererz gewonnen. Ebenso beuten die Eingeborenen Antimonlager aus. Das Vorhandensein von edlen Metallen, sowie von Kohlen bleibt noch nachzuweisen, ist aber höchst wahrscheinlich. Auch wird sich vielleicht Steinöl finden. Edle Steine, besonders wundervolle Crystalle, Opal, Achat, Granat, eingesprengt in andere Gesteine, sowie große Marmorbänke und wundervoller Sandstein sind reichlich vorhanden.

Ebenso ist das Land reich an mineralischen Quellen, von denen einige — die aquae Dacicae — den Alten schon bekannt waren. Ueberhaupt war Marokko bis vor wenigen Jahren den Alten besser erschlossen, als es uns im Anfange dieses Jahrhunderts war. Es ist uns aber heute über die chemische Beschaffenheit dieser Quellen noch nichts bekannt. Von einigen wissen wir nur, daß sie thermaler Natur sind. Ich selbst fand auf meiner ersten Reise südlich vom Atlas eine äußerst stark mit Kohlensäure geschwängerte Quelle, welche aber als eine nicht heiße bei den Eingeborenen weiter keine Beachtung fand.

Pflanzlich bringt Marokko Alles hervor, was die warme Zone wachsen läßt, und bedingt durch die Gebirgsformation wachsen auch Pflanzen, die ein kälteres Klima nöthig haben, während anderseits in den Oasen solche gezogen werden können, die nur unter den Tropen gedeihen. Die Marokkaner bauen von Getreiden hauptsächlich Weizen und Gerste, von Hülsenfrüchten Bohnen und Erbsen, und von letzteren wird auch exportirt. Sämmtliche Gemüse werden in der Nähe der von Europäern bewohnten Städte gebaut. Von Obst heben wir Pfirsiche, Aprikosen, gelbe Pflaumen, Feigen und Mandeln hervor, von letzteren wird exportirt. Kirschen, Aepfel und Birnen, sowie Stachelbeeren, Himbeeren und Erdbeeren gedeihen schlecht, die Wärme ist zu groß. Die Weinrebe wird cultivirt, auch Wein gemacht, aber derselbe ist schlecht. Dahingegen hat man in den Oasen die vorzüglichsten Datteln, nicht nur Afrika's, sondern der ganzen Welt. Man hat versucht, Zucker im Susthal anzubauen, es aber beim Versuch bewenden lassen. Aeußerst wichtig ist der Anbau des Oelbaums, von dem nicht nur die Oliven gegessen, sondern selbstverständlich auch Oel gepreßt wird. Als ein nur in Marokko vorkommender Baum soll der Argan, Elaeodendron Argan, ein immergrüner, auf den Gehängen des westlichen Atlas wachsender Schattenspender nicht unerwähnt bleiben. Aus seinen Früchten verstehen die Eingeborenen Oel zu gewinnen.

An Thieren hat Marokko nichts Bemerkenswerthes. Die reißenden Bestien kommen nur noch in geringer Anzahl vor, mit Ausnahme der Hyänen und der Schakale, wenn man diese letzteren noch dazu rechnen darf. Von den Hausthieren ist auch der schlechten Pflege der Bewohner wegen nichts besonders Rühmliches zu sagen. Die so hochgerühmten Berberpferde werden in Europa, wenn der Sultan von Marokko solche den verschiedenen Herrschern schenkt, gewöhnlich nicht sehr günstig beurtheilt. Das Rindvieh ist viel kleiner als in Deutschland und eine marokkanische Kuh giebt kaum den vierten Theil der Milch einer europäischen. Es wird viel Schafzucht im Lande getrieben, die Wolle auch exportirt, aber sie ist nicht erster Qualität. Vorzüglich sind dagegen die Maulthiere und Esel. An kleinerem Wild giebt es Gazellen, Hasen, Rebhühner, Francoline; übrigens auch viele Wildschweine. Jäger haben also Gelegenheit, diesem Sport nach Belieben obliegen zu können.

Marokko hat wenig bedeutende Städte. Die volkreichste und eigentliche Hauptstadt, Fes, am Flüßchen gleichen Namens gelegen, dürfte etwa 80000 Seelen haben. Andere Residenzen im Innern sind Mikeneß und Marokko, von den Eingeborenen Marakisch genannt. Eine vierte Residenz liegt am Atlantischen Meere: Arbat. Andere Städte des Innern sind Uschda, unweit der algerischen Grenze, und das heilige Uesan, Residenz des Großscherif. Südlich vom Atlas liegt die wichtige Stadt Tarudant. Während man von den Oasen Tamagrut als Hauptstadt vom Ued Draa, Abuam mit Rissani mit Recht als Hauptort von Tafilet bezeichnen kann, ist dies für Tuat insofern nicht thunlich, als die Regierung des Sultans von Marokko dort keinen Vertreter hat. In Tuat gilt als wichtigster Ort Ain Ssala, weil der Chef der dort wohnenden Uled Bu Djuda die größte Macht hat.

Während Marokko am Mittelmeer keine einzige Stadt hat, beginnt mit Tanger an der Straße von Gibraltar eine ganze Reihe solcher am Atlantischen Meer gelegener. Die nennenswerthesten vom Norden nach Süden zu sind dann Arseilla, el Areisch, Sela, Arbat, Dar Beida (casa bianca), Asfi und Mogador, welch letzterer Ort von den Eingeborenen Ssuera genannt wird. Der wichtigste Hafen ist Tanger, was Export und Import anbetrifft.

Man hat sich vielfach hier wie auch für die übrigen Berberstaaten daran gewöhnt, die Städtebewohner mit dem Namen „Mauren", „los Moros" u. s. w. zu bezeichnen, als ob ein ethnischer Unterschied bestände zwischen den Städte- und Landbewohnern. Das ist aber nicht der Fall. Allerdings sind die Städtebewohner heller als die Berber und Araber, die draußen leben; aber dasselbe ist bei uns in Europa der Fall und muß in einem Lande, wo die Insolation so stark ist, um so augenscheinlicher hervortreten. Eine andere Lebensweise in der Stadt wie auf dem Lande hat den Städtern — gerade wie das auch in Europa der Fall ist — ein anderes Gepräge gegeben, welches sich besonders in größerer Beleibtheit zeigt, die bei Frauen sogar in Fettleibigkeit zum Ausdruck kommt. Die Städter reden die Sprache der herrschenden Bevölkerung des Landes, das Arabische. Will man also den Namen Mauren, Mohren u. s. w. in Anwendung bringen, einen Namen, der zurückzuführen ist auf die Mauritania



der Alten, dann muß man damit alle Bewohner des Landes bezeichnen.

Die Einwohner Marokkos, welche man auf etwa 3 000 000 Seelen veranschlagen darf, kann man der Hauptsache nach in Berber und Araber zerlegen, zu welchen sodann noch Neger, hauptsächlich repräsentirt durch die sogenannten Buchari, und Juden kommen. Die Berber bilden die Urbevölkerung und sind mindestens durch zwei Drittel vertreten. Sie haben ihre eigene Sprache und bewohnen meist feste Häuser, aber auf den nördlichen Abhängen des Atlas findet man auch solche, die das Zelt bewohnen. Die Berber haben jetzt alle die mohammedanische Religion angenommen, während zur Zeit des Leo Africanus einige Triben von ihnen noch christlich waren. Südlich vom Atlas, besonders in den Oasen, ist die Bevölkerung mit wenigen Ausnahmen berberisch.

Die Araber wohnen nordwärts vom Atlas recht mitten im Lande; im äußersten Norden, also längs des Mittelmeers östlich mit den Beni Snassen, die an Algerien grenzen, beginnend bis nach Tanger hin ist die ganze Bevölkerung wieder berberisch. Uesan z. B. ist unmittelbar im Norden von berberischen Stämmen bewohnt, während von da nach dem Süden zu die Bevölkerung arabisch ist bis zu den Gehängen des großen Atlas.

Die Städtebevölkerung Marokkos kann man als arabisch mit Fug und Recht bezeichnen. Deshalb soll nicht geleugnet werden, daß auch berberisches, negerisches, jüdisches und in den Hafenstädten sogar europäisches Blut in den Adern der Bewohner rollt. Aber da in den großen Volksmittelpunkten die Araber als das herrschende Volk Marokkos stets am zahlreichsten waren, so haben sie die übrigen Völker absorbirt. Die Sprache ist in allen Städten arabisch. Nur die Juden, von denen etwa 60 000 in Marokko sein dürften, durch widerliche Verbote von der muselmannischen Bevölkerung ferngehalten, reden in den meisten Städten spanisch, verstehen natürlich aber auch das Arabische. Dieses Arabisch, vielfach untermischt mit berberischen Wörtern und auch von berberischen Wendungen in grammatikalischer Beziehung beeinflußt, ist bekannt unter dem sogenannten magrebinischen Dialekt, dessen Buchstaben sogar einige kleine Unterschiede vom übrigen arabischen Alphabet aufweisen.

Es ist schwer, ein allgemein zutreffendes Urtheil abzugeben über die körperliche Beschaffenheit und die geistige Veranlagung der Marokkaner. Einmal haben wir es mit zwei Hauptvölkern zu thun, mit Arabern und Berbern, dann mit der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Man darf aber wohl behaupten, daß auf die berberische Bevölkerung alles das zutrifft, was wir von den algerinischen Berbern wissen. Die Berber sind das Volk der Zukunft in Nordafrika, wenn sie auch seit Hunderten von Jahren die Herrschaft der Araber haben ertragen müssen. Die Zukunft ist ihnen schon deshalb gesichert, weil sie weniger von dem religiösen Fanatismus befallen sind, unter welchem das arabische Volk seit nunmehr fast anderthalbtausend Jahren schmachtet. Wo der arabische Einfluß mächtig gewesen ist, wie in den Hauptstädten, haben allerdings manche Berber, indem sie mit Annahme der Sprache des Korans sich für Araber ausgaben, die Nationalität verleugnet. Aber ich habe bei meinem langjährigen Aufenthalt in Marokko auch oft genug vornehme „Brebber", wie sich die Berber selbst nennen, kennen gelernt, die stolz waren auf ihre berberische Abkunft. Und vor Allem gehört den Berbern die Zukunft, weil sie die Arbeit lieben und nicht verächtlich auf sie herabsehen, wie das die Araber thun, welche die Arbeit als einen Fluch betrachten.

Ackerbau, Industrie und Handel liegen in ganz Marokko noch in der Kindheit. Man bestellt den Boden so wie es zur Zeit Abrahams Sitte war, und zwar mit demselben primitiven Pflug. Man kleidet sich so, wie man es zur Zeit der Patriarchen, zur Zeit Jesu Christi that — nichts hat sich daran geändert. Natürlich haben bei den Städtern in diesen Beziehungen Neuerungen stattgefunden, aber das eigentliche Volk ist nicht davon beeinflußt. Man bereitet heute noch dieselben Nahrungsmittel wie vor 1000 Jahren und bedient sich, wie Sidna Mohammed, beim Essen nur der rechten Hand, da die linke Hand bei den Mohammedanern als unrein gilt. „Man bricht das Brod und taucht es mit der Hand in die Schüssel, wie es vor 2000 Jahren Brauch war. Man wohnt unter demselben Zelt, unter welchem Ismael, der Stammvater der Araber, wohnte, und dies Zelt wird, wie vordem, von den Frauen des Stammes aus Ziegen- oder Kameelhaar oder Wolle zusammengewebt. Kurz, in diesem Lande ist Alles so ge-

geblieben, wie es immer gewesen ist: ein Fluch der mohammedanischen Religion.

Die Berber und Araber verstehen wundervolle Teppiche zu machen und sind besonders die der Beni Snassen und die von Arbat berühmt; aber ich bin der Ueberzeugung, daß man sie vor tausend Jahren schon ebenso schön herstellte. Die Zubereitung des Leders, besonders in Asfi oder Saffi, in Tafilet, Marokko u. s. w.*) ist unübertrefflich und hat eine ganze Industrie ins Leben gerufen; aber auch dies ist keine neue Erfindung. Man webt aus Wolle wunderbar feine und schöne Stoffe, verarbeitet sie zu Kleidungsstücken; aber wahrscheinlich verstand man dies schon zur Zeit Mohammeds. Man stellt Waffen her, man arbeitet Gold- und Silbersachen; aber der Löwenantheil dieser Kunstfertigkeit ist in den Händen der Juden. Man stellt Thongefäße her, oft in schönen Formen, ja, in Fez werden sogar Majolicagefäße gemacht, aber Porzellan und Glas muß vom Ausland bezogen werden. In Fez und auch in Tesa webt man sehr schöne, bunte seidene Schärpen, aber die Seide wird vom Auslande bezogen. Ausgeführt von marokkanischen Industrie-Artikeln werden nur Teppiche und Lederwaaren, besonders Schuhe.

Daß die Geldverhältnisse sowie Maß und Gewicht unter diesen Umständen kindlich sind, bedarf kaum der Erwähnung. Als große Münze sieht man in Marokko vorzugsweise das französische Fünf-Frankenstück und den sogenannten „Bu Medfa", „Vater der Kanone", wie die Marokkaner jene alten spanischen Thaler nennen, auf welchen das spanische Wappen von den beiden Herkulessäulen beseitet ist. Die Regierung prägt Silber- und Kupfer-Kleingeld, aber so wenig künstlerisch, daß die Münzen eher wie gegossene als wie geprägte aussehen. Metcal, Ochia, Mosona sind die Bezeichnungen für die Münzeinheiten, obschon Münzen, die diesem Werthe entsprächen, nicht existiren. Die kleinste marokkanische Münze von Kupfer heißt Fils, pl. Flus; sechs von diesen machen eine Mosona, vier Mosona bilden sodann eine Ochia, d. h. Unze, was ebenfalls nur ein gedachter Werth ist. Acht Mosonat oder 2½ Unzen werden durch eine geprägte Silbermünze dargestellt, und 10 Unzen bilden die fingirte Münze Metcal. Die einzige geprägte Geld-

*) Safian, Marocain.

münze, Bendki genannt, im Werthe von aus 2½ Metcal, sieht man sehr selten. Eine Bendki gilt etwa 10 Mark.

Als größtes Gewicht haben die Marokkaner noch den Kintar (quintal), welcher gleich 45,35 kg sein soll. Man hat sodann zwei verschiedene Pfunde, Rotel genannt, eines von 28 Unzen und eines von 16. Man mißt, besonders beim Korn, mit dem Mud, welches etwas über 14 Liter hält. Vier von diesen Mud nennt man Sah. Das Mud wird in halbe und viertel untergetheilt. Das Maß fürs Oel heißt Cula und wiegt voll 22 Pfund. Natürlich hat auch dieses Maß kleinere Unterabtheilungen. Das Längenmaß nennt man Draa, d. h. Arm. In den Städten haben die meisten Kaufleute das halbe Meter als Längenmaß, aber unter der alten Bezeichnung Draa, eingeführt. Auf dem Lande aber hat man immer noch den eigenen Vorderarm als Längenmaß. Natürlich müssen da die Verkäufer, wenn sie nicht zu kurz kommen wollen, vorher ihren Mann genau ansehen, denn wie bei uns gibt es auch hier solche mit langen und kurzen Armen. Eine Draa rechnen die Bewohner vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers.

Selbstverständlich gehen Hand in Hand mit diesen ursprünglichen Zuständen die, welche man Wissenschaft und Kunst nennen könnte, wenn es erlaubt wäre, überhaupt von solchen zu sprechen. Die Malerei und Architectur liegt so darnieder, daß man, was erstere anbetrifft, nur von tüncherhafter Klexerei reden kann. Kommt man von Spanien herüber, wo man in der Alhambra, im Dome von Cordoba höchste Triumphe der sogenannten maurischen Architectur bewundert hat, dann kann man kaum glauben, daß zum Theil die Baumeister von heute von jenen in Andalusien abstammen. Man hat Alles verlernt in Marokko.

Wenn man in Spanien jene großartigen Aquaducte, welche die sogenannten Mauren erbaut haben, staunend sieht, so findet man heute in Marokko keinen Architecten, der im Stande wäre, eine gute Brücke über einen Strom zu errichten. Bilder und plastische Werke zu machen, ist ohnedies den Mohammedanern verboten. Die Construction der Moscheen, der Häuser wird heute in Marokko in erbärmlichster Weise vollführt.

Ebenso traurig sieht es in den Wissenschaften aus. Wenn man heute auf der Straße in Fez auf bloßer Erde einen Doctor der Heilkunde mit einem Feuertopf vor sich sitzen sieht, in welchem

Eisen glühend gemacht werden, als Universalmittel gegen alle Krankheiten und Gebrechen, dann kann man kaum glauben, daß dies der geistige Nachkomme eines Albucasis oder Averroës ist. Oder wenn man in Uesan einen Doctor sieht, wie er einen Koranspruch in unorthographischem Gekritzel auf Papier einem Kranken zum Essen eingiebt gegen Gott weiß was für ein Gebrechen, dann kann man sich kaum denken, daß in diesem selben Lande einst ein Avensoar Leibarzt eines marokkanischen Sultans war. Von Jurisprudenz, von Geographie, von Geschichte findet sich keine Spur. Der Koran enthält alles Wissenswerthe; aber leider verstehen die Wenigsten selbst diesen; höchstens hat man ihn mechanisch auswendig gelernt. Daß die Philosophie keine Pflege in Marokko hat, braucht kaum bestätigt zu werden, und die Poesie beschränkt sich auf die allerbanalste Versemacherei. Hundertmal erzählte Märchen pflegen Abends um den Märchenerzähler unter offenem Himmel immer noch ein zahlreiches Publikum anzusammeln, sieht man sich aber die Zuhörer genauer an, so bemerkt man, daß sie zusammengesetzt sind aus der untersten Hefe des Volkes und aus Kindern. Hört man aber gar solchen Erzählern zu, so wird man bald inne, daß trotz der überwiegenden Zahl der Kinder unter den Zuhörern der Hauptreiz des Vorgetragenen in obscönen Geschichten besteht, welche sich gar nicht wiedergeben lassen.

Natürlich steht die Musik auf einer gleichermaßen niedrigen Stufe. Von einer eigentlichen Pflege derselben ist nicht die Rede Man singt; aber in einem scheußlich näselnden Tone bringt man kakophonische Klänge hervor. Man spielt verschiedene, auch europäische Instrumente, z. B. Violine, Viola, Flöte, aber so, daß jede Concordanz, jede Symphonie von vornherein ausgeschlossen ist. Das Einzige, was man den Marokkanern in musikalischer Beziehung zugestehen kann, ist das Tactiren, und im Tactiren sind sie hinsichtlich der Variation beim Tam Tam unerschöpflich.

Eine hohe Schule gibt es in Marokko nicht mehr. Fes rühmt sich zwar, eine solche in der Karuïn Moschee zu besitzen, aber diese hält absolut keinen Vergleich mit der Kahirinischen el Asar-Universität aus. Es gibt sonst in allen Städten und auch in den größeren Ortschaften Schulen, Medressa genannt. Aber das Lernen beschränkt sich auf mechanisches Auswendiglernen des Korans, auf Buchstabiren und Buchstabenschreiben. Ich habe nur wenige

Leute in Marokko gesehen und kennen gelernt, welche flüssig schreiben konnten, d. h. die Fertigkeit in dieser Kunst sich so weit zu eigen gemacht hatten, daß wir sagen würden, sie können schreiben.

Aus Vorstehendem wird man ungefähr einen Begriff sich machen können, auf welcher Stufe der Civilisation die Marokkaner sich befinden. Man geht daher nicht zu weit, wenn man sie als Barbaren bezeichnet, Halbbarbaren ist zu gut, ist eine Bezeichnung, die sie nicht verdienen. Denn Hand in Hand mit ihrer Unwissenheit geht die moralische Verkommenheit, die Versumpftheit ihrer Ansicht über gut und schlecht.

Es ist wahr, es sind das zwei Begriffe, welche äußerst wechselvoll sind. Denn nichts ist irriger, als von einem ewig Guten und ewig Schlechten, von einem an sich Guten und an sich Schlechten reden zu wollen. Das können nur Solche thun, welche von der Culturgeschichte der Menschheit kein Verständniß haben. Aber die Grundanschauungen der heutigen Marokkaner stehen mit den Anschauungen der Jetztzeit im Widerspruch. Sie halten nicht für gut, was die heutige civilisirte Welt für gut hält, sie halten nicht für schlecht, was wir von unserem heutigen Culturstandpunk aus für schlecht halten.

Den Hauptgrund, weshalb das marokkanische Volk, welches doch vor den Thoren Europas gelegen ist, sich in einem solchen Zustande der Barbarei befindet, müssen wir erblicken in seiner Religiösität. Bei den Marokkanern dreht sich das ganze Leben um den Islam. Keine Handlung, und mag sie noch so banal sein, geschieht, ohne daß man sie mit einem religiösen Schein umgäbe. Und leider besteht die ganze Religion nur in Ausübung von Aeußerlichkeiten, in religiösen Exercitien. Will Abd-Allah seinen Pantoffel anziehen, so sagt er „im Namen Gottes“, betritt er ein Haus, „im Namen Gottes“, hat er aufgestoßen, „Gott sei gedankt“, stolpert er über einen Stein, „Gott verfluche den Teufel“, kurz, kein Gedanke, keine Handlung, ohne Gott anzurufen.

Abgesehen von den Juden bekennen sich alle Marokkaner zum mohammedanischen Glauben, und zwar als Sunniten halten sich alle Marokkaner zum malekitischen Ritus, mit Ausnahme einiger Gemeinden, welche von den übrigen Choms, d. h. „die fünften“ genannt werden. Damit will man ihre Ketzerei andeuten, insofern

die Sunniten nur vier Schriftgelehrte anerkennen, Hanbal, Schaffei, Hanef und Malek, welche Regeln über die beim mohammedanischen Gottesdienst zu beobachtenden äußeren Gebräuche aufstellten.

Aber trotz dieser äußeren Einheit als Malekiten haben sich innerhalb der Gläubigen Marokkos zahlreiche religiöse Genossenschaften gebildet, von welchen eine eine wirkliche Macht erlangt hat. Die Aissaui, deren Patron Jesus Christus ist, zeichnen sich mehr durch ihre Absonderlichkeiten aus, insofern die Chuan oder Brüder dieser religiösen Innung zerhacktes Glas, Kröten und andere widerwärtige Dinge verschlucken, als durch wirkliche Macht. Auch ist die Zahl dieser Aissaui nicht groß. Ebenso sind die Anhänger von Abd el Kader Djellali im Westen von Afrika nicht groß, noch weniger die des Snussi, welcher im östlichen Afrika allmächtig ist, sie haben nur in Tuat einige Chuan.

Der einzige Orden, welcher wirklich von Belang ist, ist der von Mulai Thaib. Dieser Orden ist so mächtig und angesehen, daß der jemalige Schich oder Oberste desselben oft größeren Einfluß besitzt, als der Sultan selbst. Und die Macht desselben erhält sich, erbt sich stets fort, insofern als der Schich ein Scherif, d. h. ein Abkömmling des Propheten Mohammed ist. Es sei mir gestattet, hier einzuschalten, daß die Schürfa (Scherifs) von Hassan und Hussein abstammen, welches die Söhne von Ali und Fathma, der Tochter Mohammeds, waren. Sonstige directe Nachkommen hat der Liebling Gottes, wie die Marokkaner vorzugsweise den Propheten nennen, nicht hinterlassen. Z. B. die Abkömmlinge der Oheime Mohammeds, Abu Bekr, von denen einer der mächtigsten Araberstämme überhaupt ausgeht, die der Uled Sidi Schich, ansässig in Algerien und Marokko, gelten wohl als adelig, aber um in unserer modernen Sprache zu reden, nicht als hochadelig.

Von Hussein nun stammen die Könige Persiens ab, und wenn wir gut unterrichtet sind, auch der Sultan von Sansibar und andere Schürfa Asiens. Das Haus Hassan aber zertheilt sich wieder in zwei Hauptzweige. Der erste umfaßt die Beni Kadr, Beni Hassan, Beni Hascham und Beni Kitada, und dahinein gehören auch die Schürfa von Mekka und Medina. Der zweite Zweig bildet den der Schürfa von Marokko.

In Marokko theilen sich nun wieder die Schürfa in zwei Hauptlinien, die des Sultans von Marokko und die der Schürfa

von Uesan. Letztere, heute vertreten durch den in letzter Zeit so oft genannten Scherif von Uesan, Sidi-el-Hadj-Abd-es-Ssalam, behaupten die ältere Linie zu sein, obschon sie nicht den Thron von Marokko inne haben. Es soll hier nicht untersucht werden, ob diese Ansprüche begründet sind; aber es ist ihnen durch Gründung einer Chuanerie oder Brüderschaft, die der Mulai Thaib, wie schon hervorgehoben worden ist, thatsächlich gelungen, sich über ganz Marokko und einen Theil von Algerien eine Art geistige Suprematie zu erringen. Hierin liegt aber zugleich der Gedanke ausgedrückt, daß die Meinung meines gelehrten Freundes, Mr. Allen, nicht ganz richtig ist, welche derselbe in der Times vom 12. Mai 1884 zum Ausdruck brachte. Herr Allen schreibt nämlich vom Großscherif von Uesan:

„Die erhabene Person ist fast dem Sultan gleich an Rang; in der That, von Vielen wird er noch höher gestellt, denn er ist directer Abkömmling des Propheten, sein Ursprung kann direct auf Ali zurückgeführt werden, Ali dem Neffen und Fathma der Tochter des Propheten. Ihn allein empfängt der Sultan als seines Gleichen und ruft ihn in Nöthen oft zum Beistand herbei, da seine Anwesenheit während einer Insurrection mehr als eine Armee werth ist. Seine Autorität gilt in Indien, Aegypten, Arabien, Tunis, Algerien und in der That in allen mohammedanischen Ländern, in denen er als Chef anerkannt ist."

Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, daß der Sultan Sidi Mohammed, der Vater des jetzt regierenden Kaisers von Marokko, einst den Großscherif während eines Aufstandes einladen ließ, zur kaiserlichen Armee zu stoßen, und daß seine Anwesenheit inmitten derselben in der That genügte, die Revolte im Keime zu ersticken.

Aber der Einfluß des Großscherifs geht nicht über Algerien hinaus. In der Provinz Constantine gibt es keine Sauya der Chuan Mulai Thaib. In Tunis und Tripolis gibt es wohl noch einige Chuan Mulai Thaib, aber der Großscherif von Uesan ist dort eine gänzlich unbekannte Persönlichkeit. In Aegypten hat man nie Notiz von ihm genommen. Ja, bei seiner ersten Pilgerfahrt nach Mekka wurde Sidi-el-Hadj-Abd-es-Ssalam von den Beduinen angegriffen, und nur seinem zahlreichen Gefolge hatte er es zu verdanken, daß er nicht ermordet und ausgeplündert

wurde. Gegen den Großscherif von Mekka konnte er vollends nicht zur Geltung kommen. Dort und in Indien kennt man ihn nicht.

Für Marokko aber hat diese Persönlichkeit die größte Bedeutung. Um so mehr, als der dermalige Sultan ganz wie sein Vater ein Schwächling zu sein scheint.

Mulai Hassan, der Sohn Mulai Mohammeds, der so unglücklich war und gegen Marschall Bugeaud die Schlacht bei Isly verlor, der später mit Spanien nach dem für Marokko so unrühmlichen Feldzug einen fast schimpflichen Frieden schloß, dieser Mulai Hassan hat die ersten Schritte gethan, um die Marokkaner in civilisatorische Bahnen zu lenken. Aber sein guter Wille wird voraussichtlich an seiner Energielosigkeit scheitern. Man erinnere sich nur, daß schon einmal der Versuch gemacht wurde, den Sultan zu vergiften. Um bei den Mohammedanern Reformen einzuführen, bedarf es Männer, die vor Blut und Eisen nicht zurückscheuen. Männer wie Mahmud oder Mehemed Ali. Um aber Reformen nachhaltig durchzuführen, bedarf es eben solcher Nachfolger, denn solche wie Abd-ul-Medjid oder Abbas Pascha schaden nur.

Marokko hat seinen Mehemed Ali noch nicht gehabt. Wird es ihn jemals haben? Wird es nicht bald heißen: zu spät?

Mulai Hassan hat nicht nur mit seinem Volke zu kämpfen, sondern er wird bald wählen müssen zwischen Protection der Engländer, Franzosen und Spanier. Aber am schwierigsten für ihn oder seinen Nachfolger wird es sein, die Marokkaner an den Gedanken zu gewöhnen, mit der Civilisation, mit der Cultur rechnen zu müssen. Es ist wahr, es giebt kaum einen absoluteren Herrscher als den von Marokko. Er ist unbedingter Herr über Leben und Tod aller seiner Unterthanen. Die Grausamkeiten früherer mohammedanischer Herrscher — wir nennen nur Mulai Ismail — sind ja sprichwörtlich. Und doch ist der Sultan abhängig. Nicht nur von Traditionen, die er nicht durchbrechen kann, sondern auch von seiner Umgebung. Von Männern, die Einfluß auf ihn gewonnen haben und ohne die er nichts thut, und dann kommen noch grade wie in den übrigen Hauptstädten der Mohammedaner die widerlichen Haremseinflüsse dazu.

Es ist wahr, Mulai Hassan kann einen ihm unliebsamen Minister auf der Stelle köpfen lassen und gelegentlich wird er

wohl auch Gebrauch davon machen; aber es ist gleich ein anderer wieder da, der dessen Stelle einnimmt. Man glaubt meist, ein despotischer, absolut regierender Fürst könne sich Alles erlauben, mehr wie ein durch eine Constitution eingeschränkter Herrscher. Das ist aber nicht der Fall. Der Despot kann sich in bösen Dingen, in schlechten Neigungen, in launigen Gelüsten allerdings Alles erlauben; aber er darf nicht Gutes thun. Dazu hat er nicht die Freiheit. Ein Despot kann nur mit Schurken über Sclaven regieren. Sobald er die Freiheit, das Gute, den Fortschritt, die Civilisation begünstigen will, wird er daran verhindert.

Der Vater des jetzigen Sultans erlaubte den Juden im Inneren des Reiches, sich beschuhen zu dürfen: er konnte diese Erlaubniß nicht durchsetzen. Verschiedene Würdenträger, die dagegen gesprochen hatten, wurden geköpft. Aber die mohammedanische Geistlichkeit widersetzte sich auch, das Volk ebenfalls. Mulai Mohammed hätte alle Bewohner von Fez decimiren müssen. Sie hätten sich decimiren lassen; aber die Juden würden trotzdem barfuß durch die erbärmlichen Gassen laufen müssen. Sidi Mohammed verzichtete auf seinen Willen. Er mußte es trotz Moses Montefiore, der persönlich 1860 intervenirte. Die Juden von Fes, von Marokko und anderen Städten müssen heute noch barfuß vor jenen elenden mohammedanischen Lumpen erscheinen, die schon seit Langem nicht mehr vor den Thoren Europas geduldet werden sollten.

Der Vater des jetzigen Sultans hatte auch die Absicht, eine regelmäßige Armee einzurichten. Die Schlappen, welche er sich bei Isly und Tetuan geholt, hatten ihn belehrt, daß Fanatismus und religiöser Dünkel allein gegen europäische Heere Nichts auszurichten vermögen. Aber er konnte es nicht durchsetzen, daß europäische Officiere berufen wurden. Wie durfte man auch ungläubigen Hunden gestatten, Gläubigen zu befehlen; jene Christen, welche nicht einmal das Innere des Landes betreten durften, die sollten Mohammedaner commandiren? Bei diesen Gedanken wollten die frommen Theologen schier wahnsinnig werden. Ja, der Sultan konnte es nicht einmal durchsetzen, daß man Eingeborene, also mohammedanische Officiere der sogenannten Tirailleurs indigènes aus Algerien anstellte; sie seien ebenfalls vom Gifte des Christenthums durchtränkt.

Seit der Regierung des jetzigen Sultans hat in Marokko eine Zeit der Meliorationen begonnen. Besonders in den Hafenstädten und vor Allem in Tanger. Wer diese Stadt vor zwanzig Jahren gesehen hat und sie jetzt wieder betritt, wird sie kaum wieder erkennen. Und dennoch werden in dieser Stunde unter den Augen des britischen Gesandten Sir Drummond Hay und der aller übrigen europäischen Generalconsuln und Mächte Sclaven gekauft und verkauft — auf offener Straße.

Einige Strahlen Licht sind durch den dicken Nebel maurischer Mißwirthschaft gedrungen. Zunächst hob man das strenge Gesetz auf, wodurch jedes Minenunternehmen und selbst mineralogische Untersuchungen verboten waren. Als 1878 Sir J. Hooker einen Ferman erhielt, um den Atlas erforschen zu können, war in demselben noch ausdrücklich befohlen, keine geologischen und mineralogischen Untersuchungen anzustellen. Vor einigen Monaten hat aber der Sultan einigen englischen Capitalisten eine Concession ertheilt, nach Kohlen zu graben, und es steht zu hoffen, daß diese Concession erweitert wird, um auch nach anderen Metallen forschen zu dürfen. Die Operationen haben bis jetzt kein Resultat gehabt, aber es ist interessant genug, in diesem Lande der Finsterniß und des Menschenhasses nackte, dunkle Gestalten arbeiten zu sehen unter den Befehlen von Christen.

Auch hat man, wie aus den Berichten der verschiedenen Gesandtschaften, welche an den Hof des Sultans geschickt wurden, zu ersehen ist, angefangen, europäische Officiere zu berufen — darunter befindet sich ein Bruder von Erkmann (Erkmann-Chatrian), daß aber bis jetzt irgend welche nennenswerthe Erfolge aufzuweisen sind, möchte ich nicht unterschreiben.

Ein anderes hoffnungsvolles Zeichen ist, daß sogar zwei Zeitungen jetzt in Tanger erscheinen: Le reveil de Maroc in französischer Sprache und Al Moghreb al aksa (der äußerste Westen) in spanischer Sprache.

Bereits durchläuft heute das Thema „Frankreich und Marokko“ die ganze europäische Presse. Wir haben gesagt, es gäbe drei Mächte, welche das unmittelbarste Interesse an Marokko hätten: Spanien, Frankreich und England. Wenn man in Italien behauptete, auch Antheil an Marokko zu nehmen, wenn man sogar im italienischen Parlament deshalb Interpellationen stellte, so

glauben wir das einfach auf die thatsächliche Sucht der Italiener zurückführen zu dürfen, überall mit dabei sein zu wollen. Wir konnten wohl verstehen, daß Italien in Tunis ein Interesse hatte, ein viel größeres sogar als Frankreich, aber in Marokko?

Es kommen nur die anderen drei Länder in Betracht. Daß Spanien an Marokko das größte Interesse hat, wird stets in Spanien betont. Leider Gottes ist man in Spanien in religiöser Beziehung fast ebenso verblendet, verdummt und verrannt, wie in Marokko. Die Nachkommen der zahlreichen Juden Spaniens, die bei der Vertreibung aus diesem Lande vor 200 Jahren selbstverständlich ihre Nationalität verloren, petitionirten gleich nach dem spanisch-marokkanischen Kriege, um wieder in den Unterthanenverband der Spanier aufgenommen zu werden. Erst in jüngster Zeit hat man in Spanien angefangen, ihren Bitten nachzugeben. Und doch, welch mächtige Handhabe hätte Spanien gehabt, wenn alle in Marokko lebenden Juden anerkannt spanischer Nationalität gewesen wären! Jetzt ist das Verhältniß, wie viele Eingeborene Unterthanen eines europäischen Staates sein können, gesetzlich geregelt.

Spanien glaubt ein gewisses Anrecht auf Marokko zu haben. Es ist wahr, an der Nordküste hat es verschiedene Punkte besetzt, Ceuta, Peñon de Velez de Gomera, die Insel Alhucemas, Necor, Melilla und die Djafarin-Inseln sind immer spanisch gewesen. Auch ist im vergangenen Jahre der durch den letzten spanisch-marokkanischen Krieg an Spanien abgetretene und am Atlantischen Ocean gelegene Ort St. Cruze ausgeliefert worden. Weshalb aber sonst gerade Sanien mehr Anrechte auf ein Land haben sollte, dessen Bewohner in Abstammung und Sprache nichts miteinander gemein und die sich immer als Todfeinde betrachtet haben, ist eigentlich nicht recht erfindlich. Nur eins haben die Spanier gemein mit den Marokkanern: religiösen Fanatismus und Unwissenheit des eigentlichen Volkes. Aber bloß darauf kann man doch keine Ansprüche aufbauen.

Natürlich sind aus dem Umstande, daß die spanischen Küstenpunkte nur mit Verbrechern der schlimmsten Sorte bevölkert sind, sowie daß im Norden von Marokko jene Berberstämme, die man unter dem wenig schmeichelhaften Namen Riffpiraten kennt, wohnen, stetige Reibereien, blutige Kämpfe, ja, im Jahre 1859 der Krieg

entstanden. Insofern hat allerdings Spanien ein gewisses Interesse an Marokko; aber wir möchten die Frage aufstellen, ob Spanien, dieses so schlecht bevölkerte Land, dessen Bewohner zu zwei Dritteln nicht lesen und schreiben können, im Falle einer Eroberung Marokkos imstande sein werde, dorthin die Cultur und Civilisation zu tragen?

Viel ernster sind die französischen Ansprüche. Und man kann nicht leugnen, daß die Franzosen in der letzten Zeit mit großer Klugheit operirt haben. Wie mit Spanien, so hat Marokko noch mehr Streit gehabt mit Frankreich, wenigstens seit der Besitzergreifung Algeriens Seitens der Franzosen. Die ewigen Aufstände in Algerien fanden und finden gewöhnlich ihren Abschluß in Marokko, wohin die Rebellen fliehen und stets sicher sind, von den fanatischen Eingeborenen mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Dazu kommt, daß die Regierung des Sultans im Südosten von Marokko gar keine Autorität hat. Die Oase Tuat erkennt wohl die Oberherrlichkeit des Sultans an, um auf diese Weise vor einer französischen Eroberung sicher zu sein, und ebenso verhält es sich mit Figig, Karsas, Knetsa und anderen kleinen Oasen; aber in der That hat der Sultan dort gar nichts zu sagen. Die Stämme des Atlas sind aber durchaus unabhängig. Der mächtige Stamm der Uled Sidi Scheich, aus dem jener trotzige Sidi Sliman hervorging, lagert halb auf algerischem, halb auf marokkanischem Gebiete. Grenzverletzungen kommen dort fast täglich vor.

Frankreich wünscht eine Grenzregulirung. Vom geographischen Standpunkt aus müssen wir die Forderungen als berechtigt anerkennen. Im Jahre 1875 hatte der Präsident der Geographischen Gesellschaft von Paris, der Vice-Admiral de la Roncière le Noury, den Muth, auf öffentlicher Tribüne in der Salle des Etats in Paris vor einem aus ganz Europa zusammengekommenen Publikum folgende Worte zu reden:

„Wenn die Geographie dem General nützlich ist, so ist sie es in gleichem Maße dem Staatsmanne. Möge dieser sie fragen, sie wird ihm sagen, welches die Grenzen sind, welche Gott den Nationen gestellt hat, und wie die von der Natur gezogenen Barrieren die Gesetze ihres Bestandes in sich tragen, Gesetze,

12*



welche, wenn man sie umstoßen wollte, so viel Blut und Thränen gekostet haben."

Welche Wahrheit liegt in jenen Worten, welche Thränen und wie viel Blut wurde vergossen, bis Deutschland und Frankreich ihre natürliche Grenze bekamen. Jeder Geograph weiß, daß eine natürliche Grenze nur durch ein Gebirge, nie durch einen Fluß gemacht wird. Hier auf dem Kamme der Gebirge scheiden sich die Völker durch ihre Abstammung und Sprache, und hier auch findet man in der Regel andere Pflanzen, Thiere, ja oft ein anderes Klima.

So ist es zwischen Marokko und Frankreich auch. Die Grenze zwischen der algerischen Provinz Oran und der Provinz Udjda ist so unglücklich gezogen, daß man kaum begreift, wie französische Officiere und Beamte in früherer Zeit sie mit den Marokkanern so festsetzen konnten. Die natürlichste Grenze von Norden beginnend ist Ras Deir am Mittelmeer und sodann nach Süden zu dem Kamme der Hauptkette folgend bis zum Djebel Mallag. Südlich vom 32° n. Br. an würde man wohl nur eine ideale Linie als Grenze festsetzen können, etwa dem 2° 30′ westlich v. G. folgend. Dadurch würde allerdings das ganze Muluya-Thal, das Gebiet, welches die Marokkaner Augad nennen, in das Territorium von Algerien hineinfallen. Knetsa, Karsas, Figig und die große Oase Tuat natürlich auch. Aber dadurch würden beide Länder dauernd Frieden bekommen; die Wiege der marokkanischen Sultane, Tafilet, würde Marokko verbleiben, der geheime Herd jedes Aufstandes aber, Figig und Tuat, würde der französischen Botmäßigkeit unterstellt.

Frankreich hat in letzter Zeit äußerst geschickt in Marokko operirt. Es ist Herrn Ordega gelungen, den Großscherif Sidi-el-Hadj-Abd-es-Ssalam zu bewegen, sich unter französische Protection zu stellen. Ob dies eigentlich regelmäßig zuging, soll nicht untersucht werden: es ist geschehen.

Der Großscheriff ist offenbar der merkwürdigste Mann von Marokko. Sohn einer Negerin aus Haussa mit Sidi-el-Hadj-el-Arbi, welcher vor ihm Großscheriff war, zur Zeit, als der spanische General Badia unter dem Namen Ali-Bei-el-Abessi Marokko besuchte, folgte er als einziger Sohn seinem Vater als Scherif el

Dar Demana (Zufluchtshaus, so heißt Uesan) und damit als Chef oder Schich der mächtigen Brüderschaft der Mulai Thaïb.

Ohne besondere Bildung — er kann kaum lesen und schreiben — hat er aber einen klaren Kopf, und bei gutem Unterricht würde er seine geistigen Fähigkeiten zu entwickeln Gelegenheit gehabt haben. Vielleicht würde er auch durch seine fanatische Religion versumpft sein, wenn nicht, als er nach Mekka pilgern wollte, das französische Generalconsulat in Tanger 1856 die glückliche Idee gehabt hätte, ihn einzuladen, sich einer französischen Fregatte zu bedienen. Auf dem Schiffe, dann in Aegypten, lernte er nun zum ersten Male die Christen, ihre Civilisation und ihre so ganz andere Denkungsart kennen. Auch in Mekka wurde ihm klar, daß er, dem man in Marokko stets vorgesagt, er sei der echteste Nachkomme Mohammeds, dem man Gott gleiche Ehren erweisen müsse, gegen den Großscherif von Mekka keine Bedeutung habe, weder an Geld noch an Macht.

Als ich ihn 1860 kennen lernte, stand der Großscherif noch unter dem Eindruck dieser Reise; aber innerlich gährte und kochte es in ihm. Er fing an, europäisch zu denken. Obschon er selbst noch fast von der Göttlichkeit seiner Natur überzeugt war, konnte er darüber Späßchen machen, daß man den Saum seines Kleides küßte. Obschon er selbst glaubte, durch seinen Segen einer Frau Fruchtbarkeit zu verleihen, durch sein Ausspucken diesen oder jenen Kranken von einer Krankheit heilen zu können, konnte er gleich darauf über die Dummheit seiner Landsleute spotten. Einestheils war er fest von seiner Unfehlbarkeit überzeugt, anderseits sagte ihm seine Vernunft, sein gesunder Verstand, daß alles Humbug sei. Es ging ihm wie allen Propheten und Hohenpriestern, zu denen die zahlreichen Mahdis der Mohammedaner ja auch gerechnet werden müssen.

Bei Sidi-el-Hadj-es-Ssalam siegte aber die Liebe zur Civilisation. Er entriß sich dem Schlaraffenleben der Heiligen von Uesan und kam nach Tanger, der einzigen Stadt der Marokkaner, in welcher von europäischer Cultur die Anfänge gemacht sind.

Dieser Schritt war nicht ohne Bedeutung. Der Fanatismus der Schürfa von Uesan ist wie ihre Dummheit grenzenlos. Wenn sie nun auch in der göttlichen Verehrung ihres Oberhauptes sich

zugleich als seine Verwandten selbst ehrten, in seiner Macht ihre eigene Macht sehen konnten, in seinem Einkommen ihre Reichthümer vermehrten, so war doch durch das Uebersiedeln des Großscherif von Uesan nach Tanger ein so wichtiges und altes Herkommen zerstört, und der Umgang des Großscherifs mit den Christenhunden gab unter den Gläubigen so viel Anlaß zu Skandal, daß möglicherweise man dazu schreiten mußte, ihn für wahnsinnig, für besessen zu erklären, man hätte gesagt: Sidi-el-Hadj-Abd-es-Ssalam ist vom heiligen Geist besessen worden. Denn nach dem Glauben der Schürfa kann der Teufel vom directesten Abkömmling Mohammeds keinen Besitz nehmen; also man hätte ihn für erzheilig, für besessen vom heiligen Geist erklärt. Den Anordnungen eines solchen Heiligen braucht man aber nicht zu folgen, man ignorirt seine Befehle. Während meines mehr als jährigen Aufenthalts in Uesan habe ich genug derartige Erzheilige herumlaufen sehen, Vettern des Großscherif, oft vollkommen Verrückte, oft am Säuferwahnsinn Leidende, oft aber nur einmalige Trunkenbolde. Man that ihnen nie etwas zu Leide. Man ging ihnen vorsichtig aus dem Wege. Waren sie nicht gerade tobsüchtig, so flehte man um ihren Segen, waren sie blos ausnahmsweise besoffen, so beehrte man sich, ihnen kleine Geldbeträge zu geben. Waren sie gemeinschädlich, so versuchte man, sich vorsichtig ihrer heiligen Persönlichkeit zu versichern, verletzten oder tödteten sie Jemand, so sperrte man sie ein, aber immer nur auf kurze Zeit

Gleich nach der Uebersiedelung des Großscherifs nach Tanger stutzten die Gläubigen; aber man gewöhnte sich bald daran; jedenfalls konnte ja dieser Schritt nicht ohne Inspiration erfolgt sein. Wer weiß, was Allah mit dem Abkömmling des Propheten noch vorhatte! Da erfolgte das Unerhörte, daß 1873 derselbe sich in der britischen Capelle von Sir Drummond Hay einer englischen Dame antrauen ließ. Natürlich hatte er sich vorher von seinen übrigen Frauen trennen lassen. Dies hätte unter andern Umständen die äußersten Folgen für Sidi-el-Hadj-Abd-es-Ssalam haben können, wenn nicht gleich darauf Frankreich seiner bedurft hätte im Aufstande der Uled Sidi Schich (Bu Amema und Si Sliman). In der That gelang es dem Großscherif, hierbei den Franzosen die wichtigsten Dienste zu leisten. Das brachte selbst bei den Marokkanern neuen Ruhm und neuen Heiligenglanz.

Aber der Riß zwischen ihm und der marokkanischen Regierung wurde immer prägnanter, so daß der Großscherif zu dem noch außerordentlicheren Mittel griff, französischer Unterthan zu werden. Die englische Frau Scherifa äußerte zu einem Interviewer:

„Mein Gatte ist französischer Unterthan geworden. Seine Geduld den Verfolgungen gegenüber war zu Ende. Man hat ihm alle seine Protegés genommen und nur noch unsern Sclaven gestattet zu bleiben; aber diesen hatte mein Mann die Freiheit gegeben“ u. s. w.

In der That kam es so weit, daß die Söhne des Großscherif in Uesan insultirt wurden, aufgestachelt durch den Gouverneur des Sultans. Aber wenn dem französischen Generalconsul Herrn Ordega auch die Genugthuung gegeben wurde, daß der Gouverneur des Sultans in Uesan abgesetzt wurde, so bin ich der festen Ueberzeugung, daß eine solche Insulte nur mit Wissen und Willen der Schürfa von Uesan selbst inscenirt werden konnte. Ich bin der Meinung, der Großscherif hat durch seine Heirath mit einer Christin, durch sein Nachsuchen, in den französischen Unterthanenverband aufgenommen zu werden, und dadurch, daß er seinen Kindern, die der Ehe mit der englischen Scherifa entsprossen sind, eine europäische Erziehung geben läßt, ausgespielt. Er wird als erzheilig erklärt werden beim Sultan, bei den Schürfa und beim Volke.

Aber trotzdem ist dadurch, daß Sidi-el-Hadj-Abd-es-Ssalam Franzose geworden ist, der Einfluß Frankreichs ein ungeheurer geworden. Man bedenke nur, daß der Großscherif der größte Grundbesitzer, der reichste Mann von ganz Marokko ist. Wenn auch seine Bareinkünfte im Jahre 1861, als ich bei ihm weilte, kaum mehr als 25,000 fr. betrugen, wie er mir selbst mittheilte, so ließe sich aus seinem Besitze bei europäischem Betriebe mindestens das Hundertfache herausschlagen. Wenn nun auch die Schürfa von Uesan den Großscherif als unzurechnungsfähig aller seiner liegenden Güter verlustig erklären können, oder wenn der Sultan, der doch auch Scherif ist, ja, der sogar nie bis heute zugegeben hat, daß der Großscherif directer von Mohammed als seine eigene Linie abstamme, ihn ebenfalls aller seiner Güter verlustig erklärt, was kümmert ihn das? Jetzt absolut nichts. Denn einen Fran-

zosen wird man nicht ohne Weiteres seiner Güter berauben dürfen. Welche Handhabe für die französische Regierung, sich in die inneren marokkanischen Angelegenheiten zu mischen.

Ob Sir Drummond Hay, der britische bevollmächtigte Minister, klug daran gethan hat, des Großscherifs Gesuch, britischer Unterthan zu werden, zurückzuweisen, läßt sich von hier aus schwer beurtheilen. Ohne sich mit dem Sultan zu verfeinden, konnte er es nicht. Frankreich oder Herr Ordega hatte eine solche Rücksicht nicht zu nehmen. Aber Sir John ist vollkommen von der marokkanischen Regierung abhängig. „Sir John Hay is part and parcel of the machine at the court of the Emperor", sagt in einem vom 18. Juni 1884 an die Pall Mall Gazette gerichteten Brief one who has lived in Morocco.

Sir John Drummond Hay ist seit beinahe vierzig Jahren der britische Repräsentant. 1845 wurde er General-Consul, 1847 Chargé d'Affaires, 1860 Minister-Resident und 1872 bevollmächtigter Minister. Vor ihm war sein Vater dort im Amt, und da Sir John ganz jung nach Marokko kam, spricht er die Sprache wie die Eingeborenen selbst. Wie man sagt und wie Sir Johnes selbst einem Times-Interviewer im Frühjahr dieses Jahres bestätigte, gedenkt er sich bald aus dem Dienst und nach England zurückzuziehen*).

Das könnte man allerdings gegen den britischen Repräsentanten sagen, daß er, um bei großen Fragen seinen allmächtigen Einfluß auf den Sultan zu wahren, denselben niemals zu Reformen drängte. Daß man jetzt noch, wie ich Eingangs dieses Aufsatzes erwähnte, in Tanger unter den Augen der europäischen Mächte Sclaven verkauft, das schieben die Engländer Sir John in die Schuhe. Und zwar eine mächtige Partei in England thut es. Aber hätte er auf Abolition gedrungen, so hätte er seinen Einfluß verloren.

England, so scheint es, hat das größte Interesse daran, Marokko in seiner dermaligen Verfassung intact zu halten. Der Handel, Import und Export, ist größtentheils in Händen Englands. Die beiden Mächte, welche am meisten Marokko bedrohen, sind Frankreich und Spanien. Was Deutschland anbetrifft, so hat Fürst Bismarck durch die Errichtung eines Generalconsulats in

---

*) Das ist bereits geschehen, Sir Drummond Hay hat seinen Abschied genommen und erhalten.

den siebenziger Jahren bewiesen, daß das Reich, wie überall auf der Erde, die Interessen der Deutschen beschützt, und da große außereuropäische Fragen — und eine solche könnte die marokkanische werden — nicht an Ort und Stelle entschieden werden, sondern in Europa, so kann Deutschland vollkommen ruhig sein. Sollten Deutschlands Interessen dort berührt werden, dann werden sie auch gewahrt werden, und zwar in bester Weise. Bis jetzt aber sind Deutschlands Interessen in Marokko nur allgemeiner Natur.

Die marokkanische Armee.

Von allen Ländern, welche um das alte Culturbecken, das Mittelmeer, gelegen sind, ist Marokko am wenigsten von der Civilisation berührt worden. Am deutlichsten geht dies aus den militärischen Zuständen des Landes hervor. Noch heute ist dort ein beständiger Krieg Aller gegen Alle; der Regierung gegen das Volk, des Volkes gegen die Regierung. In Marokko geht jeder Mann bewaffnet. Selbst in den stets von Europäern besuchten Städten, wie Tanger, Dar-beida, Ssuera (Mogador), geht kein Kaufmann in die Bude des Bazars, ohne einen Dolch einzustecken, und viele versehen sich auch noch mit einem alten Terzerol. Auf dem Lande aber verläßt Niemand sein Zelt, ohne die lange Steinschloßflinte über den Rücken zu werfen; ja in manchen Gegenden wird mit der Flinte auf dem Rücken gepflügt.

Dies ist bezeichnend für alle Verhältnisse. Jeder ist Soldat und Herr seiner Handlung, so weit er es in seiner Macht hat. Aber nicht Jeder kann thun, was er will, denn das Wort „Macht geht vor Recht" hat hier noch seine vollste Bedeutung. Der Stärkste thut natürlich, was er will.

Einer Armee nach europäischem Muster erfreut sich Marokko erst seit den letzten Jahren, obwohl man schon nach dem Frieden mit Spanien 1861 eine stehende Armee zu schaffen versuchte. Da man aber damals aus religiösem Hochmuth christlichen Officieren die Organisation und Leitung der zu errichtenden Truppe nicht anvertrauen mochte — wie hätte ein ungläubiger Hund auch Gläubige commandiren können! — so fiel dieser Versuch recht kläglich aus. Die vier Bataillone, welche der zu jener Zeit regierende Sultan Sidi Mohammed ben Abd-er-Rhaman-ben-

Hischam errichten ließ, schienen eher aus Comödianten als aus Soldaten zusammengesetzt zu sein.

Wenn wir nun auch in jüngster Zeit erst reguläres Militär in Marokko vorfinden, so umgaben sich doch vorher die marokkanischen Kaiser mit einer Art von Leibwache.

P. de Saint Olou, dessen Reisebericht über Marokko in Amsterdam 1645 erschien, sagt p. 118:

„Obschon dieser Prinz (d. h. der Kaiser von Marokko) gar kein reguläres Militär besitzt, hat er nichtsdestoweniger eine gewöhnliche Wache von 300 oder 400 Schwarzen, welche mit sehr schweren Musketen bewaffnet sind ꝛc. ꝛc.“

Von der Flotte erwähnt Olou, sie bestände aus einem Dutzend kleinerer Schiffe, aber ein jedes mit 200 Matrosen bemannt und mit zwanzig Kanonen versehen; die Hälfte davon sei Eigenthum des Sultans, die anderen gehörten Privaten. Die Schiffe dienten nur zur Piraterie, und die europäischen seefahrenden Nationen, welche, mit alleiniger Ausnahme von Preußen*), alle an Marokko Tribut zahlten, lieferten diesen in Gestalt von Schiffsbauholz, Munition ꝛc.

In einem Anhange zu Oloff Agrell's Reise, die derselbe ca. 150 Jahre später an den Hof von Marokko unternahm, wird von dem Renegaten Sid-Driß**) die Heeresmacht Marokkos angegeben auf 24,000 Neger, welche unter sechs Oberbefehlshabern standen und vom Sultan Kleidung und Gewehre und nach Umständen von Zeit zu Zeit auch etwas Geld erhielten. Die ganze Kriegsmacht zählte daher, wie Sid-Driß behauptet, 36,000 Mann, zwei Drittel davon Reiter. Die Seemacht soll nach Sid-Driß um die Zeit bestanden haben aus einer Fregatte mit 30 sechspfündigen Kanonen, zwei Fregatten mit 24 sechspfündigen Kanonen, sechs Fregatten mit 16 vierpfündigen Kanonen, einer Fregatte mit 18 vierpfündigen Kanonen, einer Galiotte mit 10 vierpfündigen Kanonen, sieben Galiotten mit 6 dreipfündigen Kanonen und sechs Galiotten mit 2 dreipfündigen Kanonen. Außerdem soll Marokko um die Zeit noch ein ganzes Geschwader von einigen ebenfalls mit kleinen Kanonen armirten Schebecken, Galiotten und Schaluppen besessen

---

*) Auch als Königreich hat Preußen nie Tribut bezahlt.

**) Sid-Driß war ein Mainzer, Namens Ségur.

haben. Da aber diese, wenn schon so genaue Zahlenangabe keineswegs von Agrell selbst stammt, so glauben wir wohl mit Recht behaupten zu dürfen, daß sie alle auf echt marokkanische Weise — nirgends wird mehr gelogen und gefabelt als in Marokko — übertrieben sind. Und hierin macht auch nicht einmal Lemprière unser Urtheil wankend, welcher ungefährt um dieselbe Zeit Marokko besuchte und so ähnliche Angaben macht, daß man meint, Sid-Driß habe sie ihm zugeflüstert.

Gräberg di Hemsö, welcher 1834 unter dem Titel Specchio, geografico e statistico dell' impero di Marocco ein Buch über Marokko herausgab und in seiner Eigenschaft als toskanischer Consular-Beamter über einigermaßen sicheres statistisches Material verfügen konnte, sagt, daß zu seiner Zeit Marokko über ca. 15 bis 16000 Mann besessen habe, von denen 7—8000 Neger gewesen seien. Von der Flotte berichtet Gräberg, daß sie aus drei Briggs bestände, oder Galiotten, mit zusammen etwa 40 Kanonen, und aus dreizehn Kanonenboten. Gräberg berichtet auch, daß die Soldaten jährlich zwei Hemden, ein paar Hosen, einen Kaftan aus rothem Tuch und ein Salhem (Turban) bekämen. Außerdem als Lohn täglich vier Mosonat*). Natürlich liefert der Sultan auch die Waffen. Mit Ausnahme der Atlasbewohner hatte man schon 1830 keine mit Lanzen Bewaffnete mehr in Marokko. Aber dreißig Jahre später, 1862, begegnete ich auf dem Großen Atlas Kriegern, welche noch Lanzen trugen.

Bei der Kargheit des Soldes muß man immer bedenken, daß die Geldwerthe in Marokko ganz andere sind als bei uns. Selbst heute noch dürfte man im Innern des Landes für 5 Pfennig ebenso viel an Lebensmitteln, namentlich Früchten, kaufen können, als bei uns für 50 Pfennig.

Gräberg giebt uns auch eine Uebersicht der marokkanischen Festungen und die Namen derer, in welchen Garnison gelegen sei. Wir können darüber hinweggehen mit der Bemerkung, daß alle marokkanischen Ortschaften mit halb in Ruinen liegenden, etwa doppelmannshohen Mauern umgeben sind, immerhin gut, um

*) Eine imaginäre Münze, bestehend aus vier Fluß, Plural von Fils, welches die kleinste Kupfermünze Marokkos ist. Eine Mosona ist kaum 5 Pfennig.



bewaffnete Eingeborene abzuhalten, aber kaum stark genug, um einer Beschießung mit Zündnadelgewehren zu widerstehen. Von Festungen in unserem Sinne kann also in Marokko gar nicht die Rede sein.

Dreißig Jahre nach Gråberg di Hemsö war ich in Marokko, und später, in meiner Eigenschaft als Militär, sogar Leibarzt des damals regierenden Sultans, welchen soeben Spanien und früher bei Isly schon Bugeaud geschlagen hatte; so konnte ich mir einen genauen Einblick in die militärischen Verhältnisse dieses Landes verschaffen.

Die stehende Macht des Sultans bestand 1862 aus etwa 4000 auf's bunteste costümirten Infanteristen. Der Sultan glaubte ein reguläres Heer zu besitzen, falls er beliebige Leute auf europäische Art einkleiden ließ, und so sah man denn die Uniformen aller europäischen Armeen vertreten. Gemeinsam war allen nur der rothe Fez und die gelben Pantoffeln. Auch hatte man angefangen, kurze bis an die Knie gehende Hosen einzuführen, da es den Arabern und Berbern schier unmöglich schien, sich an lange zu gewöhnen. Diese Infanterie bestand aus vier, je von einem Agha commandirten Bataillonen, und jedes Bataillon wieder aus vier Abtheilungen oder Compagnien, denen ein Kaid (Hauptmann) vorstand, wogegen noch kleinere Abtheilungen ein Kalifat el-kaid (Statthalter oder Stellvertreter des Kaïd, also Lieutnant) und ein Mkademat (Plural von Mkadem, etwa bei uns Unterofficier, sonst aber eigentlich Intendant) befehligte. Die Mannschaft selbst bestand aus Berbern, Arabern, Negern und spanischen Renegaten, welche letzteren aus den spanischen, an der marokkanischen Küste belegenen Präsidios Ceuta, Peñon &c. stammten.

Die Bewaffnung bestand aus alten französischen Steinschloß-Gewehren, fast alle mit der Jahreszahl 1813. Das Commando geschah in türkischer Sprache, was die große Unzuträglichkeit mit sich brachte, daß die Leute Alles nur mechanisch machen lernten, denn kein Mensch, weder Officiere noch Soldaten, verstand Türkisch. Jede Compagnie besaß eine Fahne, jedes Bataillon auch, aber eine etwas größere. Je nach der Vorliebe der Befehlshaber für diese oder jene Farbe war die Fahne roth, grün, gelb oder blau.

Der gemeine Soldat bekam 6 Mosonat tägliche Belohnung, woraus wir also ersehen, daß seit dreißig Jahren eine Lohnerhöhung von 2 Mosonat stattfand. Die höher Gestellten erhielten

auch nicht viel mehr; Aghas oder Bataillonscommandeure nur etwa 2 Francs täglich, außerdem aber vom Sultan Pferderationen, Korn, Aecker, Vieh, und die Gelder der von ihnen beurlaubten Soldaten flossen natürlich ebenfalls in ihre Taschen. Von 1000 Mann, welche ein Agha haben sollte, waren höchstens stets 800 zur Stelle. Die 200 Fehlenden wurden aber mit aufgeführt und vom Amin el Ascari, d. h. vom Zahlmeister, täglich der Sold derselben in Empfang genommen.

Man wird sich übrigens einen Begriff von der militärischen Tüchtigkeit dieser regulären marokkanischen Armee machen können, wenn ich erwähne, daß die aus den verschiedensten Ständen und Schichten hervorgegangenen Soldaten freiwillig dienten; daß sie sich aus den größten Taugenichtsen des Landes zusammensetzten; daß fast ein Drittel aus Knaben von 15 bis 20 Jahren bestand; daß der eine Bataillons-Commandeur früher Seidenhändler in Fez war; daß Hadj Asus — so hieß dieser Agha — auf seiner Pilgerreise nach Mekka plötzlich den kriegerischen Beruf in sich erwachen fühlte und bei seiner Rückkehr nach Fez das Glück hatte, vom Sultan zum Bataillons-Commandeur ernannt zu werden. Seine ganzen Kenntnisse bestanden aus einigen, in Aegypten auswendig gelernten türkischen Commandos. Selbst exercirt hatte er nie. Der zweite Agha, ein französischer Proscribirter, Si-Hammuda geheißen, aus Algier stammend, handhabte, ehe er in Marokko sich das Schwert wählte, zu Algier die Elle. Der dritte Agha, ein Tunesier, wußte, wie es schien, selbst nicht, wie er Bataillons-Commandeur geworden sei. Der vierte, früher Kaid eines Bergstammes, hatte allein etwas Martialisches. Erwähnen will ich noch, daß eines Tags ein Akrobat, ein von Sus (Provinz in Marokko) stammender Seiltänzer, derart den Sultan durch seine Leistungen entzückte, daß dieser ihn auf der Stelle zum Hauptmann ernannte. Warum auch nicht? Der Sultan konnte ihn ebenso gut auch zum Minister, ja zum Kriegsminister avanciren lassen.

Die Cavallerie machte einen entschieden günstigeren Eindruck. Maghazeni wird der Reiter genannt, der Soldat dagegen el-askar. Es mochten damals c. 18000 besoldete Reiter in Marokko sein, größtentheils stets in der Umgebung des Sultans, zum Theil aber in den verschiedenen Städten des Landes. Die Cavalleristen

bekamen als Lohn zwei Mosonat mehr als die Infanteristen. Die Pferde stellte der Sultan. Die Waffe aller Cavalleristen bestand in einer langen Flinte und einem Säbel, an einer Schnur, welche von der linken Schulter zur rechten Seite herabhing. Von Exercitien, Reglements 2c. war bei der Cavallerie noch weniger die Rede als bei der Infanterie. Eigentliche bestimmte Commandos gab es überhaupt nicht, wenn aber commandirt wurde, geschah es bei der Reiterei in Arabisch.

Nach dem Kriege mit Spanien hatte sich der Sultan auch Feldartillerie zugelegt. Er mochte etwa 50 Kanonen besitzen, aber alle verschiedenen Calibers, zum Theil ein Geschenk von europäischen Mächten, zum Theil erstanden. Aber, ebenso schlecht berathen wie bei seinen übrigen militärischen Ankäufen, erhielt er nichts Ordentliches. Unter den Officieren bemerkte ich einen Deutschen, seines Standes früher in Deutschland Maurer, der bei der bayrischen Artillerie gedient hatte. In Marokko bekleidete er den Rang eines Kaid el tobbjieh, d. h. er war Artillerie-Hauptmann.

In Kriegszeiten kann der Sultan alle Mann des Reiches aufbieten, denn gegen äußere Feinde, besonders aber gegen Ungläubige, d. h. Juden, Christen und solche, die gar kein „Buch" haben, muß jeder Gläubige kämpfen, wenn der Hakem el mumenin (Beherrscher der Gläubigen), wie der Sultan von Marokko sich nennt, ruft. Es darf daher wohl ohne Uebertreibung gesagt werden, daß Muley-el-Abbes im marrokkanisch-spanischen Kriege 100 000 Soldaten zur Verfügung standen, und kaum eine geringere Zahl bei Isly unter den Befehlen Sidi Mohammed's gegen die Franzosen unter Marschall Bugeaud focht.

Während in den Anfängen der sechziger Jahre von der einstmals keineswegs unbedeutenden marokkanischen Kriegsflotte wenigstens noch Ein Wrack aus dem Ued Kus hervorragte — die Flotte der Marokkaner wurde 1829 von den Oesterreichern, unter dem Admiral Bandiera, zerstört — berichtet uns im Jahre 1881 Herr Durham Trotter, captain 93, Highlanders, der die britische Gesandtschaft nach Fes begleitete, daß er die letzten Reste der marokkanischen Flotte in Gestalt von einigen Schiffesrippen aus dem Sande des Ued Kus hätte ragen sehen.

Aber auch sonst scheint sich nicht viel verändert zu haben. Der Fortschritt ist in Marokko kaum zu bemerken. Mit größtem Widerstreben bequemt sich der Sultan zu Neuerungen, und aus dem Volke heraus geschieht gar nichts: Dummheit und der von derselben unzertrennliche Fanatismus verhindert das.

1876 berichtet Amicis*), welcher die italienische Gesandtschaft nach Fez begleitete:

„Welche Soldaten! Greise, reife Männer, Knaben von fünfzehn, elf, ja von neun Jahren, in Scharlachanzügen, mit nackten Beinen, mit gelben Pantoffeln**), ohne Größenunterschied aufgestellt, in einer Reihe, und vor derselben aufgestellt die Officiere. Sie präsentiren, ein jeder wie er will, die rostigen Gewehre mit ihren verbogenen Bajonetten. Der eine hat den Fuß vorgesetzt, der andere steht breitbeinig, der hat sein Haupt gesenkt, der aber auf die Seite geneigt. Einige haben sich ihr rothes Jäckchen auf den Kopf gelegt, um sich besser gegen die Sonnenstrahlen schützen zu können 2c. 2c."

Etwas günstiger urtheilt Pietsch***), welcher einige Jahre vorher mit der deutschen Gesandtschaft unter dem so hoch verdienten Dr. Weber die Hauptstadt des Landes besuchte. p. 219 u. weiter sagt Pietsch: „der Bestand der regulären Infanterie in Fez betrüge etwa 2000 Mann, eine Batterie von 4 Kanonen und ein Elitecorps von Reitern." Dann einige Seiten weiter berichtet er über die Exercitien der Marokkaner Folgendes:

„Der General der Infanterie, ein alter weißbärtiger Neger, mit weißem Turban, in violetter Jacke, Pluderhosen und gelben Stiefeln, leitete, an den Fronten auf- und abreitend, die Evolutionen. Sie bestanden zunächst in einer Formation der langen Reihen zu Abtheilungen von je zwei Gliedern. Was diese dann vor uns aufführten, könnte man als einen Vorbeimarsch in Zügen bezeichnen. Er geschah in verhältnißmäßig größerer militärischer Ordnung und Regelmäßigkeit, als wir es irgend zu sehen erwartet hatten. Vor jedem dieser Züge schritt der Träger eines Fähnleins (bald gelb, bald roth, bald grün), das in dem Lauf der Flinte

*) Marocco di Edmondo de Amicis, Milano 1876, p. 252.

**) Also im Anzug 2c. hatte sich seit meiner Anwesenheit nichts geändert.

***) Marokko, Briefe von der deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1878, von Ludwig Pietsch, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.



steckend getragen wird, mit einem Mann zu jeder Seite; dahinter gewöhnlich mit einem Tambourmajor vier junge Burschen als Tambours, die ihre flachen Trommeln mit den gehörigen Aplomb zu traktiren verstehen. Ein Officier, bald einer jener beturbanten Agas, bald einer mit Fez und papageibunter Jacke und Pluderhosen, nackten Unterschenkeln und in Schlapppantoffeln marschirt auf dem linken Flügel und giebt sich ganz die Airs eines europäischen Drillmeisters, der streng aufpaßt, daß „die verfluchten Kerls" Richtung halten. Mit letzterer sieht es allerdings bei diesen armen schäbigen, mit krummen nackten Knieen und in schlappenden Schuhen marschirenden, braunen Burschen noch übel genug aus ꝛc. ꝛc.

Der schon erwähnte Durham Trotter*), dessen Berichte, als aus militärischer Feder kommend, wir besonders beachten müssen, sagt uns in seinem Buche p. 113, das jetzt die marokkanische Infanterie von einem Engländer, namens Kaid Maclean, commandirt wird, außerdem ein französischer Officier, Mr. Erkmann, ein Neffe des Autors von „le Conscrit," sowie ein französischer Unterofficier in der marokkanischen Armee dienen. Aber abergesehen von 200 marrokkanischen Soldaten, welche eine Zeit lang in Gibraltar ausgebildet wurden, sagte Sir Drummond Hay, der britische Gesandte, dem Sultan, von diesem um seine Meinung gefragt, geradezu, aber doch wohl fußend auf Mr. Trotter, daß der Zustand der Armee sehr wenig zufriedenstellend sei, und daß, abgesehen von einigen disciplinirten Truppen, alle übrigen aus Janhagel (rabble) beständen.

Herr Trotter reichte sodann einen Bericht über die marokkanische Armee ein, aus dem wir das Wesentliche hier wiedergeben**).

1. Die Zahl der inspicirten Regimenter war vierzehn***). Die Gesammtzahl der Mannschaft wird sich auf 2000 belaufen haben, abgesehen von 200 Knaben, zu schwach, um Flinten tragen zu können, und etwa 300 Officieren und Ueberzähligen.

2. Die Gewehre — einige von ihnen sehr alt und mit Steinschloß — sind in ihrem jetzigen Zustande dienstuntauglich,

*) Our Mission to the court of Marocco in 1880, by Ph. O. Trotter, Edinburgh 1881.

**) Appendix E. p. 303.

***) Die Regimenter müssen sehr schwach gewesen sein, und wir würden einer solchen Abtheilung diesen Namen nicht geben.

ausgenommen die Martini Henry, die in gutem Zustand zu sein scheinen, von denen aber bei der Parade nur 60 gezeigt wurden. Es ist möglich, daß einige amerikanische Gewehre und andere verhältnißmäßig neueren Datums von einem tüchtigen Waffenschmied wieder hergestellt werden können.

3. Die Uniformirung hatte keine bestimmte Anordnung und der Stoff war schlecht. Die neue Kleidung schien aus Zeug gemacht zu sein, welches sich durch wenig Haltbarkeit auszeichnete.

4. Nur das englische Lederzeug ist gut*).

5. Die marokkanischen ledernen Patrontaschen sind gut, bedürfen aber, um sich zu halten, der Wichse. Die ausländischen Patrontaschen sind unbrauchbar, nur die englischen sind gut.

6. Der marokkanische Ledersack könnte gut verwandt werden als Tornister.

7. Man bemerkte, daß viele Soldaten keine Schuhe, kein Lederzeug, keine Bajonette oder Quasten und Bajonettscheiden hatten, und daß die Aexte — das einzige Geräth, welches Pioniere besaßen — unbrauchbar waren.

An einer anderen Stelle p. 233 ist Trotter erstaunt über die Geschicklichkeit der marokkanischen Soldaten und vergleicht sie mit den Regimentern der Eingeborenen Indiens. Er hat nichts dagegen, daß ein Franzose die Zahl der marokkanischen Streiter auf 500 000 Mann angiebt, da in Marokko jeder Erwachsene eine Flinte und ein Messer besäße. Und Trotter meint, daß, falls in Marokko selbst der Kampf um den Besitz des Landes ausgekämpft würde — er ist davon überzeugt, daß die Franzosen es gern in ihr algerisches Gebiet mit hereinziehen möchten — der Beistand der marokkanischen Armee nicht zu unterschätzen wäre.

Im Verein mit einer europäischen Macht, mag sein, allein aber ist die marokkanische Armee, trotz des günstigen Trotter'schen Urtheils, sicher nichts werth. Die Zeiten sind vorbei, wo der Fanatismus die Leute zu Todesverachtung begeisterte. Jetzt ist der Religionshaß nur noch fähig, sich durch Gemeinheiten gegen

*) Es versteht sich von selbst, daß man auf dies specifisch englische Urtheil, sowie auf das in Nr. 5 kein Gewicht zu legen braucht. Aber vom englischen Standpunkt aus berührt es wohlthuend und patriotisch. Ein Engländer läßt nie etwas auf seine Landsleute kommen, bevorzugt sie, wo er kann, was leider von den Deutschen noch nicht behauptet werden kann.

Andersdenkende zu äußern, vielleicht, wie jüngst in Alexandrien, zu blutdürstigen Thaten, zu Raubmord anzustacheln, aber gegen Männer zu kämpfen vermag der Marokkaner so wenig wie es die Aegypter vermochten. Damit soll nicht geleugnet werden, daß physisch der Marokkaner besser veranlagt ist als der Aegypter. Letzteren hat die vieltausendjährige Sclaverei vollkommen entnervt. In Marokko blieb aber immerhin die Hälfte der Einwohner frei und unabhängig und konnte bis auf den heutigen Tag nicht dem Joche der Schürfaherrschaft unterbeugt werden. Aber auch diese freien Stämme Marokkos, die Riffpiraten, und die vollkommen unabhängigen Stämme des Großen Atlas sind wohl als Räuber, Mörder und Diebe der vollendetsten Art zu bezeichnen, aber das, was schon die alten Römer unter dem Namen „Krieger" verstanden, das, was wir heute, namentlich in Deutschland, im edelsten und vornehmsten Sinne des Wortes unter „Soldaten" verstehen — das sind die Marokkaner nicht. Nicht die Berber, die Araber, die Neger, die Mischlinge oder gar die durch langjährige Unterdrückung entnervten Juden. Andere Völker giebt es aber in Marokko nicht.

Beitrag zur Geschichte der Medicin und medicinischen Geographie Marokko's.

Nichts ist undankbarer, als über ein Land schreiben zu wollen, von dem alle statistischen Nachrichten fehlen. Und das ist in der That mit Marokko der Fall. Wir wissen nicht, wie groß das Reich ist, die Angaben der Einwohnerzahl schwanken zwischen zwei und acht Millionen Seelen. Es mangeln alle Anhaltspunkte, um mit Sicherheit angeben zu können, so viele der Bewohner sind Eingeborene, so viele gehören den von Asien eingewanderten Arabern an. Es ist bekannt, daß viele Juden in Marokko wohnen, daß sie zum Theil direct aus Palästina herwanderten, zum Theil aus Spanien vertrieben dahin gekommen sind, namentlich unter der Regierung Ferdinand des Katholischen und der Königin Isabella. Wir finden auch zahlreiche Schwarze in Marokko und wissen, daß sie vorzugsweise den Bornu- und Haussa-Ländern angehören, ja wir dürfen wohl

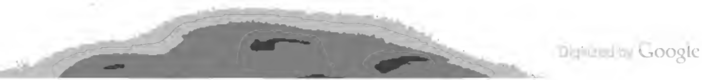
vermuthen, daß auch die Völkerwanderungen und die wechselnden Regierungen im Lande Spuren zurückgelassen haben, aber es fehlen darüber alle Anhaltspunkte.

Demnach würde gerade Marokko in medicinisch-geographischer und anthropologischer Beziehung eins der wichtigsten Länder der Erde sein, wie überhaupt die Länder, wo so verschiedene Rassen, wie Schwarze und Weiße es sind, zusammentreffen, und wo zugleich die Topographie des Landes erlaubt, diese Untersuchungen auf der breitesten Grundlage auszuführen. Leider giebt es aber in diesem Lande, welches nicht nur von allen berberischen Staaten die größte Küstenentwickelung, das längste Gestade besitzt, dessen Gebirge so hoch ist, daß die höchsten Gipfel während des ganzen Jahres Schnee haben (Gletscher giebt es in Marokko nicht), dessen Küsten von zwei verschiedenen Meeren bespült werden — in einem solchen Lande giebt es nicht einmal eine einzige meteorologische Station, so daß man wenigstens durch diese zu Schlüssen auf klimatische Verhältnisse kommen könnte, welche auf einer Reihe wissenschaftlicher Beobachtungen beruhten. Denn wenn auch vereinzelte Beobachtungen von Consuln, Aerzten oder Reisenden vorliegen, so genügen sie doch bei Weitem nicht, daß man sich daraus eine Gesammtvorstellung entwerfen könnte von den Zuständen des ganzen Reiches in Bezug auf die Bevölkerung.

Noch schlimmer aber steht es um geschichtliche Aufzeichnung.

Die Zeiten, in welchen Marokko selbst berühmte, von aller Welt bekannte Aerzte und Geographen hervorbrachte, sind längst vorüber und kehren auch wohl, so lange der Islam herrscht, nie wieder. Um Geographie, um Medicin bekümmert sich heutzutage in Marokko kein Mensch. Mit Ausnahme der Religionslehre, wenn diese und zwar besonders in Marokko den Namen einer Wissenschaft verdient, hat Niemand Interesse für Wissenschaften. Vergeblich sucht man jetzt einen Edris, einen Ebn-Batutha und einen Alhassan (Leo Africanus); einen Averroës und einen Avensoar — alles Söhne Marokko's oder doch im Dienste marokkanischer Herrscher.

Würde heute ein solcher Zug von Güte vorkommen können, wie ihn Leo erzählt vom Kaiser Jussuf ben Taschfin, dem bedeutendsten marokkanischen Kaiser? Es betrifft den Arzt Avensoar den jüngeren, Sohn Avensoar's: demselben Beruf obliegend



wie sein berühmter Vater, hatte er den Kaiser nach der Stadt Marokko begleiten müssen und machte seinem Schmerz, von seiner Familie getrennt zu sein, durch einige Verse Luft. Diese, welche dem Sultan zufällig zu Gesicht gekommen waren, bewirkten, daß er dem Gouverneur von Sevilla sofort Befehl ertheilte, die ganze Familie des Arztes schnell nach Marokko zu befördern, und angekommen, wurden sie in einem schönen, reich ausgestatteten Gebäude untergebracht, welches der Sultan der Familie zum Geschenk machte. Avensoar jun. wurde dann dahin geschickt, unter dem Vorwande, Patienten zu besuchen, und seine freudige Ueberraschung kann man sich denken.

Zur Zeit Leo's, welcher 1492 und die folgenden Jahre in Marokko war, lag die Heilkunde daselbst schon ebenso darnieder wie jetzt, man verfuhr ganz wie heute, wie man aus folgenden Stellen ersehen kann. Bei der Beschreibung der Provinz Haha sagt der berühmte marokkanische Geograph*):

„Es giebt da durchaus keinen Arzt, keinen Chirurgen und keinen Apotheker; der größte Theil ihrer Heilmittel und Kuren besteht darin, daß man (die Kranken) wie das Vieh brennt. Freilich ist doch wohl irgend ein Chirurgus vorhanden: allein er hat nur mit der Beschneidung der Kinder zu thun."

Derselbe Reisende sagt zwar von Fes, daß es dort viele „Hospitäler" gäbe: aber das Wort schließt in Marokko zugleich den Begriff von „Wirthshaus" in sich, wie das heute ja auch in unseren südeuropäischen Ländern der Fall ist (St. Bernhard's Hospiz und hundert andere). Außerdem fügt er gleich S. 203 hinzu: „so sind nun die Hospitäler arm und fast ohne Unterhalt. Man nimmt jetzt etwa einen fremden Gelehrten, oder einen armen Edelmann aus der Stadt darin auf — um doch die Zimmer im Stande zu erhalten. Für die fremden Kranken ist gegenwärtig nur noch eins da: sie bekommen aber keinen Arzt und keine Arzenei, sondern nur Wohnung, Unterhalt und einen Aufwärter, bis sie genesen oder sterben. — In diesem Spitale sind einige Kammern für die Unsinnigen (solche nämlich, welche öffentlich dafür gehalten werden, die Andere mit Steinen werfen und sonst beschädigen) bestimmt, um sie darin gefesselt und ver-

*) Leo Africanus; Uebersetzung von Lorsbach, S. 74.

schlossen aufzubewahren. Die Vorderseite dieser Kammern nach dem Gange und dem bedeckten Platze zu, ist mit sehr starken hölzernen Sparren verwahrt. Derjenige, welcher ihnen das Essen bringt, zerschlägt jeden, der unruhig ist, fürchterlich mit dem Stock, den er deswegen immer bei sich hat. Wenn ein Fremder sich etwa der Kammer nähert, so rufen ihn die Narren an und klagen ihm, daß sie, obgleich vom Wahnsinn geheilt, doch hier gefangen gehalten würden, und täglich von den Bedienten tausenderlei Unannehmlichkeiten und Beleidigungen erdulden müßten. Wenn dann Jemand ihnen glaubt und sich ans Fenster lehnt, so ergreifen sie ihn mit einer Hand am Kleide und schmieren mit der anderen ihm Koth ins Gesicht. Denn diese Narren, wenn sie gleich ihre Abtritte haben, entleeren sich ihres Unflathes doch meistentheils in den Zimmern" u. s. w.

Man muß immer bedenken, daß Leo von der vornehmsten Stadt des Landes spricht, denn um die Zeit als er die Hauptstadt besuchte, überstrahlte Fes noch die meisten Städte Nordafrikas. Und doch wie gesunken waren damals schon alle Wissenschaften und speciell die Heilkunde. So ist es denn auch cum grano salis zu verstehen, wenn Leo S. 220 in seiner interessanten Beschreibung fortfährt: „Die Apotheker haben eine gerade Straße mit 150 Buden. Sie wird auf zwei Seiten mit zwei schönen festen und breiten Thoren verschlossen.*) Die Apotheker halten auf ihre Kosten Wächter, die des Nachts mit Laternen, Waffen und Hunden patrouilliren. Hier werden sowohl Spezerei, als Medicinalwaaren verkauft. Sie verfertigen aber keine Sirupe, Tränke und Latwergen; denn die Aerzte bereiten solche Sachen zu Hause selbst und schicken sie durch ihre Bedienten in ihre eigenen Buden, wo sie diese nach den Vorschriften und Recepten ihrer Herren vertheilen. Die meisten Buden der Aerzte sind mit den Buden der Apotheker verbunden — und der größte Theil des Volkes weiß von Aerzten und Apothekern nichts." Sodann fügt Leo noch hinzu, daß die Bauart der Buden eine so luxuriöse sei, wie er sie nur noch zu Tauris in Persien ähnlich

*) Diese Eigenthümlichkeit, daß alle Gewerke, Künste u. s. w., wie auch im Mittelalter bei uns, eigene Quartiere und Straßen bewohnen, besteht in Fes noch heute und Nachts werden sie durch Thore von einander abgetrennt.



gefunden habe. Es könnte auffallen, wenn er 150 Apothekerbuden anführt und dann sagt, „der größte Theil des Volkes weiß von Aerzten und Apothekern nichts". Es erklärt sich das aber, wenn man weiß, daß in den meisten Gewölben, außer Droguen und Medicamenten, besonders Spezereien, Kramartikel und ausländische Gegenstände verkauft wurden. Das ist auch noch heute so. Als ich in Fes war, befand sich unter den mehr als hundert Buden oder Gewölben nur eine einzige, welche etwa auf den Namen einer Apotheke hätte Anspruch erheben können, bei sehr bescheidenen Ansprüchen wenigstens. In dieser einen konnte man nämlich Chinin, Calomel, Opium, Ipecacuanha u. s. w. kaufen. Leo erwähnt sodann auch noch der Stadt der Aussätzigen bei Fes, wohin Alle verbannt werden, die von dieser Krankheit befallen werden. Das ist auch noch heute so, obschon die damit Behafteten nicht in so großer Zahl vorhanden zu sein schienen als zu seiner Zeit.

Es giebt nur wenige Reisende, welche, wie Leo, Beobachtungen über Heilkunde und Aerzte angestellt haben, und meistens sind die Aufzeichnungen der Art, daß, falls wir sie in der großen Literatur über Marokko finden, sie kaum verwerthen können. Nach Leo finden wir einige Notizen, auf dort gemachten Beobachtungen beruhend, von Lancelot Addison, welcher sich ca. 150 Jahre später, der englischen Gesandtschaft beigegeben, dort befand. Addison widmet in seinem 1672 in Nürnberg, bei Hoffmann, in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke ein ganzes Capitel der Luft, den Krankheiten, den Arzneien, dem Gift, u. s. w.

Wir entnehmen demselben, daß man in Marokko (oder war es blos Ansicht des Autors?) „die Lues Venera oder die „Boken" für dieselbe Krankheit hielt; daß die Pestilenz gemeiniglich über zehen oder meinst 15 Jahr sich ereignet." Addison sagt dann ähnlich vie Leo: „Zu Heilung ihrer Krankheiten haben sie sehr ungeschickte Aerzte und in allen Gebrechen ist das Cauterisiren und Brennen die erste Kur, und dieses verrichten sie mit gühenden Messern, mit welchen sie in den Ort schneiden, wo der Schmerz ist." Sodann nennt Addison Rosmarin und eine Wurzel Tang Argent (vielleicht die Wurzel des elaeodendron Argan?), als Heilmittel bei gewissen Krankheiten, insofern man den Rauch derselben inhalire. Ferner führt er ein Kraut la halis

genannt an und den Wirkungen nach haben wir darunter offenbar Haschis (cannabis indica) zu verstehen. Denn wer, welcher einmal in Afrika gewesen ist, würde es nicht aus folgender Beschreibung erkennen: „Die Mohren haben ein Kraut, lahalis genannt, welches mit Honig vermischt wird, zu Pillulen gemacht, welche so groß seyn als Pistol Kugel: dieser vier oder fünf schlucken sie auf einmal, dies macht guten Appetit, befördert die Däuung, erwecket Fröhlichkeit, reitzet zur Lieb, und stärkt den Verstand."

Sodann berichtet er vom Opium, welches aber vorzugsweise nur gegessen werde und als Rauschmittel Anwendung finde, und unter den Giften nennt er Rahasch und Zehim. Addison versteht offenbar zwei verschiedene Gifte darunter, es bedeuten aber beide Worte schlechtweg Gift, und unter Gift verstehen die Marokkaner Arsenik.

Am Ende des 18. Jahrhunderts haben wir endlich einen Arzt, der Marokko besuchte, Lemprière. Dieser, ein englischer Chirurg in Gibraltar, war auf Veranlassung des britischen Consuls Matra 1789 nach Marokko berufen worden, um einen marokkanischen Prinz, Muley Absulem (Abd-es-Ssalam) von einer Augenkrankheit zu heilen. Wir wollen Lemprière nicht folgen auf seinen gefährlichen Wanderungen nach Tarudant und von da über den Atlas nach Marokko, wir halten uns auch nicht auf bei der Schilderung der Gefahren, Demüthigungen und Enttäuschungen, welche dieser Mann von jenen barbarischen Fürsten und Völkern zu erdulden hatte, sondern beschränken uns darauf, anzuführen, was er über die Krankheiten sagt:

„Die Krankheiten*), führt unser Arzt aus, welche ich in Marokko als die gewöhnlichsten beobachtet habe, sind Hydropsie und Augenentzündungen, welch' letztere häufig die Sehkraft zu Grunde richten; sodann Krätze oft mit leprösen Affectionen vermischt, Hydrocelen und veralterte Geschwüre. Ich beobachtete auch einige intermittirende und gallige Fieber- und Magenkrankheiten, verursacht durch die häufigen Indigestionen. Die so oft in diesem Lande beobachtete Hydrocele scheint meistens von der

*) Voyage dans l'empire de Maroc et le royaume de Fez, par Lemprière, traduit de l'anglais par M. de St.-Zusanne, Paris an IX. p. 24.

Weite der Kleidungsstücke, welcher man sich bedient, sowie durch die Erschlaffung der Muskeln infolge der großen Hitze des Klimas bewirkt. (Der medicinisch gebildete Leser wird weniger Mühe haben, die Ursache dieser häufigen Krankheit zu entdecken. So würde man wohl nicht mit Unrecht dem übermäßig ausgeübten Coïtus, sowie den heißen Bädern, deren sich die Mauren nach ihren Ausschweifungen bedienen, die Entstehung dieser Krankheit zuschreiben.) Die Ophthalmie ist auch Folge des heißen Klimas; und was noch mehr zur Verbreitung dieses Uebels beiträgt, ist die Ermüdung, welche sich derselben bemächtigt durch die beständige Zurückstrahlung der Sonne auf die geweißten Häuser. Hinzufügen kann man noch, daß ihre Kleidungsstücke sie auch nicht den Einflüssen der Sonnenstrahlen entziehen. Man kennt keine Sonnenschirme, der Gebrauch eines solchen steht nur dem Kaiser zu. Der Aussatz scheint erblich zu sein: mehrere Generationen sind oft davon befallen, weshalb die Vermuthung, dieser Aussatz ähnle dem der Alten, eine gewisse Berechtigung hat. Die Pusteln, von denen der Körper bedeckt ist, bilden Geschwüre, die manchmal heilen, aber nach Kurzem wieder kommen. Während meines Aufenthaltes in Marokko versuchte ich die Krankheit mit verschiedenen Mitteln zu bekämpfen, konnte aber nur Linderung der Schmerzen erzielen. Das Uebel kam gleich wieder zum Vorschein, sobald die Patienten die Behandlung sistirten, die ich vorgeschrieben hatte. Die Geschwüre und die Hydropsie werden durch die schlechte Ernährung hervorgebracht: das Volk nährt sich nur von grobem Brod, Früchten und Gemüsen."

Vom Heilverfahren sagt Lemprière: „die gewöhnlichste Art, die Kranken zu behandeln, ist, mit einem Aderlaß zu beginnen, dann kommen Schröpfköpfe, Scarificationen und Umschläge. Sie geben auch Abkochungen von einigen Pflanzen. Ihre Chirurgen scheuen sich nicht, eine Hydrocele mit der Lancette auszustechen, sie operiren sogar den Staar. Während meines Aufenthaltes habe ich diese Operation allerdings nicht machen sehen, traf aber einen Wundarzt, der behauptete, mit Erfolg diese Operation ausgeführt zu haben. Das Instrument, welches er dazu benutzt hatte, war weiter nichts als ein äußerst spitz zugeschärfter Kupferdraht".

Das ist ungefähr das Wichtigste, welches uns der englische Arzt mittheilt, und für einen solchen wenig genug. Denn es kann

uns nichts daran liegen, von seiner Behandlungsweise des Muley Absulem zu erfahren. Weit interessantere Nachrichten finden wir in Höst, welcher einige Jahre vor Lemprière sein berühmtes Buch über Marokko*) veröffentlichte, sowie von Chenier, der gleich nach der Veröffentlichung von Höst's Werk, 1787, eine Geschichte über Marokko erscheinen ließ.

Höst erzählt uns, daß sie von der Zergliederungskunst nichts verstehen, natürlich, denn der Islam erlaubt die Zerschneidung des menschlichen Körpers nicht. Er sagt uns: „sie erwerben sich ihre Kenntnisse in der Arznei dadurch, daß sie ein Paar medicinische Bücher lesen, als den Hippokrates und Galen, welch' letzteren sie Abu-el Fedel-el-adjlani nennen, und ihn in zehn Biban oder Capiteln besitzen. Nach ihrem Malek (d. h. Wissenschaft G. R.) ist es die beste Medicin, wenn sie eine Schale oder ein Glas nehmen, einige Worte aus dem Koran drin schreiben, Wasser daraufgießen und selbiges dem Kranken zu trinken geben u. s. w.

Sodann belehrt Höst uns, daß ihre schlimmste Krankheit der Aussatz, Djidan, sei, daß man die allgemein verbreitete venerische Krankheit, welcher man den Namen bird, d. h. Kälte**) aus Höflichkeit beilege, mit Sarsaparcille behandele, wie die meisten Kinder von den Blattern, Djibri genannt, befallen würden, und wie man gegen Fieber das gedörrte Fleisch von Bua oder Camäleon anwende. Die Schwäche der Augen schreibt Höst auch den weiß angekalkten Häusern und der starken Zurückwerfung der Sonnenstrahlen zu und meint, daß deshalb das Beschmieren der Augenlider mit Kaheul, einem schwarzen Mineral***) nicht allein zur Zier, sondern auch zur Stärkung der Augen angewandt würde. Er erwähnt sodann der vielen Feuerkuren, des Hennekrauts und nennt ein anderes Kraut Kersâna Krsna), welches bei Ualibia wachsen solle, als Mittel gegen Impotenz.

---

*) Nachrichten von Marokko und Fes, zwischen 1760—1766 gesammelt von Georg Höst, aus dem Dänischen übersetzt, Kopenhagen 1781.

**) Wie wir später sehen werden, irrt Höst darin.

***) Bekanntlich Antimon.

Chenier*) erzählt, daß man das Fieber dem Teufel zuschreibe. Nur gegen die Pocken rufe man die Heiligen nicht an, sie kämen natürlich, und wegen des milden Klimas und der Mäßigkeit des Lebens richteten sie wenig Verwüstungen an. Die Inoculation sei im Innern des Landes bekannt, würde aber weniger umständlich verrichtet, als die neueren Griechen thun, die sie zuerst annahmen, und von denen sie Europa erlernt habe. Bei dieser Gelegenheit, meint Chenier, daß die Pocken schon vor dem Einfall der Araber in Afrika bekannt gewesen, und daß die Inoculation älter sei, als die Einführung der mohammedanischen Religion.**)

Sodann erwähnt Chenier des Steinschnittes und behauptet, ausgeschnittene Steine gesehen zu haben, so groß wie ein Taubenei. Schaudern ergriff ihn beim Anblick der Instrumente: ein Scheermesser und ein Haken in Gestalt eines gebogenen Nagels.

In unserem eigenen Jahrhundert haben wir die Beobachtungen von Jacson, welcher in seinem (London 1814, third edition) account of the empire of Marocco (warum schreiben die Engländer jetzt Morocco?) der Pest, welcher er, als er dort war, und die 1799 und 1800 das Land fast entvölkerte, ein eigenes Capitel widmet. Von Interesse ist die Notiz, daß man in Marokko den Ursprung der Krankheit auf die Heuschrecken, welche in sieben der Pestzeit vorhergehenden Jahren das Land verwüstet hatten, zurückführte. Wie stark aber diese entsetzliche Krankheit im Lande wüthete, beweisen am besten die von Jacson angeführten Zahlen: die Hauptstadt Fes verlor 65,000, Marokko 50,000, Mogador 4500, Asfi 5000 Seelen — im Ganzen gingen 124,500 Menschen zu Grunde. Dies sind noch dazu Angaben, welche sich nur auf einige der bekanntesten Städte beziehen. Auf dem Lande wüthete die Pest ebenso; Viehheerden, sich selbst überlassen, irrten herrenlos umher, ganze Zeltdörfer standen leer, ganze Provinzen waren entvölkert. Die Behandlung der Krankheit bei den Eingeborenen bestand in Gebeten und Trinken von Amuletten. In Mogador, wo zwei europäische

*) Geschichte und Staatsverfassung der Königreiche Marokko und Fetz, aus dem Französischen des Herrn v. Chenier, Leipzig 1788. S. 118 u. f.

**) Ich gebe natürlich nur Chenier's Ansichten hier.

Aerzte sich befanden, die indeß gleich nach Teneriffa entflohen, legten die Europäer den Saft, der aus den Blättern der Stachelfeige (opuntia) gequetscht werden kann, auf die Geschwüre, tranken Kaffee oder auch Chinarindenabkochungen, benutzten den vinaigre de quatre voleurs und brachten namentlich Räucherungen zur Anwendung. Alles natürlich ohne Wirkung.

Die Pest, welche Jacson für nothwendig hält, um die zu große Zunahme der Bevölkerung zu verhindern*), soll nach ihm ungefähr alle zwanzig Jahre kommen.

Als andere häufige Krankheiten nennt Jacson Geschwüre und Ausschlag (ulcers and eruptions), er schreibt sie dem häufigen Gebrauch von Stimulantien zu. Sodann die venerischen Krankheiten, für die er den für Marokko allein richtigen Namen „mird el kebir, die große Krankheit" anführt. Schon Jacson führt die sehr richtige, aber auch wie entsetzliche Thatsache an, „daß in Marokko wohl kaum ein Individuum anzutreffen sein würde, welches das Gift dieser Krankheit nicht in seinem Blute hätte". Nach Jacson kennt man nicht die Anwendung von Mercur, nimmt aber mit Erfolg Sarsapareille. Gegen Gonorrhoe werden örtlich Coloquinthenkerne angewandt, welche mit Tisanen und diuretischen Mitteln die wohlthuendste Wirkung äußern.

Bemerkenswerth ist die Mittheilung, „daß man durch profuse Schweiße Heilung der Syphilis erziele".

Jacson theilt ferner die in der Provinz Haha verbreitete Ansicht mit, wonach der Aussatz durch den Genuß von nicht gut zubereitetem Arganöl hervorgerufen würde.

Bei Erwähnung der Elephantiasis und Hydrocele giebt Jacson die in Marokko verbreitete Ansicht kund, daß das Volk glaube, diese Krankheiten durch Ortsveränderung heilen zu können. — Galligte Krankheiten heilen Juden und die Mohammedaner, die nicht scrupulös sind, durch Schnapstrinken; auch gebraucht man dagegen Sennesblätter, Rhabarber und Aloe mit Erfolg. Menschen sowohl wie Pferde werden gegen Gelbsucht mit heißen Eisen gebrannt an den Gelenken: nach 6 oder 7 Tagen hat Jacson

*) Eine komische Ansicht, wenn man denkt, daß Marokko, größer als ganz Deutschland, noch nicht so viele Einwohner wie Bayern hat.



selbst durch diese Operation Heilung gesehen. Bandwürmer (Tape-worm), denen sie besonders unterworfen sind, entfernen sie durch Nehmen großer Quantitäten von Honig oder auch durch Wurmsamen.

Auch Haemorrhoiden sind allgemein verbreitet, man nennt sie die Ministerkrankheit, gebraucht dagegen innerlich kühlende Mittel und namentlich Mandelöl, gemischt mit dem auch schon erwähnten, aus den Blättern der Opuntien gewonnenen Saft.

Man sollte meinen, nach diesem Auszug aus den Jacson-schen Beobachtungen, daß die Medicin in Marokko Fortschritte gemacht habe, aber das ist keineswegs der Fall. Die Wissenschaft liegt noch ebenso darnieder wie im fünfzehnten Jahrhundert. Es ist in Marokko von Fortschritt gar keine Rede, und wenn man von der sehr kurzen Periode einiger Jahrhunderte absieht, wo die Araber mit den Christen untermischt waren und ihre großen Männer zeitigten, ist heute noch Alles so wie zu Zeiten Abrahams, oder wenn man will, zur Zeit Mohammeds. Zu dieser Zeit finden wir auch schon alle jene von Jacson erwähnten Mittel in Anwendung.

Ali Bey el Abassi (der spanische General Badia, der Marokko 1814 bereiste) weiß nichts Neues zu sagen und Gråberg di Hemsö*), der 1834 einen specchio etc. dell' impero di Marocco herausgab, giebt in seinen Ausführungen über Medicin p. 174 eigentlich nur einen Abklatsch von dem, was wir schon aus Höst wissen. Bedeutsam ist vielleicht das Bild eines ambulanten Doctorchen (dottorelli), „welche das Land durchziehen, die auf einem Maulthiere oder einem Esel in zwei Körben, welche an den Seiten des Thieres hängen, die nothwendigen Medicamente mit sich führen, d. h. hauptsächlich Amulette, weniger wirkliche Medicin. Häufig gehen sie auch zu Fuße und haben bloß einen Sack auf den Schultern, der ihre chirurgischen Instrumente enthält: d. h. ein Messer zum Brennen und womit sie wahrhaft wunderbare Curen zu verrichten pflegen".

Daß sich also im Grunde genommen Nichts in Marokko geändert hat, habe ich schon angedeutet. Es sollen daher auch nur noch

---

*) Specchio geografico e statistico dell' impero di marocco del cav. conte Jacopo Gråberg di Hemsö etc., Genova 1834.

Zeugen der jetzigen Generation vernommen werden, um die Beobachtungen, welche ich selbst zu machen Gelegenheit hatte, zu bestätigen. Abgesehen von der Protection des Großscherifs von Uesan, verdankte ich es hauptsächlich der Medicin und dem Charakter als Arzt (Arzt heißt arabisch thobib), daß ich in Marokko Gegenden besuchen, Landschaften durchziehen konnte, welche weder vor mir, noch nach mir je von einem Europäer haben besucht werden können. Der Arzt gilt bei den rohesten Völkern als ein gefeites, höherstehendes Wesen, ja selbst bei den fanatischesten Nationen — und die Marokkaner sind unter den Mohammedanern sicher die, welche am meisten auf ihre Religion pochen — hört der Widerwille und Abscheu gegen den Andersdenkenden auf, sobald es gilt, seine Kenntnisse und Hilfe in Anspruch zu nehmen gegen körperliche Gebrechen.

Wie Alle, die etwas früher oder später als ich Marokko besucht haben, fand auch ich, daß ein eigener Bestand an Aerzten und Pharmaceuten in Marokko nicht vorhanden ist. Es gibt wohl Quacksalber oder medicastri, welche sich nur damit beschäftigen Kranke zu heilen, oder vielmehr nicht zu heilen; aber sie verstehen entweder gar nichts von Medicin oder verdanken ihre geringen Kenntnisse einer langen eigenen Erfahrung, vielleicht auch einer erblichen Ueberlieferung *). Und Ansehen erlangen diese Aerzte erst dann, wenn ihrem Heilverfahren der religiöse Rahmen nicht fehlt. Sind die Aerzte in Marokko zu gleicher Zeit Tholba d. h. Schriftgelehrte, so erhalten sie dadurch schon einen Stempel der Güte, weiß man aber gar, daß sie Schürfa sind, d. h. daß sie der heiligen Familie Mohammeds angehören, so sind sie dadurch fast unfehlbar gemacht. Es hat sich aber außerdem bei allen Mohammedanern — und durch die Bibel ist das gewissermaßen begründet — der Glaube ausgebildet, daß Jesus der ausgezeichnetste Arzt gewesen sei, der je gelebt habe, und daß diese seine Eigenschaft auf die Anhänger seiner Lehre sich verbreitet oder vererbt habe. Die Marokkaner glauben steif und fest, wir Europäer besäßen geheime Heilmittel, welche uns direct von Jesus übermittelt seien.

---

*) Es gibt z. B. in Marokko Familien, deren eigenthümliche Erblichkeit darin besteht, daß eine gewisse Geschicklichkeit, Brüche der Extremitäten einzurichten, vom Vater auf den Sohn übergeht.

Daher stammte denn auch mein großer Ruf in Marokko, denn oft wurden mir Kranke zugeführt, deren Gebrechen absolut unheilbar waren, aber der „uld ben Aissa, d. h. der Sohn Jesu, wird uns schon helfen können", meinten sie.

Eine der unangenehmsten Pflichten eines marokkanischen Arztes besteht darin, daß er des großen Mißtrauens der Bewohner wegen häufig seine Arzneien selbst vorher kosten und einnehmen muß; eine gebieterische Nothwendigkeit wird dies für einen den Sultan oder sonst hochgestellten Mann behandelnden Arzt. Denn wer würde das als angenehme Pflicht bezeichnen, wenn ich hier beiläufig erwähne, daß ich als vollkommen gesunder Mensch mich eines Tags zusammen mit dem Gouverneur von Fes, dem Bascha Si-Mohammed-ben Thaleb purgiren mußte, weil er sich den Magen verdorben!?

Die verbreitetste Krankheit in Marokko ist die Syphilis*) (merd el kebir, d. h. große Krankheit); sie inficirt derart die ganze Bevölkerung, daß man mit der Behauptung der Wahrheit viel näher ist, wenn man sagt, es gibt vielleicht ausnahmsweise hier und da eine Tribe, welche frei von Venerie sei, aber es sei im Allgemeinen die ganze Bevölkerung davon angesteckt. Auch Leo hebt schon hervor, daß nicht der zehnte Theil der Einwohner dieser Seuche entgehe.

Als Mittel gegen diese Krankheit, welche in allen Formen vorkommt, wendet man mit Erfolg die heißen Quellen von Ain Sidi Jussuf an, in der Nähe von Fes und Mikenes gelegen. Ein heißes Schwefelbad, welches wohl nicht mit Unrecht mit den Aquae Daciae, gelegen in der Nähe der römischen Stadt Volubilis (jetzt Mulei Edris Serone, im Mittelalter Walili, genannt) zu identificiren ist. Man trinkt die Wasser nicht, sondern badet nur; dies letztere aber sehr anhaltend, so daß man nicht nur täglich stundenlang im Bade sitzen bleibt, sondern Monate lang, ja, Jahre lang darin verbringt. Auch Inhalationen von Quecksilber sind in Anwendung, derart, daß man Mercur auf einer heißen Eisenpfanne zum Verdampfen bringt, und nun die sich entwickelnden Dünste eingeathmet werden. Abkochungen von Sarsapareille werden auch

*) Die Venerie ist auch bekannt unter dem Namen merd frendji, d. h. Franzosen.

gebraucht, und in einzelnen Theilen von Marokko, namentlich in der Provinz Sus, glaubt man sich Erfolg zu versprechen von einer Schwitzcur. Letztere wird aber nicht durch innerlich genommene Medicamente hervorgerufen, sondern durch anstrengende körperliche Bewegung. Man wendet sodann Abkochungen von Coloquinthenrinden an, innerlich genommen, gegen blennorhoische Affectionen. Ob aber dies drastische Purgirmittel irgendwie hilft, wurde mir nicht bekannt. Dagegen gibt man auch Emulsionen von Melonenkernen. Für am wirksamsten hält man aber immer geschriebene Sprüche aus dem Koran, welche zerstampft gegessen, oder zerwaschen getrunken, oft aber auch nur vom Papier gewaschen, oder aber auch in eine Schüssel direct geschrieben, die Schrift mit Wasser vermischt, verschluckt werden.

Intermittirendes Fieber (Homa) kommt überall endemisch in den sumpfigen Niederungen vor, und der Eingeborene wird ebenso leicht davon befallen wie der Ausländer. Man beginnt jetzt Chinin dagegen zu gebrauchen, aber Amulette, innerlich genommen, oder auch in einem Ledersäckchen um den Hals getragen, gelten immer noch für das wirksamste Mittel.

Aeußerst häufig findet man Leberleiden und Gelbsucht, an denen auch die längere Zeit an der Nordküste von Afrika weilenden Europäer leiden. Man wendet dagegen das Kraut des Kümmels (cuminum cyminum L.), auch die Vorwüstenpflanze Schih (artemisia odor.) an; aber besser als Alles betrachtet man Scarificationen in der Lebergegend und Einreibung mit Amuletten. Magenbeschwerden, Folgen unmäßigen Essens, Rheumatismus, Gicht, Kopfschmerz, halbseitiger Kopfschmerz, über den man auffallend häufig klagt, wird in der Regel durch Bestreichen mit weißglühendem Eisen und durch Schneiden der leidenden Körpergegenden zu heilen versucht; aber als wirklich wirksam erweisen sich doch nur Koransprüche, welche man direct auf die schmerzenden Stellen, sobald man gebrannt, gezwickt und geschnitten hat, auflegt.

Gegen Durchfall, Ruhr, Dysenterie, welche sehr häufig zur Zeit der Pflaumen- und Feigenreife die Kinder befallen, wendet man Gummi arabicum, sodann auch — und zwar mit ausgezeichnetem Erfolg — die Frucht der Stachelfeige an, einfach roh gegessen; auch die stopfende Wirkung des Opium ist bekannt. Als

besonders nachhaltig wirkend gelten indeß nur die Amulette, innerlich genommen in jeder nur erdenklichen Art.

Ohne mich deshalb rühmen zu wollen, kann ich mit einer gewissen Genugthuung hervorheben, daß meine Amulette sich als besonders wirksam erwiesen, als zugkräftig. In der Regel schrieb ich Datum, Ort, gefundene Höhe, Temperaturbeobachtung auf ein Stückchen Papier, ließ dasselbe in ein Ledersäckchen nähen und am Halse tragen. Von allen Seiten rühmte man mir die Wirksamkeit dieses Medicamentes.

Die Marokkaner lassen sich für ihr Leben gern brennen und schneiden; in der Beziehung der Selbstpeinigung sind sie vollkommen hysterisch. In den großen Städten, wie Fes z. B., existiren deshalb auch eigene Feuerdoctoren, welche sich nur mit Brennen beschäftigen. Sie sitzen auf der Straße, vor sich ein Kohlenbecken mit eisernen Stäben darin, die stets glühend erhalten werden. Der größeren Wirksamkeit wegen legt man nachher auf die Brandwunden noch Amulette, oder träufelt Wasser darüber, worin man vorher Koranverse verwaschen hatte. Das letztere ist wirksamer. Eine Revolution unter den Collegen rief ich aber eines Tages hervor, als ich an ihrer Seite mich etablirte und anfing mit „kaltem Feuer" zu brennen, wie man die von mir gebrauchten caustica nannte. Um mich vor der Wuth und dem Neide meiner Collegen zu sichern, mußte ich aber bald das Aetzen wieder einstellen. Nicht besser ging es mir mit spanischen Fliegenpflastern. Merkwürdiger Weise ist die spanische Fliege, deren Heimath Marokko so gut wie Spanien ist, nur ihrer erotischen Eigenschaft wegen in Anwendung. Als ich zum ersten Mal Zugpflaster davon bereitete, wollte jeder seine Blase gezogen haben; aber auch hier verursachte der Neid meiner Collegen, welche zu behaupten wagten, ich stünde mit dem Teufel im Bunde, daß ich, gerade als ich meine größten Triumphe feierte, bald darauf dies in Marokko so schnell beliebt gewordene Mittel wieder fallen lassen mußte.

Lungenkrankheiten, Tuberculose sind in Marokko ganz unbekannt, Erkältungen dagegen im Winter häufig genug; man wendet Amulette mit gutem Erfolg dagegen an.

Aussatz wird immer noch beobachtet, aber nur in den südlichen Provinzen. Diese widerliche Krankheit, Djidam genannt, ist erblich. Die Aussätzigen der Stadt Marokko z. B. bewohnen,

abgesondert von den übrigen Bewohnern, ein eigenes Viertel. Der Verkehr mit der Außenwelt ist ihnen indeß nicht verboten. Ob, wie man in Marokko behauptet, der Genuß des Arganöls (elaeodendron Argan) das Entstehen dieser Krankheit begünstigt, wage ich nicht zu sagen. Freilich, wenn Similia similibus wahr wäre, könnte diese Behauptung eine Berechtigung haben, denn man versucht den Aussatz durch Absud von Arganblättern zu heilen, auch legt man auf die oft sehr schmerzenden Wunden zerstampfte Arganblätter. Als wirklich wirksam soll sich aber nur die erste Sure des Koran erweisen, dreimal täglich innerlich getrunken.

Eine der verbreitetsten Krankheiten ist der Kopfgrind, fast alle Kinder sind damit behaftet. Ob die Tinea Folge des Rasirens ist? Jedem Knaben wird von frühester Jugend an sein Haupthaar glatt abrasirt. Die meisten haben vom zwanzigsten Jahre an gar nicht nöthig sich zu rasiren, da der Grind bis dahin die Haarwurzeln zerstört hat. Diese widerliche Krankheit ist so gewöhnlich, daß man nichts dagegen thut, auch in der Nähe eines damit Afficirten auch nicht den geringsten Ekel empfindet.

Krätze kommt vor, aber weniger als man bei dem entsetzlichen Schmutz, in dem Reich und Arm, Hoch und Niedrig stets zubringt, erwarten sollte. Man erzielt Heilung durch kräftiges Einreiben mit brauner Schmierseife und Sand. Erstere wird in Marokko selbst fabricirt. Man sucht sich nur des Juckens wegen davon zu befreien, nicht der Krankheit halber, wie man denn überhaupt in Marokko die größte Gleichgültigkeit gegen Krankheiten an den Tag legt, andererseits aber jedes Medicament, namentlich wenn es billig ist, oder gar wenn man es umsonst haben kann, gierig empfängt. Verhältnißmäßig am meisten kosten die Amulette, aber dafür sind sie auch am wirksamsten.

Die Pest, welche, wie wir gesehen haben, einst so große Verwüstung anrichtete, scheint jetzt in Marokko gar nicht mehr vorzukommen. Ueberhaupt scheint sie an der ganzen Nordküste von Afrika in den letzten Jahrzehnten nicht beobachtet worden zu sein. Dahingegen trat im Jahre 1859—60 die Cholera in schreckenerregender Weise in Marokko auf und decimirte namentlich die Bevölkerung der Hauptstadt Fes. Als einzig wirksames Mittel

gibt man Amulette und Koranverse, getrunken, oder man räth auch das Schlafen in Moscheen und auf den Gräbern von Heiligen für wirksam.

Von den Parasiten werden mit Vorliebe die pediculi vestimenti gepflegt. Man glaube keineswegs, daß dies ein Scherz ist: es gehört mit zum guten Ton, diesen Thierchen Wohnung in den Kleidungsstücken zu geben. Die Ped. pubis kommen gar nicht vor, weil sich Männer sowohl wie Frauen die Schaamtheile und die Achselhöhlen rasiren. Gegen Spul- und Madenwürmer gibt man eine Abkochung von Thymian und Rosmarin, auch eine Abkochung von Riemwurzel (genista saharae) soll wirksam sein. Taenia solium wird zuerst durch Haschisch (can. indica) betäubt, und dann mittelst Purgentien abgetrieben. Der Guineawurm wird selten beobachtet. Auch hier spielen Amulette u. s. w. selbstverständlich die vornehmste Rolle.

Augenkrankheiten, hervorgerufen durch den entsetzlichen Schmutz, durch den Staub, durch die schlechte Gewohnheit, die Gebäude weiß zu tünchen und andere Ursachen, sind häufiger als in irgend einem Lande der Welt. Namentlich chronische Hornhautkrankheiten befallen fast Alle. Manchmal erzielt man durch frühzeitiges Brennen hinter den Ohren oder an den Schläfen ableitende Wirkung. Das gewöhnlichste Mittel bei allen Augenkrankheiten ist Citronensaft mit Wasser gemischt in die Augen zu träufeln. Als mildernd gegen die blendenden Lichteffecte verdient das Bestreichen der Augenlider mit Kohöl (Antimon) hervorgehoben zu werden. Freilich nur unbewußt, denn der ausgesprochene Zweck ist Verschönerung des Auges, welchem thatsächlich — wie man das ja auch bei uns auf den Bühnen sieht — durch die Schwärze ein erhöhter Glanz verliehen wird.

Ich habe schon hervorgehoben, wie Lemprière berichtete, daß man zu seiner Zeit schon den Stahr operirt. Das kommt auch noch heute vor, und trotz der primitivsten Instrumente wird diese Operation manchmal mit Erfolg ausgeführt.

Ueberhaupt ist die Wundarzneikunde verhältnißmäßig besser und rationeller gepflegt als die innere Heilkunde. Man kennt bei Fracturen und Schußwunden die Anlegung eines festen Verbandes und behandelt im Allgemeinen Wunden mit fettigen Substanzen,

denen vorher aromatische Kräuter zugesetzt wurden. Aber aus der ganzen Darstellung wird der Leser doch wohl nur den Eindruck gewonnen haben, daß die medicinische Wissenschaft seit Leo gar keine Fortschritte gemacht hat.

Wie bei allen wenig civilisirten Völkern gibt es fast keine Wahnsinnige — in ganz Marokko dürfte sich die Zahl derselben kaum auf hundert belaufen, und nie hört man von Selbstmördern. „I made inquiries, sagt der berühmte englische Reisende Richardson*), about suicides, and was told, there were never any persons so foolish as to kill themselves“.

Damit man übrigens nicht den Eindruck gewinne, die Darstellung meiner eigenen Erfahrung sei auch nur im mindesten übertrieben, lasse ich jetzt einige Stimmen hören von Solchen, die in unseren Tagen in Marokko gewesen sind und über die Bevölkerung geschrieben haben.

Godard**), nachdem er in ähnlicher Weise wie der Schreiber dieser Zeilen die marokkanische Medicin beurtheilt hat, sagt S. 239, Bd. I.:

„Mais la principale branche de la médicine, celle que Malek (einer der großen Ritualisten der mohammedanischen Religion, und welcher besonders in Marokko maßgebend ist), luimême place audessus des autres, c'est l'emploi des versets du coran pour talisman. Des médicins vagabonds et les marabouts (Heilige) en font un grand commerce. Ils connaissent les formules qui guérissent de telle maladie ou qui préservent de tel danger. Ils les vendent tracées sur de petits morceaux de papier que l'on porte au cou dans des sachets semblables à nos scapulaires, ou bien on les écrit au fond de vase qui contient le liquide dont elles assurent l'efficacité. Les traductions d'Hippocrate, de Dioscoride et de Gallien ne soutiennent pas cette concurrence.“

Heinrich von Maltzan erzählt S. 127, Bd. IV***) wie er wider Willen in Arbat, einer Hafenstadt von Marokko, zum Arzt

*) Travels in Marocco by the late Richardson, London 1860.

**) Description et histoire du Maroc par M. Léon Godard, Paris 1860.

***) Drei Jahre im Nordwesten von Afrika, von H. Freiherr von Maltzan, Leipzig 1868.

gemacht wurde und dann mittelst Brausepulver, „welches auf die kindlichen Gemüther der Mauren einen großen Eindruck machte", großen Effect erzielte.

Einer der neuesten Reisenden in Marokko, Sgr. Edmondo de Amicis, sagt S. 144*) seines Werkes: „la medicina v'è esercitata quasi unicamente dai ciarlatani, dai negromanti et dai santi. Qualche sugo d'erba, il salasso la salsapariglia per il morbo celtico (d. h. venerische Krankheit), la carne secca di serpente o di camaleonte per le febbri intermittenti, il ferro rovente per le ferite, *certi versetti del Corano* scritti in fondo ai recipienti dei medicinali o sopra un pezetto di carta che il malato porta appeso, al collo, sono i rimedi principali."

Pietsch, welcher die deutsche Gesandtschaft nach Fes begleitete und in seiner bekannten Weise einen anziehend und interessant geschriebenen Bericht darüber veröffentlichte **), beschränkt sich darauf, auf die große Zahl der Kranken hinzuweisen, welche stets den Arzt der Gesandtschaft umlagerten, und von denen die „halb Erblindeten und Aussätzigen" die Widerlichsten waren, und als Hauptquelle dieser allverbreiteten Leiden glaubt er „den fürchterlichen Schmutz und die unglaubliche Unreinlichkeit" bezeichnen zu müssen. Eben der Arzt der Gesandtschaft, Hr. Dr. Dominik, aber hatte die Güte mir zu schreiben: daß in medicinischer Hinsicht seit meinem Besuche in Marokko sich absolut Nichts verändert habe, daß er einen Fortschritt in irgend einer Weise nicht habe constatiren können. Derselbe wird, wie in politischer Weise, auch nur dann erfolgen können, wenn europäische Mächte die Regelung der Verhältnisse des „äußersten Westosten" (maghreb et aksa, d. h. Marokko) in die Hand nehmen.

Die Colonisation von Ostafrika.

Bei Uebernahme neuer Gebiete, gelegen in tropischen Gegenden, kommt es besonders darauf an, vorausgesetzt daß der Boden gut ist, zu wissen, wie ist das Klima? Können Weiße in den

*) Marocco di Edmondo de Amicis, Milano 1876.

**) Marokko, Briefe von der deutschen Gesandtschaft nach Fez von Ludwig Pietsch, Leipzig 1878.

Tropen leben? Welche Arbeitskräfte findet man? Endlich, welche Organisation haben wir den Colonien zu geben, können sie als gesellschaftliche „Compagnien“ organisirt sein, oder müssen wir sie der Regierung des Heimathlandes unterwerfen?

Betrachten wir zuerst das sansibarisch-ostafrikanische Klima, und ob Europäer dort leben können.

Man nimmt gewöhnlich an, daß es in den nächsten Breiten, um den Aequator herum während des ganzen Jahres regne. Das ist auch in der That der Fall, und Sansibar nimmt insofern an diesem äquatorialen Regenfall Theil, als die heftigeren feuchten Niederschläge erfolgen, wenn die Sonne im Zenith steht, es außerdem aber noch in jedem Monat schauert.

Auch 1885 hat es thatsächlich, abgesehen von der sehr heftigen Regenzeit im März und April, während aller Monate geregnet, und es ist nur zu bedauern, daß keine wissenschaftlichen Beobachtungen angestellt worden sind, um das Quantum des gefallenen Wassers zu messen. Sir John Kirk, der britische General-Consul, seit 25 Jahren auf Sansibar ansässig, meint aber, daß die Regenmenge von Jahr zu Jahr abnehme. Das würde übereinstimmen mit den Beobachtungen von verschiedenen Reisenden des südlichen Festlandes von Afrika, welche der Entwaldung die abnehmende Regenmenge dort zuschreiben.

In Sansibar, und dem entsprechend auf der Küste, hat man zwei Regenzeiten, von welchen die im März und April die bedeutendere, die im November die schwächere ist. Wenn schon im Allgemeinen die Feuchtigkeit auf Sansibar — einem kleinen Inselchen mitten im Meere — eine sehr große ist, so ist die Luft während der Regenzeit geradezu mit Wässerdämpfen gesättigt. Alles schimmelt und rostet jetzt, und hat man beständig damit zu thun, Kleidungsstücke oder Gegenstände aus Leder in den wenigen Stunden, wo etwa die Sonne scheint, den trocknenden Strahlen derselben auszusetzen, um einigermaßen die Sachen vor Fäulniß zu bewahren. Besonders vorsichtig muß man mit Büchern sein, da sie, sobald sie nicht alle paar Tage abgewischt werden, anfangen zu schimmeln.

Thaubildung auf der Insel Sansibar selbst kommt wegen der fast stets herrschenden nächtlichen Winde selten vor.

In seinem vortrefflichen Handbuch für Klimatologie sagt Dr. Julius Hann über das Klima p. 261:

„Sansibar hat ächt äquatoriale Wärmeverhältnisse. Der Temperaturunterschied des wärmsten und kältesten Monats erreicht kaum 3°" — nach meinen Beobachtungen, welche sich allerdings nur auf eine heiße und eine kühle Jahreszeit erstrecken, ist der Unterschied 5° — „die tägliche Wärmeschwankung beträgt 4,1°" — nach meinen Beobachtungen nur 2° — „und selbst die mittleren Monatsschwankungen der Temperatur erreichen durchschnittlich nur 7,0°. Die Jahresextreme (31,7° und 21,7°) liegen auch nur 10° auseinander, ja selbst innerhalb fünf Jahren hat man keine größeren Extreme beobachtet, als 32,6° und 20,4°". Während meines Aufenthalts betrug die größte Hitze 32°, während die niedrigste Temperatur 23,5° war. „Die mittlere relative Feuchtigkeit, hält sich fast das ganze Jahr hindurch bei 80°. Der durchschnittliche Dampfdruck 20 Millimeter. Die jährliche Regenmenge scheint großen Schwankungen unterworfen zu sein (zwischen 400 cm und kaum 120 cm). In den fünf Jahren 1874—78 fielen bloß 155 cm an 120 Tagen." Ich meine aber, daß diese Regenmenge viel zu gering angegeben ist. Ich möchte dies schließen aus der tropisch üppigen Vegetation der Insel, welche auf dem Sandboden sich in reichster Pracht entfaltet, was nur durch den starken Regenfall, durch das stetige Begießen zu erklären ist, da die vom Himmel fallenden Gewässer überdies wegen des porösen, aus löcherigen Madreporen bestehenden Bodens gleich in die Tiefe versickern. Ebenso glaube ich nicht, daß es richtig ist, wenn der Beobachter Robb, von dem Hann diese Daten entnommen hat, behauptet, das Innere der Insel sei ungesunder, als die Stadt. Im Allgemeinen sagt er aber: „Das Klima von Sansibar ist zwar constant heiß und feucht, aber doch nicht so schlecht, als sein Ruf; der Schädlichkeit desselben läßt sich durch zweckmäßige Lebensweise sehr wirksam begegnen."

Aeußerst selten sind Gewitter in Sansibar, und wenn sie vorkommen, fallen sie meist in den Anfang der großen Regenzeit, in den März. Sehr häufig sieht man aber die Gewitter auf dem Festlande, als Wetterleuchten und zwar zu allen Jahreszeiten.

Es giebt kaum Windstillen in Sansibar. In der kalten Jahreszeit, welche also ist, während die Sonne im Norden vom

Aequator weilt, wehen die aus der antarktischen Region kommenden frischen Südwinde, öfter mit einer Abweichung aus Süd-Süd-West, als Süd-Süd-Ost. Während dieser Zeit, welche mit der ersten Regenzeit im März beginnt, sinkt das Thermometer auf + 24° herab, etwa die niedrigste Durchschnittstemperatur. In der heißen Zeit, die mit der zweiten Regenzeit, im October, beginnt und ihren Höhepunkt im Januar und Februar erreicht, steigt das Thermometer auf 32°. Selten wird eine höhere Temperatur beobachtet, und dann würde es sich höchstens um einen Grad oder zwei handeln.

Aus diesem ersieht man, daß die Hitzegrade an und für sich keine so hohen sind. Wir haben z. B. in Deutschland fast in jedem Sommer an einigen Tagen eine Temperatur, die auf + 35° steigt. Wir haben in Nordafrika, in Syrien — ganz zu geschweigen von den Küsten des Rothen Meeres — in Egypten, am Mittelmeere 2c. 2c. Gegenden und Orte, wo im Sommer das Thermometer auf + 40, ja + 45° steigt, also viel höhere Zahlen aufweist, als man sie je in Sansibar beobachtet hat oder beobachten wird.

Das für den Menschen Fatale in der Temperatur von Sansibar liegt nun aber darin, daß kein Wechsel stattfindet, sondern die größte Gleichmäßigkeit herrscht, die man sich nur denken kann. Wenn wir bei uns Nachmittags während einiger Stunden, einige Tage hintereinander, vielleicht die eben namhaft gemachte Temperatur von + 35° zu erdulden haben, so kühlt sich gegen und bei Sonnenuntergang die Temperatur so ab, daß selbst die heißesten Sommernächte kaum 20° Wärme aufweisen. Und wenn in Alexandria, Catania oder in Kairo die Wärme im Sommer auf über 40° Nachmittags im Schatten kommt, so sind die kühlen Nächte, und besonders die frischen Frühmorgen, für die dort Lebenden eine Quelle der Erholung. Nicht so in Sansibar, wo Tag für Tag, Nacht für Nacht in der kalten Jahreszeit das Thermometer seinen Standpunkt von + 25°, in der heißen ebenso den von 32° nicht verläßt. Also gar keine Erholung, gar keine Abkühlung! Und um so empfindlicher sind diese Temperaturen, als auch die Luft noch den denkbar höchsten Feuchtigkeitsgehalt zeigt. Ja, man kann dreist behaupten, wenn nicht der kräftige Luftzug, der sich oft zum Sturm steigert, und der namentlich auch

Nachts weht, was z. B. in Suakim, Massaua, Assab, Obock und Aden nicht der Fall ist, wenn dieser Luftzug nicht wäre, dann würde das Klima bald für die Menschen ganz unerträglich sein. Dieser kühlende Wind verursacht aber eine schnellere Verdunstung auf der Hautoberfläche, mithin eine Erkältung derselben.

Wenn man nun auch aus Vorstehendem berechtigt ist, das Klima auf Sansibar als kein angenehmes zu bezeichnen, so würde man viel zu weit gehen, wollte man es schlechtweg ein ungesundes nennen. Jedenfalls hat aber der britische Generalconsul Kirk eher Recht, als die Europäer, wenn er im Gegensatz zu diesen behauptet, der Aufenthalt auf der Insel selbst sei gesünder, als der in der Stadt. Das bedarf keiner weiteren Begründung, wenn ich aufführe, daß die ganze Stadt errichtet ist auf und zwischen den Gräbern der vielleicht seit tausenden von Jahren dort wohnhaft gewesenen Menschen.

Das Klima von Sansibar kann man ein entnervendes nennen, aber eben nur für die, die sich gehen lassen. Wenn es wahr ist, daß in den Tropen die Leber eine erhöhte Thätigkeit entwickelt, bei geringerer Function der Lunge, dann kann man, vorausgesetzt, daß dem so ist, den Europäern nur rathen, sich mehr den körperlichen Exercitien hinzugeben, um dadurch die Lunge oder das Athemholen mehr in Bewegung zu setzen. In der That befinden sich die Individuen am besten, welche am meisten trotz der erschlaffenden Hitze sich körperlichen Exercitien hingeben.

An der Küste und im Innern finden andere Verhältnisse statt. Die Feuchtigkeit der Luft nach dem Innern zu schwindet mehr und mehr; die Winde, beeinflußt von den örtlichen Erhabenheiten, erfahren Ablenkungen, und Wälder und Gebirge, sowie Hochebenen bringen große Verschiedenheit in den Temperaturen hervor. Aber so wenig erforscht ist der Osten von Afrika in klimatisch-meteorologischer Beziehung, daß wir mit Bestimmtheit nur allgemeine Angaben machen können. Da würde es aber höchst leichtfertig sein, wenn man diese Gegenden, welche im Allgemeinen viel mehr die Bedingnisse besitzen, die man als gesund bezeichnen kann, von vornherein als ungesund hinstellen wollte.

Wir finden bis jetzt an der Ostküste Afrikas nirgends eine eigentliche europäische Colonie — ich rede nur von der vom Cap

Delgado an nordwärts verlaufenden Küste —, wenn nicht die in den letzten Jahren an einzelnen Punkten dort stationirten britischen Consuln und Agenten, sowie die Missionare in Bagamoyo und Mombassa als solche genannt werden könnten. In Bagamoyo leben die Missionare leider in keinen besonders hygienisch erbauten Häusern, darunter verstehe ich hohe Gebäude mit freiem Luftdurchzug unterhalb der Wohnung, gewissermaßen Landpfahlbauten. Trotzdem ist dort keine abnorme Sterblichkeit, was um so mehr zu verwundern ist, weil die Anstalt in einer von Sumpfland umgebenen Gegend liegt. Auch in Mombassa lebt die Gesellschaft der britischen Missionare in guten gesundheitlichen Verhältnissen, und in Lamu, wo es theoretisch bedeutend heißer als auf der meerumspülten Insel Sansibar sein müßte und welches der Beschreibung einzelner mißvergnügten Seelen nach aus einem einzigen Sumpfloch besteht, ist es in der That stets 3 bis 4° kühler, als auf Sansibar, und daß Malaria und Sumpffieber keineswegs immer dort grassiren, trotzdem alle Bedingungen localer Natur für diese Krankheit dort vorhanden sind, haben die Gebrüder Denhardt bei ihrem langen Aufenthalt daselbst und kürzlich die Usagara-Herren während ihrer von dort unternommenen Reisen bewiesen. Noch weniger liegen Nachrichten vor über die klimatischen Verhältnisse aus dem Innern, wenigstens nicht solche, die zuverlässig sind. Aber selbst Diejenigen, die der Tropenbesiedlung abhold sind, werden zugeben, daß Inner-Ostafrika keineswegs mehr Grund zu Befürchtungen bietet, zu größeren, als sie eben überhaupt in den Tropen vorkommen. Große Wälder wie an der Westküste existiren nicht, oder man findet sie nur an den Seiten der Flüsse. Das ansteigende Land, entweder mit parkähnlichem Baumwuchs oder hohem Graswuchs bestanden, erfüllt aber alle Eigenschaften, die man einem gesunden Lande beizulegen berechtigt ist. Dies hat denn auch Capitän Bloyet, der fünf Jahre hindurch in Usagara mit seiner Gattin gewohnt hat, durch seinen dortigen Aufenthalt bewiesen. Ich war so glücklich, ihn kennen zu lernen, als er von Usagara zurückkam, und mit ihm zusammen die Reise von Sansibar nach Aden zu machen. Wenn Graf Pfeil, der, nicht weit von dem französischen Ehepaare wohnend, in Usagara sich einer minder guten Gesundheit erfreute, so lag das an den mehr als dürftigen Wohnungsverhältnissen und wohl noch

mehr an dem Mangel an guten Lebensmitteln, worin man ihn zurückgelassen hatte.

Da die Insel selbst für den Aufenthalt für Europäer nicht weiter der Gegenstand klimatischer Untersuchung zu sein braucht, weil dort lebende Europäer kaum Veranlassung haben werden, daselbst Grundbesitzer zu werden, oder wegen der Kleinheit der Insel doch nur für wenige dort Raum ist, so interessirt uns hier in erster Linie das Festland. Aus dem Vorstehenden, glaube ich, geht aber schon zur Genüge hervor, daß ich weder auf dem Standpunkt stehe, aus theoretischen Gründen von vornherein das Klima als ein durchaus ungesundes hinzustellen, noch den weißen Einwanderer als nicht acclimatisirbar zu betrachten. Richtige Folgerungen können aber überhaupt erst dann gemacht werden, wenn jahrelange Erfahrungen vorliegen über den Aufenthalt nicht Einzelner, sondern vieler dort lebender Europäer.

Im Allgemeinen ist es gewiß richtig, zu sagen, daß da, wo große Waldungen, Sümpfe, große Flüsse, Lagunen und niedriges Schwemmland ist, das Klima, d. h. die Luft, weniger geeignet zum Aufenthalt für den Menschen ist, als dort, wo Hochland, lichter Wald, Savannen-Gebiet und weniger vom Wasser durchtränkter Boden sich befindet. Aber es ist nicht erwiesen, daß erstere Gebiete schädlicher wirken auf den weißen Menschen, als auf den schwarzen; der Satz, den der sonst so ausgezeichnete Ethnologe Friedrich Müller in seinem Lehrbuche der Ethnographie S. 43 aufstellt: „Wie bekannt, trotzt der Neger jenem Klima, dem der Europäer auf die Länge der Zeit erliegt“, hat vielleicht nur insofern Anspruch auf allgemeine Berechtigung, weil der Neger, wenn er sich in sumpfigen Niederungen aufhält, arbeitet, der Weiße aber nicht, und dies sein Nichtsthun womöglich noch durch alkoholische Genüsse schädlicher für die Gesundheit macht. Das ist's, was ihm Verderben bringt. Es liegen gar keine statistische Angaben darüber vor, wie viele Eingeborne zu Grunde gehen oder nicht, während über jeden Todesfall der Europäer Buch geführt wird. Würden wir z. B. auch nur oberflächlich ermitteln können, wie viel Eingeborene in Sansibar sterben, so, ich bin fest davon überzeugt, würde die Sterblichkeit der Eingeborenen bedeutend größer sich ergeben, als verhältnißmäßig die der Europäer. Ich stehe daher nicht an, zu behaupten, der

Europäer verträgt das Klima unter den Tropen ebenso gut, wie der Eingeborene, falls er arbeitet und in der Lebensweise sich dem Klima mehr anschmiegt, wie der Eingeborene thut.

Es ist ganz unrichtig, immer zu meinen, die Schwarzen arbeiteten gar nicht. Selbst dort, wo der Schwarze in sumpfigen, reichen tropischen Gegenden weilt, muß er, falls er nicht verhungern will, auch seine Felder bestellen, sei es, daß er süße Kartoffeln oder Yambs in die Erde bettet, oder das Feld für die Negerhirse herrichtet. Der Ausspruch: es wächst Alles den Schwarzen in den Mund, ist absolut in Afrika nicht anzuwenden und vielleicht nirgends. Gerade in den tropischen, fruchtbarsten Gegenden ist die Arbeit die schwierigste. Der Boden muß vom Wald gesäubert werden, was wegen des schnellen Wiederwachsens der Bäume und des Buschwerks keine leichte Arbeit ist. Aber gerade dies Arbeiten befähigt den Eingeborenen, leichter in diesen Gegenden auszuhalten, als den nichtsthuenden weißen Einwanderer.

Auf alle Fälle, meine ich, ist die Arbeit der Schwarzen unter den Tropen, wenn nicht als Hauptgrund, so doch als ein wichtiger mit in Betracht zu ziehen, daß sie das heiße Klima besser vertragen, als die Weißen. Damit, ich betone es, möchte ich aber nicht gesagt haben wollen, daß überhaupt ihr Körper widerstandsfähiger im Allgemeinen sei, als derjenige der Angehörigen der weißen Rasse.

Absichtlich vermeide ich es, über jene höher gelegenen Gegenden zu reden, da sie gar keinen Grund bieten, keinen andern wenigstens als die Hitze der Tropen, Betrachtungen anzustellen, ob sie gesund oder schädlich seien für Europäer.

Der Europäer wird also das Klima unter den Tropen ebenso gut wie der Eingeborene vertragen, wenn er sich bemüht, annähernd so zu leben, wie die Eingeborenen. Ja, er verträgt es dann vielleicht besser. Dahin gehört also in erster Linie, die Annahme und den Glauben zu zerstören, der Europäer müsse die körperliche Arbeit meiden. Gerade diese ist es, welche ihn befähigt, den Einflüssen größeren Widerstand entgegen zu setzen. Auch in unseren Gegenden, sogar in unserem kalten Deutschland, haben wir Gegenden, wo man von beständigen Fieberherden sprechen

kann; sie sind aber weniger verderblich für den Menschen, weil man dort dem Klima gemäßer lebt, besonders aber, weil die dort Wohnenden arbeiten, und sie würden noch weniger von Fiebern befallen werden, wenn die in den Niederungen wohnenden Menschen davon ablassen könnten, zu ebener Erde zu hausen. Der Europäer würde in der heißen Gegend viel weniger Ursache zur Klage und Grund zu Krankheiten haben, wenn er sich herbeilassen wollte, sich in seiner Bekleidung mehr den Eingeborenen anzuschmiegen. Ist es nicht geradezu widersinnig, in einer Gegend, welche eine Temperatur hat, die sich der Blutwärme des Menschen nähert, diese von der Sonne hervorgerufene Wärme und die des menschlichen Körpers noch erhöhen zu wollen, durch übermäßig dicke Bekleidung, durch Woll-Regime? Unter 100 Europäern, welche nach den Tropen gehen, giebt es aber kaum fünf, welche Muth haben, gegen dies englische Vorurtheil anzuschwimmen, trotzdem die ganze Natur, welche wir dort vorfinden, im eingeborenen Menschen sowohl, wie im Thiere uns täglich predigt, sich mit dem zu begnügen, was sie gegeben. Genug Wärme erhält man doch gewiß, ja man kann sagen zu viel für den menschlichen Organismus, gerade die übermäßige Hitze ist es hauptsächlich, welche für die Menschen verderbenbringend ist. Ihr widersteht der Eingeborene leichter, weil er seit Tausenden von Jahren sich erblich daran gewöhnt hat, weil dem vom Norden Kommenden diese Gewohnheit fehlt, und ihr hat der Eingeborene widerstanden, weil er die durch starke Insolation hervorgerufene Wärme nicht noch erhöht durch übermäßige Bekleidung. Ich glaube aber, daß der Rassenunterschied zwischen hellen und dunklen Menschen nicht so groß ist, als daß diese Gewohnheit nicht erlangt werden könnte, besonders wenn man davon absehen wollte, der natürlichen Hitze die künstliche hinzuzufügen; haben sich doch die weißen Araber, die Baniya, die Parsen daran gewöhnt. Freilich, Flanell tragen sie nicht; trinken sie aber Schnaps, dann unterliegen sie den Folgen, wie die Europäer.

Der dunkle Mensch acclimatisirt sich in unseren Breiten; warum sollte der helle Mensch sich unter den Tropen nicht acclimatisiren können? Der Schwarze hat sich doch auch einmal acclimatisiren müssen, und zwar so, daß er sogar schwarz davon wurde, denn die Annahme, daß vor Hunderttausenden von Jahren

alle Menschen hell gewesen, wir also mit den Schwarzen von einem und demselben Stamme sind, wird heutzutage wohl kaum mehr Gegner haben. Und wenn man sieht, wie empfindlich gewisse Menschen — besonders Semiten — sind, wie leicht sie an der Sonne bräunen, und wenn man dann mit Müller annimmt, daß in Folge geringerer Oxydation in den Lungen, durch die erhöhte Leberthätigkeit, die unterste Oberhautschicht mit dunklem Farbstoff gefüllt werde, dann kann man sich das Dunkelwerden der ursprünglich hellfarbigen Menschen unter dem Einflusse der tropischen Sonnenbestrahlung genügend erklären. Nur muß man sich Tausende, vielleicht Zehntausende von Jahren Zeit zur Veränderung denken. Wie aber bedeutende, ja die bedeutendsten Naturforscher sich manchmal die Dinge zurecht legen, um Anderen ihre Meinungen mundgerecht zu machen, geht am besten aus Darwin hervor, der, um den Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen hervorzuheben, S. 219 schreibt — Darwin, descent of man — „nun hat Mr. Murray sorgfältig die Pediculi in verschiedenen Gegenden gesammelt von verschiedenen Menschenrassen, und er hat gefunden, daß sie nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Structur ihrer Füße und Glieder verschieden sind." Indem Darwin noch weitere unterschiedliche Merkmale der auf anderen Rassen lebenden Parasiten anführt, fährt er Seite 220 fort: „und die Thatsache, daß Menschenrassen von specifisch verschiedenen Parasiten heimgesucht werden, drängt aufs Schönste dazu, die Rassen selbst als verschiedene Species zu classificiren". Wenn man nur nicht immer so viel classificiren wollte, so daß man sogar die Parasiten als Hauptbeweis bei dieser Frage ins Treffen zu führen sich gezwungen sieht! Nun, ich kann aus eigener Erfahrung anführen, daß Parasiten verschiedenster Afrikavölker, sei es nun von solchen, die von Hamo-Semiten oder auch von Negern herstammen, leider, auf dem indo-germanischen Körper sich wohlfühlen und fortpflanzen und vielleicht sogar in günstigerer Weise, womit ich indeß nicht gesagt haben will, daß ich die Aussage von Herrn Murray, daß sie verschieden seien von den in Europa hausenden Parasiten, nicht für wahr halte. Ich habe nur aus der Thatsache die theoretische Folgerung als durchaus unberechtigt hinstellen wollen.

Der Boden, das Klima und die Zeit verändern Alles, sowohl die Pflanzen, die Thiere, als die Menschen. Nur muß man große Zeiträume annehmen, geschichtliche Perioden genügen kaum. Deshalb sind die Menschen unter den Tropen andere geworden und die dort auf ihnen lebenden Parasiten können in ihrer Farbe und ihrer Structur andere als bei uns sein, ohne daß dies mit den Menschen etwas zu thun hat.

Was ist „Species?“ ruft schon der große Darwin aus, wobei ich gleich hier betonen möchte, daß es für ihn, der auf allen Gebieten der Naturwissenschaft so große Anregung gegeben hat, ja gar nicht zweifelhaft ist, daß alle Menschenrassen von einem gemeinsamen Stamme herrühren. Vielleicht ist aber das der wichtigste Beweis für die Einwanderung der Schwarzen in die Tropengegend und ihr Dunkelwerden, daß sie hell, aschgrau wenigstens, zur Welt kommen. Und nicht nur Negerkinder zeigen diese Eigenthümlichkeit, sondern auch Australier und solche Kinder, welche von anderen Dunkelhäutern unter den Tropen — in anderen Erdtheilen geboren werden.

Ueberall auf der Erde — es ist eine bekannte Thatsache — weicht der Schwächere vor dem Starken zurück, und da der Weiße, körperlich und namentlich geistig, der Stärkere ist, wirder auch in dem dunklen Erdtheil der Uebrigbleibende sein. Es ist irrthümlich, zu meinen, daß die Eingeborenen Afrikas lebensfähiger gegenüber den Weißen seien, als sich die Eingeborenen der anderen Welttheile, z. B. die Indianer in Amerika, gezeigt haben. Wenn wir in diesem Augenblick eine Zählung vornehmen könnten in Afrika und eine solche vom Anfang dieses Jahrhunderts hätten, so ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß man eine Abnahme der eingeborenen Bevölkerung von mindestens 50 Procent constatiren würde. Sei es nun, daß Krankheiten, Sclavenjagden, Kriege hervorgerufen durch europäische Einmischung, wie z. B. in Aegypten, bei den Aschanti, bei den Zulu und durch europäische Beeinflussung entstandene Völkerverschiebungen dies bewerkstelligt haben, oder daß der civilisirende Einfluß im Allgemeinen, dessen plötzlichen Ansturm die Eingeborenen nicht ertragen können, Grund dazu war.

Wir sehen in Afrika dies in allen den Gegenden, wo Europäer in Menge auftreten als Eingewanderte. So in den

großen Städten Alexandrien, Kairo, Algier, Bone, Constantine, Oran, in der Capcolonie und Natal. Und wenn das europäische Element erst in stärkerer Weise auftritt, dann wird die Wirkung noch eine schnellere und größere sein. Die Einwirkung desselben — abgesehen von der südlichsten Spitze von Afrika — macht sich ja überhaupt erst seit einem Menschenalter als ein Ferment zwischen den Eingeborenen geltend. Da, wo es geschieht, finden wir aber, wie Gerland das besonders nachgewiesen hat, daß die eingeborenen, niedrig veranlagten und entwickelten Völker den höher in Cultur stehenden weichen und erliegen.

Wenn ich aber aus Vorstehendem glaube berechtigt zu sein, auf die Existenzfähigkeit der Weißen in Ostafrika schließen zu dürfen, und meine, nachgewiesen zu haben, daß der Weiße ebenso gut sich wird accommodiren können wie der dort lebende Eingeborene, so möchte ich nochmals wiederholen, daß dies Land sich nicht zur Massen-Einwanderung eignet. Wir können eben plötzlich nicht ganz so leben wie die Eingeborenen, und wenn wir uns in diesen tropischen Gegenden auch bemühen müssen, annähernd die Erfahrungen unserer, seit Tausenden von Jahren dort lebenden schwarzen Mitmenschen zu Nutze zu machen, wenn wir andererseits unsere eigenen auf Wissenschaft und Kunst sich stützenden Beobachtungen und Ergebnisse mit dorthin verpflanzen, der Uebergang ist zu schroff, zu groß, um gleich im Großen versucht werden zu können. In unseren Augen ist das Leben des Menschen zu kostbar, um gleich in großer Zahl riskirt werden zu können. Wir haben bislang mit Besiedelung unter den Tropen zu wenig Erfahrung, um genügend urtheilen zu können. Die Versuche, welche die Franzosen in Cayenne oder am Senegal gemacht oder im vergangenen Jahrhundert in Madagascar machen wollten, beweisen wegen ihrer geradezu fehlerhaften Anlage absolut gar nichts; eigentliche Colonisationsversuche mit „eigener" Arbeit wurden nicht gemacht und noch weniger war von einer Auswanderung dahin die Rede; ebenso wenig haben jemals die Spanier und Portugiesen in ihren Colonien „selbst" Ackerbau-Arbeiten unternommen, sondern sie arbeiteten nur mit Eingeborenen oder mit von Afrika hergeschleppten Sclaven. Dasselbe läßt sich von den, von den Holländern ins Leben gerufenen Colonien sagen. Da aber, wo Deutsche und Engländer bis jetzt als Auswanderer colonisirt haben,

in der Union und Australien, fanden sie das gleiche Klima und etwa gleiche Bodenbeschaffenheit.

Ich stimme vollkommen mit dem schon mehrfach erwähnten Professor Müller überein, wenn er p. 50 in seinem ethnologischen Werke sagt: „Wir wissen, daß mäßige Arbeit den Menschen sittigt und veredelt, während Müßiggang denselben moralisch zu Grunde richtet." Wenn er aber fortfährt: „Daher finden wir in den Tropenländern die Sclaverei und den Servilismus zu Hause, die um den Preis des lieben Müßigganges Alles über sich ergehen lassen, was der Despotismus über sie verhängt" —, dann meine ich, die Sclaverei war doch nicht blos ein Product der Tropenländer; wie lange ist es denn her, daß in Europa Sclaverei und Leibeigenschaft, was ja im Grunde genommen dasselbe ist, aufgehoben worden sind?

Die Sclaverei und die Leibeigenschaft haben nichts mit den climatischen Zonen, auch nichts mit den Racen der Menschen zu thun. Sie sind ein Ergebniß des Kampfes des Starken mit dem Schwachen, ein Ergebniß der rohen Gewalt, wie wir Sclaverei ja sogar im Thierreich wahrnehmen. Und erst, als nach unseren heutigen ethischen Begriffen eine edlere Anschauung über unsere Mitmenschen sich ausbildete, fand man die Sclaverei verabscheuungswürdig.

Die Sclaverei hat auch gar nichts mit der Religion zu thun. Wir fanden sie bei den Griechen und Römern, wir hatten und haben sie bei den Völkern mit monotheistischen Religionen; bei letzteren sehen wir sogar, wie man eigene Vorschriften hinsichtlich derselben gegeben hatte. Ich erinnere nur an die Sclavenjagden der Malteserritter und an die bis an unsere Zeit hinanreichende Sclaverei, wie sie zum Theil noch in Amerika, in Brasilien und Cuba besteht und von der Religion sanctionirt wird.

So werden denn auch in Afrika die Deutschen, welche an der Ostküste ihr Glück versuchen wollen, sich vor der Hand darauf zu beschränken haben, zu cultiviren, d. h. Plantagen zu errichten und den Handel nebst der Industrie zu entwickeln, besonders auch die Schätze zu heben, welche in so überaus reichem Maße das Pflanzenreich bietet; das Thierreich auch hat nicht zu unterschätzende Hilfsquellen, sind doch jetzt Elfenbein, Straußenfedern und Schild-



patt, sowie Felle Hauptausfuhrartikel. Wichtig für die Zukunft dürfte das dort so häufig vorkommende Krokodil werden.

Die weiße Bevölkerung, welche Afrika als Wohnsitz wählt, sei es, um Handel zu treiben, oder um den Boden nutzbar zu machen, hat vor Allem sich auf sich selbst zu verlassen; aber ohne dabei die Mithilfe der Eingeborenen zu verschmähen; im Gegentheil, gerade weil diese dort sind, werden an ihnen die Weißen eine mächtige Hilfe haben. Und so werden die Weißen muthig die „Arbeit" beginnen. Und wenn die Cultivation mit Arbeit begonnen wird, und wenn die weißen Ankömmlinge sich von jenen altverrosteten Vorurtheilen befreien können, daß man mit Zagen die Tropen*) betritt, dann wird das Werk gelingen!

Jene aber, die nur Verderben und Unheil in dem Erwerb jener reichen äquatorialen Gegenden erblicken wollen, sollten doch bedenken, daß, wenn sie nicht in deutsche Hände gekommen wären, andere Nationen sie genommen hätten; daß dies blos eine Frage der Zeit war, muß aber für Jeden einleuchtend sein. Die Geschichte und unsere Nachkommen würden uns Unrecht geben, wenn wir nicht zugegriffen hätten, um dem Vaterlande neue Absatzgebiete zu erschließen und neue bisher nicht benutzte Schätze zuzuführen.

Immer wird trotz aller Maschinen und künstlichen Kräfte, die der Geist des Menschen ersonnen hat, die Arbeitskraft desselben der wichtigste Factor bleiben im Kampfe ums Dasein. Es wird die Zeit kommen, wo wir vielleicht die Kraft der Pferde nicht mehr nöthig haben, wo Elephanten und Kameele nur in zoologischen Gärten als Merkwürdigkeiten gezeigt werden, aber der menschlichen Arbeitskraft werden wir uns nie ganz entschlagen können. Je mehr Dampfmaschinen erfunden und in Bewegung gesetzt werden, desto mehr Menschen finden dabei Verwendung.

*) Das Auftreten vieler Europäer in den Tropen erinnerte mich vielfach an jene Menschen, die schon aus bloßer Furcht krank werden, wenn sie von Epidemien hören und in von Epidemien inficirte Gegenden kommen. Es ist mir vorgekommen, daß, wenn einem Herrn gesagt wurde „Sie sehen fiebrig aus, haben Sie das Fieber?" — er plötzlich krank wurde, auch wenn er ganz gesund war. Die Furcht vor den Tropen wirkt vielfach wie die Furcht vor der Cholera.



Es giebt zudem gewisse Arbeiten, welche nicht durch Maschinen bewältigt werden können. Oder aber es treten Umstände ein, wo Maschinen die Arbeit nicht so preiswürdig liefern, wie die menschliche Arbeitskraft, wo entweder das Hinschaffen der Maschinen zu kostspielig ist, oder aber durch den Kohlenverbrauch die Anwendung derselben sich verbietet.

Dies und vielleicht noch andere Umstände sind es, wo man der Menschenarbeit den Vorzug giebt vor den Maschinen. Namentlich ist dies in fast allen Colonien der Fall, die entweder weit entfernt gelegen sind von den europäischen Culturländern oder von den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dies letztere, in so hohem Maße durch natürliche Reichthümer begünstigte Land hat die Folgen des secessionistischen Krieges eben nur dadurch so schnell verwinden können, daß fast an Ort und Stelle Kohlen, und für die außer Thätigkeit gesetzten Arbeitskräfte Maschinen beschafft werden konnten. Man kann sich denken, welche Wirkung es in der Bebauung der Zucker-, Baumwoll- und Tabakfelder hervorbringen mußte, als ca. 4,000,000 Sclaven durch den Krieg befreit, also arbeitsunfähig wurden. Jetzt sind die Folgen überstanden, zum Theil arbeiten die ehemaligen Sclaven freiwillig, zum Theil wird die Arbeit mit Maschinen verrichtet.

In den Ländern, wo, wie in Brasilien und Cuba, die Landbesitzer bis jetzt unterlassen haben, Maschinen einzuführen, überdies Kohlen nicht so unmittelbar in der Nähe sind wie in der Union, existirt noch jetzt die Sclaverei. In den Theilen der Tropen, wo man sie abgeschafft hat, sucht man sich mit Kulis oder Chinesen zu behelfen. Die Sclaven für Amerika hat ausschließlich Afrika geliefert, abgesehen von den wenigen Indianern, die beim Beginn der Plantagenwirthschaft in Amerika Verwendung fanden. Hinlänglich ist hierdurch der Beweis erbracht, wie reich an menschlicher Arbeitskraft der afrikanische Continent gewesen sein muß; in der That, ebenso reich an körperlicher Arbeitskraft, wie er unergiebig bis jetzt geblieben ist an geistigen Producten.

Dies giebt uns aber zugleich einen Fingerzeig, daß bei einer Bewirthschaftung des Bodens in Afrika vor Allem das Augenmerk auf das kostbarste Product, was überhaupt nur ein Land hervorbringt, auf den Menschen, zu lenken ist. Leider ist Afrika in seiner

Gesammtheit gar nicht mehr so bevölkert, wie man in den meisten geographischen Lehrbüchern annimmt.

Aber dennoch hat Afrika bis jetzt noch immer Menschen abgeben können als (Sclaven) Arbeiter nach Außen. Freilich, seit Jahren hat dies gewaltsame Fortführen, besonders zuletzt von der Ostküste, dann das ewige Kriegen unter den verschiedenen Stämmen und Völkern geradezu eine Entvölkerung ganzer Gegenden zur Folge gehabt. Und in nicht geringem Maße haben dazu beigetragen die abergläubischen Gebräuche, die oft genug mit Tod, Verbrennung &c. dem Leben ein Ende machten.

Es sind indeß in den von Deutschen erworbenen Gegenden, sowohl an der West- wie an der Ostküste, Menschen genug vorhanden, besonders an der Westküste, wo seit nunmehr 20 Jahren der Export von Menschen fast ganz aufgehört hat. Wir müssen diese Eingeborenen als das schätzbarste Arbeitsmaterial, als das kostbarste Product, als den größten Reichthum des neu erworbenen Landes betrachten. Denn bei Bearbeitung des Bodens darf man, bei den Entfernungen von Deutschland, da bis jetzt dort noch keine Kohlen gefunden wurden, an Maschinenkraft nicht denken. Ebenso wenig kommen die Kräfte der einheimischen Thiere, Rinder, Elephanten &c., vor der Hand in Betracht. Nächst der menschlichen Kraft liegen wichtige Krafthebel zur Bearbeitung des Bodens und der Producte in der Verwerthung der fließenden Gewässer und des Windes; aber nicht überall haben wir Ströme, Flüsse und Bäche, und nicht überall können wir auf regelmäßige Passatwinde, hinlänglich stark, um als Kraft dienen zu können, rechnen.

Den Menschen finden wir entweder schon an Ort und Stelle, oder wir können ihn hinverpflanzen, wohin wir selbst unsere Schritte lenken, um uns niederzulassen und den Boden nutzbar zu machen. In den von der ostafrikanischen Gesellschaft zuerst erworbenen Gebieten Usagara &c. ist eine verhältnißmäßig spärliche Bevölkerung, aber auch sie muß verwerthet werden; die ewigen Sclavenjagden, die gesetzlosen Zustände des Landes, und vor Allem abergläubische Gebräuche haben dazu beigetragen, die Einwohner mehr als zu decimiren. Besser scheint es mit der Dichtigkeit der Bevölkerung in der jüngst von Graf Pfeil erworbenen Provinz Chutu zu stehen, und die Gebiete, welche sich um den Gebirgsstock des Kilimandjaro und des Kenia gruppiren, sind

verhältnißmäßig gut bevölkert. Auch die Landschaften östlich von diesem Hochland, das Alluvialgebiet des Tana und Djuba (Sultanat Witu) erfreuen sich einer relativ dichten Bevölkerung. Gehen wir von da weiter nordwärts, so gelangt man zu der vom indischen Meere und dem Golf von Aden bespülten Halbinsel der Somali. Ein Land, noch fast vollkommen unbekannt. Aus den dorther stammenden Producten ist man aber schon gewiß berechtigt, dies Land keineswegs, wie das so manchmal geschehen ist, als Wüste zu bezeichnen, sondern als eine Savanne, eine Weidegegend, wie wir sie östlich vom Felsengebirge, in den Ebenen von Dakota, Nebraska, Kansas und Texas finden. Diese ungeheuren Weidegebiete der Vereinigten Staaten, größer als halb Europa, bilden eine stets größer werdende Quelle des Reichthums für die Union und zeigen, daß auch solche Gegenden Hunderttausende von Menschen ernähren können. Die Savannengebiete der Somalihalbinsel scheinen eine sehr spärliche Bevölkerung zu haben, so daß dieselbe in einem aus kundiger Feder stammenden Artikel in der Times of India vom 12. Mai 1885 auf nur 500,000 Seelen angegeben wird. Wenn man bedenkt, daß das Gebiet der Somali etwa zweimal so groß wie Deutschland ist, immerhin eine äußerst dünne Bevölkerung.

Die Eingeborenen dieser Länder, welche sich von jetzt ab der deutschen Reichsoberherrlichkeit erfreuen werden, bestehen aus sogenannten Bantustämmen, zu welchen wir auch die Suaheli rechnen müssen, aus den Galla-Triben und den eben erwähnten Somali. Dazu kommen im Hinterlande noch Negerstämme, welche vielleicht der Bantufamilie, vielleicht schon den Sudan-Negern beizuzählen sind. Zwischen ihnen wohnen oder halten sich zeitweise auf, oder sind auch schon seit hunderten von Jahren mit ihnen vermischt Araber, besonders aus der südlichen Hälfte der großen arabischen Halbinsel stammend, endlich an der Küste Völkerschaften aus Indien.

Wenn auch weder die Sprache ein gemeinsames Band um diese Völker windet, noch auch ihr Ursprung derselbe ist, noch weniger aber eine politische Einigkeit besteht oder je bestand, so haben sie doch viel Gemeinsames in ihren Einrichtungen und in ihrer Lebensweise. Vor Allem gehört hierher, als höchst bedeutsam für eine Bewirthschaftung des Bodens, die Sclaverei. Bevor

Portugiesen und Araber — an der Ostküste haben sich die Spanier weniger um den Sclavenhandel verdient gemacht, als an der Westküste — den eigentlichen Sclavenhandel im Großen ins Leben riefen, der so verderblich auf die Verhältnisse der Eingeborenen wirkte, fanden wir schon seit dem grauesten Alterthum in diesen Gegenden nicht nur die Sclaverei, sondern auch den Sclavenhandel nach Außen in Blüthe. Es läßt sich das aus den ältesten geographischen Werken nachweisen. Aber so lange man keinen Plantagenbau kannte, wobei sich als Plantagenbesitzer auch die Araber direct betheiligten — wir erinnern nur an die Kaffee-, Pfeffer- und Nelkenanlagen — war in der alten Zeit sowie im Mittelalter der Sclavenbedarf ein geringer. Man brauchte sie nur für die Reichen als Diener und Haremsfrauen, und wenn wir auch annehmen, daß damals halb Asien aus Ostafrika versorgt wurde mit Sclaven, so machte das doch bei Weitem nicht so viel an Menschen aus, als später, wo die Plantagenwirthschaft entstand und nun ein Sclaven-Exportgeschäft en gros ins Leben gerufen wurde.

Es wurde eben angeführt, daß allen Völkern Ostafrikas — wie überhaupt des ganzen Erdtheils, soweit er noch in den Händen der Eingeborenen ist — gemeinsam die Sclaverei sei. Von eigentlichem inneren Sclavenhandel ist indeß nie in Afrika die Rede gewesen. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht hier und da Sclaven und Sclavinnen verkauft wurden, daß nicht Menschenmärkte in den größeren Ortschaften bestanden hätten. Aber das eigentliche Handeln mit Menschen existirte unter den Eingeborenen nicht, es wurde erst in der Folge durch Spanier, Portugiesen und Araber organisirt und hat dann später die grausamen Sclavenjagden gezeitigt.

Was bei den Eingeborenen als Sclaverei bestand und auch noch heute besteht, ist eher eine Leibeigenschaft, wie sie bei uns in Europa bis in die neueste Zeit in einigen Ländern noch bestanden hat. Und dieser Zustand der Leibeigenschaft oder, wenn man will, der Sclaverei, ist keineswegs ein so harter, wie man gemeiniglich annimmt. Man muß sich nur immer vergegenwärtigen, daß diese Völker von dem Begriffe eines freien Mannes, wie wir ihn uns denken, gar keine Vorstellung haben oder doch eine ganz andere sich davon machen, wie wir.

Alle Reisenden stimmen darin überein, daß bei den Mohammedanern, sowohl bei den Türken, wie bei den Arabern, Persern und indischen Muselmanen, die Sclaven keineswegs ein schlechtes Loos haben. Das Schicksal der Sclaven ist nur dort ein hartes, wo dieselben als Arbeitskräfte beim Plantagenbau verwerthet werden, oder andere Arbeiten zu verrichten haben, die nicht zum eigenen Unterhalt, sondern zum Geldgewinn im Großen dienen. Ein Araber, der nur seine Felder und seine Gärten bestellt zum eigenen und seiner Familie Unterhalt, oder der Handel treibt und mit seinen Sclaven mit Waaren beladene Caravanen nach fernen Ländern und Städten schickt, steht stets mit allen seinen Sclaven und Sclavinnen auf dem besten Fuße. Aber ein Araber, der, wie die Pflanzer in Amerika oder in anderen Welttheilen, Plantagenbau treibt, blos um Geld auf Geld zu häufen, wird suchen, aus der Kraft der Sclaven den höchstmöglichen Gewinn zu ziehen.

Bis jetzt giebt es an der Ostküste von Afrika keine Plantagen, wenn man absieht von denen auf den Inseln, und einigen kleineren Versuchsplantagen, wie sie z. B. die französische Missionsgesellschaft du St. Esprit in Bagamayo angelegt hat. Die großen Nelkenanpflanzungen auf Pemba und der Insel Sansibar selbst werden von Negern bearbeitet, welche Sclaven des Sultans und der reichen arabischen Grundbesitzer sind. Eine große Plantage auf Pemba, einem Europäer gehörig, wird von gemietheten, den Arabern gehörigen Sclaven bearbeitet. Plantagen, welche sich auf den Komoren befinden und Eigenthum von Engländern und Amerikanern sind, werden durch Sclaven bebaut.

Man ersieht aus diesem, daß die Menschenarbeit in diesen Gegenden gar nicht entbehrt werden kann, denn wenn man auch versucht hat, sie zum Theil durch Maschinen zu ersetzen, wie der Sultan Bargasch ben Said es durch Anschaffung einer Zuckerfabrik mit Dampfbetrieb, einer kleinen Trambahn zum Holen von Bausteinen aus den Brüchen, durch Dampfwalzen zum Festmachen makadamisirter Straßen gethan hat, so schaffen diese Versuche noch keineswegs die Arbeitsleistung der Menschen aus der Welt. Zudem konnte der Sultan als sehr reicher Mann sich solche Ausgaben für Maschinen gestatten, welche anderen, selbst den begütertsten eingeborenen Grundbesitzern, die nur Geld zu machen

wünschen, falls sie nicht Schaden erleiden wollen, versagt bleiben müssen.

Als Sir Bartle Frère den Sultan 1874 zwang, dem Sclavenhandel zu entsagen, wurde die Frage des Sclavenhaltens in Sansibar davon nicht berührt. Es wäre das auch wegen aller anderen Verhältnisse unmöglich gewesen, sie durch ein Machtwort plötzlich für aufgehoben zu erklären. Man konnte in England 1833 in den eigenen Colonien eine plötzliche Aufhebung der Sclaverei decretiren, aber es kostete das dem Staate an Entschädigungsgeldern 20 Millionen Pfund Sterling. Und hier handelt es sich nicht blos um Entschädigung, sondern auch darum, daß alle Geschäfte in Sansibar aufs Empfindlichste durch eine plötzliche Abolition der Sclaverei würden betroffen sein. Denn abgesehen von dem Plantagenbau, werden alle Arbeiten der großen Kaufmannshäuser durch Sclaven besorgt. Man verstehe mich nicht falsch. Kein Europäer würde es wagen, selbst Sclaven zu halten, aber die Firmen miethen sich Sclaven von den arabischen Eigenthümern; zum Aussuchen und Sortiren der Nelken, der Kopra, der Kauri ꝛc. bedürfen dieselben großer und billiger Arbeitskräfte, und nur auf diese Weise können sie sich diese verschaffen. Der Lohn der Sclavenarbeiter ist ein äußerst geringer.

Die Träger, welche die Reisenden mit ins Innere genommen haben, voran Stanley und Cameron, die Träger, welche die internationale Congo-Gesellschaft um das Cap herum sich kommen ließ, die berühmten Sansibar-Leute, die auch in diesem Jahre auf dem Wege ums Cap herum die neue Regierung des nun unabhängigen Congostaates sich hat kommen lassen — was sind sie Anderes, als größtentheils Sclaven, welche den arabischen Großen der Insel Sansibar gehören. Die Pagasi oder Träger, welche in diesem Augenblick von den Explorateuren der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar angeworben werden, sie sind ebenfalls meistens den Arabern gehörige Sclaven. Es ist selten vorgekommen, daß diese Individuen, welche oft auf Jahre vermiethet wurden, Gelegenheit nahmen, davon zu laufen, oder sich in der Ferne eine eigene Existenz zu gründen. Niemand würde sie daran verhindert haben, wenn sie erklärt hätten, sie wollten als freie Ansiedler bei der und der Station verbleiben. Sie haben bis jetzt immer vorgezogen, zurückzukehren, wenn sie auch mit Bestimmt-

heit wußten, daß der so sauer erworbene Lohn, seit Jahren zu einem hübschen Capital angewachsen, ihnen von ihren angestammten Herren in Sansibar abgenommen werden würde. In der That lassen ihnen diese selten mehr als einige Thaler, der Rest wandert in die Tasche der Herren. Ist es die Macht der Gewohnheit? Ist es die Liebe zur Heimath, welche sie zurück treibt? Aber zur Hälfte sind sie nicht einmal auf der Insel geboren, sondern sind als Kinder vom Festlande hinüber gebracht worden. Das Factum existirt aber, und Jeder, der die Schicksale Stanleys verfolgt hat, weiß, mit welch rührender Sorgfalt er darauf hielt, die Träger und Soldaten, die mit ihm den Continent durchquert hatten, wieder zurückzuschaffen. Ich selbst habe während meines Aufenthalts in Sansibar hunderte von Trägern abgehen und zweimal solche Menschen-Transporte um das Cap zurückkommen sehen. Letztere wurden abgelohnt, ein jeder erhielt einige hundert Rupien, welche durch Capitän Cambier ausgezahlt wurden, aber mit mir constatirte dieser ausgezeichnete Forscher, daß schon gleich nach Bezahlung des Geldes in der Hand des Empfängers nur einige Thaler verblieben, die Hauptsumme wanderte in die Tasche seines alten Herrn.

An der Küste existiren die gleichen Verhältnisse. Nur daß, abgesehen von den großen arabischen Grundbesitzern, die aber kaum dem Plantagenbau obliegen, auch die vornehmen Häuptlinge und Großen der Eingeborenen Sclaven besitzen. Die Araber aber, eingewandert von den Inseln, oder auch direct von Arabien, besonders von Oman, machen auf dem Festlande aus dem Sclavenbesitz, aus den Sclavenjagden und endlich aus dem Handel mit Sclaven ihr eigentlichstes Gewerbe. Nicht so die Eingeborenen. Die Fürsten und Häuptlinge haben wohl Sclaven, aber mehr zu ihrem Gepränge, und zur Bewirthschaftung ihrer meist nicht sehr ausgedehnten Ländereien.

Unter solchen Verhältnissen und mit dieser Sclavenwirthschaft werden jetzt die deutschen Einwanderer zu rechnen haben. Sowohl die, welche nach Usagara &c. gehen, als auch die, welche die Witu-, Tana- und Juba-Gegend sich zur Besiedelung ausersehen. Ich glaube, Niemand wird mich in Verdacht haben, ein Verfechter der Sclaverei zu sein, oder gar des Sclavenhandels. Seit Jahren bin ich der eifrigste Vorkämpfer für Abolition. Aus allen meinen

Schriften geht hervor, daß ich mich von jeher für die Befreiung der unterdrückten schwarzen Völker aufs Wärmste interessirt habe. Nach den Ergebnissen, wie sie jetzt vorliegen über die Befreiung der Sclaven in Amerika, oder auch über die unter unseren Augen sich vollziehende Emancipation der Sclaven in Aegypten, glaube ich aber warnen zu müssen vor einer ruckweisen und plötzlichen Freiheits-Erklärung.

Wenn Gordon und Gessi auch aus den edelsten Motiven gehandelt haben, so läßt es sich doch mit Leichtigkeit nachweisen, daß der erste Grund zu jenen entsetzlichen Kriegen und Zuständen, von welchen wir die schlimmsten Seiten nie kennen gelernt haben, auch wohl nie kennen lernen werden, zu suchen ist in den scharfen und plötzlichen Maßregeln, welche Beide ergriffen gegen die arabisch-nubischen Sclavenhändler. Ohne genügende Machtmittel unternahm man eine Sache, die man nicht stark genug war, durchzuführen, und steht nun vor einem Abgrund, den man nicht ausfüllen kann.

Institutionen, welche seit Jahrtausenden bestehen, lassen sich nicht durch Befehle plötzlich aus der Welt schaffen, besonders bei Völkern, denen jede Bildung abgeht, um sich auch nur Begriffe von dem machen zu können, was Freiheit und was Sclaverei ist. Natürlich sage ich das nur in Bezug auf die Sclaverei, wie sie unter den Eingeborenen selbst besteht; was aber die der arabischen Herren auf dem Festlande anbetrifft, so ist es eine einfache Machtfrage. Fühlt sich die Regierung dieser Provinzen stark genug, es mit denselben aufnehmen zu können, so ist es gewiß wünschenswerth, so bald wie möglich mit ihnen fertig zu werden. Die Zahl von 30,000 Arabern, welche von Einigen angegeben wird, als zwischen den Seen und der Küste lebend, ist entschieden zwanzig Mal zu hoch angegeben, wie bei den meisten Angaben über die Bevölkerung des dunklen Continents. Es kommt auch darauf weniger an, sondern die Machtmittel, über die Einzelne von ihnen gebieten, kommen in Betracht. Der Zauber, den ihre Persönlichkeit über ihre Sclaven und Untergebenen ausübt, ist nicht zu unterschätzen. Hicks, Gordon und die britischen Feldherren hatten es nicht mit vielen Arabern zu thun, oder solchen, die es sein wollten — denn die Mahdis müssen bei den Mohammedanern nun einmal aus dem auserwählten Volke, dem arabischen, kommen

— aber die Achmeds und Osman Digmas verfügten mittelst ihres Namens über Tausende, über Freie und Sclaven.

Glaubt aber die Regierung dieser Colonien, nicht gleich Herr jener arabischen Sclavenhändler werden zu können, dann ist es besser, sie auf anderweitige Weise dienstbar zu machen, sie nach und nach zu schwächen und so in ihre Gewalt zu bekommen. Diejenigen, welche Land erwerben, müssen sich dann mit den Sclavenhändlern auf derselben Grundlage einrichten, wie es die englischen, amerikanischen und deutschen Kaufleute in Sansibar thun, d. h. von ihnen, den Sclavenhaltern, Arbeitskräfte entleihen, um mit denselben den Boden zu bestellen.

Selbstverständlich müssen derartige Zustände nur als vorübergehende betrachtet werden, denn auch ich stimme vollkommen mit Jenen überein, welche in den Arabern ein Volk erkennen, das sich von jeher nur auf Kosten anderer bereichert hat, einerlei ob es in Spanien, in Damaskus, Mauretanien oder wo immer seine Reiche errichtete. Wie vordem, so betrachtet auch heute der Araber noch immer die Arbeit als eine Schmach, und wie vordem das: „Du sollst Dein Brod im Schweiße Deines Angesichts erwerben", als härteste Strafe Gottes galt, so betrachten sie noch heute Arbeit als eine Strafe, und von jeher suchten sie, sie auf Andere abzuwälzen. Also je eher, je lieber fort mit ihnen, mit diesen Parasiten!

Diese Frage der arabischen Sklavenhändler ist also wohl zu trennen von der der eingeborenen Sklavenbesitzer, welche als die rechtmäßigen Eigenthümer des Landes eine andere Berücksichtigung verdienen. Die Sklaverei der Eingeborenen, so wie sie unter ihnen seit vielleicht tausenden von Jahren existirt, erheischt eine vorsichtige Lösung; nichts würde mehr schaden, als eine Ueberstürzung in dieser Angelegenheit. Und auf alle Fälle wird zu bedenken sein, daß das stete Ziel der neuen Regierung darauf gerichtet sein muß, die Eingeborenen besseren Zuständen entgegen zu führen. Obschon keineswegs principiell den Missionen entgegengetreten werden soll, würde es meiner unmaßgeblichen Ansicht nach falsch sein, von vornherein das Heil der Völker nur in der Bekehrung derselben von ihren eigenen Wahnvorstellungen zu suchen, um sie irgend einer der christlichen Religionen zuzuführen. Weiß doch heute noch Niemand, welche von den christlichen Religionen

die wahre ist, von denen z. B. Protestantismus und Katholicismus doch mindestens durch eine ebenso große Kluft getrennt sind, durch eine größere vielleicht noch, wie Judenthum und Mohammedanismus es sind vom Christenthum.

Begnügen wir uns, ihnen vor der Hand einige Schulkenntnisse beizubringen, sie bekannt zu machen mit den Lehren der Moral, wie wir solche heute für maßgebend halten, und schärfen wir ihnen vor Allem ein, unsere Gesetze zu respectiren. Besonders aber darf dabei nie aus den Augen gelassen werden, daß wir es mit großen Kindern, die allerdings mitunter recht bösartig sind, zu thun haben. Es giebt kaum erwachsene Eingeborene, besonders an der Ostküste, welche über die Anschauungen und Vorstellungen hinauskommen, welche bei uns 15jährige Kinder haben. Gehen wir von diesen Gesichtspunkten aus in der Behandlung der jetzt Deutschland unterworfenen Stämme vor, so wird es nicht allzuschwer sein, sie uns nutzbar zu machen, ohne dabei den Zweck aus den Augen zu verlieren: sie besseren Zuständen entgegen zu führen, sie zu veredeln.

Natürlich müssen die Eingeborenen dafür, daß sie unter einer deutschen Regierung Sicherung ihrer Lebens, ihres Eigenthums, ihres Landes, sowie eine unparteiische Rechtspflege erhalten, Gegendienste leisten. Thun wir nicht etwa dasselbe? Sind wir nicht auch verpflichtet, dem Staate, dem Vaterlande, dem wir angehören, unsere Dienste zu widmen? Was sind denn die allgemeine Wehrpflicht, die Steueren und andere Verpflichtungen, welchen ein Jeder sich unterzieht und unterziehen muß, anders, als Leistungen, wodurch allein es möglich wird, daß die Heimath, das gemeinsame Vaterland, in seinem Bestande erhalten bleibt. Es ist durchaus begreiflich, daß über die Auswanderungsfrage noch im Jahre 1883 wieder eine Discussion eröffnet wurde, ob es nicht opportun sei, den Auswandernden, welche in der Auswanderung von der Regierung bislang nur eine Beschränkung bezüglich der Wehrpflicht erfahren hatten, auch noch weitere Forderungen vorzulegen. Ob sie, die bislang den Schutz des Vaterlandes genossen, von den Schulen und Einrichtungen desselben profitirt, von dem Boden sich ernährt hätten, nicht anzuhalten seien, vor der Auswanderung, um vielmehr die ihnen aus dem Gemeinde-Verbande, der Familien-

angehörigkeit, dem Dienst- und Arbeits-Verhältniß sich ergebenden Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Die Gegenleistungen, welche die Eingeborenen zu bieten hätten, würden meiner Meinung nach zum Theil in der Arbeit mit dem Körper bestehen können. Es klingt dies vielleicht nach Frohnen, aber man muß sich durch solche Schlagworte nicht irre führen lassen. Haben wir nicht selbst noch Frohndienste zu leisten, z. B. in Kriegsfällen oder auch bei anderen Gelegenheiten? Findet man es irgendwie auffällig, wenn bei uns zu öffentlichen Arbeiten Mannschaften aufgeboten werden? Wenn Fuhrwerk oder Pferde gestellt werden müssen? Wenn Einquartierung angesagt und eingelegt wird? Oder wenn Jemand seine drei Jahre abzudienen hat? Was ist dies denn anders, als eine Frohne? Aber sie ist so unerläßlich für den Bestand eines Staates, daß Jeder sich derselben unterwirft.

Das einzige Mittel, die Eingeborenen allmälig zu solchen Menschen zu machen, die auf derselben Stufe der Civilisation stehen, wie wir, besteht in der Arbeit, und da die Eingeborenen auch als Erwachsene noch Kinder sind in ihren Anschauungen, in der obligatorischen Arbeit.

Selbstverständlich muß auch hier mit der größten Vorsicht vorgegangen werden. Bei der Arbeit der Eingeborenen, die ich mir nur als von staatlicher Seite beaufsichtigt denke, muß dem Eingeborenen an jedem Tage die Zeit verbleiben, seinem eigenen Erwerb, sowie seiner weiteren geistigen Ausbildung, wofür auch der Staat zu sorgen hätte, nachgehen zu können. Aber nur in der regelmäßigen Arbeit wird der Eingeborene einen Theil seiner Schuld berichtigen können, für die Wohlthaten, die er von einer starken Regierung und durch gesetzliche, geregelte Zustände erhält.

Wenn jeder Eingeborene von seinem 18. Lebensjahre an bis zum 30. täglich, mit Ausnahme des Sonntags und der Feiertage, eine sechsstündige Arbeit leistete, wofür ihm außerdem eine Geldentschädigung, die in diesen Gegenden äußerst gering ist, zu Theil würde, so könnten sich damit die Eigenthümer des Landes zufrieden geben. Wie dies zu regeln wäre, zwischen den sogenannten freien und eingeborenen Sklaven, das kann natürlich hier nicht entschieden werden, da vor Allem zu untersuchen wäre, wer frei, wer hörig

ist, da ferner vor Allem in den neu erworbenen Gebieten die Eigenthumsverhältnisse hinsichtlich des Bodens einer genauen Prüfung unterworfen werden müssen.

In Vorstehendem habe ich nur in großen Zügen andeuten wollen, wie die Eingeborenen benutzt werden können, um einestheils beim Plantagenbau, denn nur zu solchem eignen sich die erworbenen Gebiete, verwerthet, andererseits aber einer Veredlung in ihrem Wesen entgegen geführt werden können. Ich habe namentlich vorgeschlagen, mit der obligatorischen Arbeit in nicht zu frühem Alter zu beginnen, da es mir wichtig erscheint, der Jugend die Vortheile der Schule zu Theil werden zu lassen. Aber auch hierbei darf keineswegs außer Acht gelassen werden, daß mit der Schule zugleich praktischer Unterricht in den Handwerken verknüpft werden muß. Die englischen Missionen, deren es verschiedene in Ostasien giebt, haben in ihrer Kindererziehung, welche sich auf Religion, Sprachen 2c. beschränkt, bei weitem nicht die Erfolge aufzuweisen, wie die Franzosen, welche vorzugsweise ihre Zöglinge in Handwerken unterrichten. Man darf einem Negerkinde nicht dasselbe eintrichtern wollen, lange nicht so viel, als einem deutschen Dorfkinde.

Aus Vorstehendem glaube ich aber gezeigt zu haben, daß die cultivirenden Europäer, ohne große Schwierigkeiten und besonders ohne auf die Sclaverei zurückgreifen zu müssen, die Eingeborenen nicht nur sich bei der Arbeit nutzbar machen, sondern sie auch durch Schule und Belehrung nach und nach einer höheren Civilisation entgegen führen können.

Gesetzt nun den Fall, ein Landbauer oder mehrere haben in der Nähe eines Dorfes mit tausend Einwohnern — solch große Dörfer sind allerdings selten — Ländereien erworben, so würde man vielleicht 150—200 Individuen finden, welche arbeitsfähig wären. Für die Wohlthaten, welche der Staat diesen Dorfbewohnern gewährt, müßten diese männlichen Arbeiter täglich je sechs Stunden arbeiten, welche Arbeit selbstverständlich vergütet würde. Im Uebrigen wären die Bewohner vollkommen frei, Herren ihres Thun und Lassens, innerhalb des gesetzlichen Rahmens.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, noch darauf hinzuweisen, daß ich vollkommen der Meinung des leider zu früh verstorbenen Pogge bin, daß Europäer ebenfalls in den Tropen

körperliche Arbeit verrichten können. Ja, ich gehe sogar noch weiter; ich behaupte sogar, daß durch die körperliche Ruhe gerade die meisten Europäer am wenigsten widerstandsfähig gegen die klimatischen Einflüsse werden. Damit will ich nicht behaupten, daß Neuangekommene gleich in derselben Weise wie bei uns das Feld bestellen sollen. Das würde Unsinn, das würde ihr Tod sein. Aber jedenfalls ist es zuträglicher, wenn sie morgens von fünf bis acht, und Abends vielleicht von fünf bis sechs eine Stunde arbeiten, als wenn sie gar nichts thun. In vierstündiger Arbeit unter den Tropen, auf noch nicht ausgenutztem Boden wird aber gewiß eben so viel erreicht, als bei uns in zehnstündiger Arbeit. Nur vor dem eigentlichen ersten Umarbeiten des Erdreichs wird der Europäer sich zu hüten haben. Aber giebt es nicht sonst genug zu thun, auf einer großen Plantage?

Wenn ich nun auch damit keineswegs diese Gegenden als Gebiete für Auswanderer bezeichnen möchte, welch letztere ja mit wenigen Ausnahmen nur auf ihre eigene körperliche Arbeit angewiesen und ohne weitere Mittel sind, um fremde Arbeitskräfte, sei der zu spendende Lohn auch noch so gering, zahlen zu können, so braucht es gar nicht ausgeschlossen zu sein, daß reiche Auswanderer aus Europa Arbeiter mitbringen, welche bei ihnen in Dienst treten und zugleich ihre eigene Existenz dort gründen.

Man muß sich so viel wie möglich den Einrichtungen der Eingeborenen anschließen, das, was gut ist, nicht gleich als von „Wilden" kommend, verwerfen. Und wenn wir überall in den Ländern, wo die Sclaverei noch existirt, finden, wie die Sclaven großer Herren wieder ihre Sclaven haben, ja oft letztere auch wieder Sclaven besitzen, weshalb sollte da ein europäischer Arbeiter, der mit einem reichen Auswanderer herüber kommt, nicht bald in die Lage kommen, selbst mit eingeborenen Arbeitern wirthschaften zu können? Freilich, wie gesagt, eine eigentliche Auswanderung nach Ostafrika hinzuziehen, würde aus vielen Gründen verwerflich sein; aber das Klima ist es jedenfalls nicht allein, welches dem entgegensteht; eher die Bodenverhältnisse.

Aus alledem wird der vorurtheilsfreie Leser aber die Ueberzeugung gewonnen haben, daß eine der schwierigsten Fragen bei der neuen Cultivirung dieses Landes, die Arbeiterfrage, gerade hier in Ostafrika keine unüberwindlichen Hindernisse bieten wird; es

kommt nur auf die richtige Organisation an. Ueber diese erlaube ich mir, in Folgendem meine Ideen vorzutragen; wenn sie nicht mit Vielem in Einklang zu bringen sind, was man jetzt plant, so kann es doch gewiß nur von Nutzen sein, wenn solche wichtige Fragen vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen werden, um das Für und Wider zu prüfen. Vor Allem kommt es doch darauf an, Mißgriffe zu vermeiden, Mißerfolge abzuwenden, Enttäuschungen zu verhüten und eingedenk zu sein, nicht was dem Einzelnen am meisten frommt, sondern was dem Gesammtvaterlande am ersprießlichsten sei. Das müssen meiner Meinung nach die Grundsätze sein, die Jeden, der in colonisatorischen Unternehmungen speculirt, bewegen sollen.

Wir haben aus Vorstehendem ersehen, daß wir es bei Bildung dieses neuen in Ostafrika zu gründenden Unternehmens — ich vermeide absichtlich das Wort Staat — mit zwei Hauptfactoren zu thun haben: mit den Weißen, die das Land erworben haben, und mit den Eingeborenen, die es besitzen.

Erstere sind Deutsche, Letztere gehören überwiegend, so weit wir dies bis jetzt festzustellen vermögen, dem Kaffer- oder Bantustamm an. Denn die wenigen Araber, die allerdings zum Theil als Begüterte und Beherrscher im Innern des Landes sich breit machen, sind Eindringlinge, die ihren Besitz, besonders an Sclaven, mit Gewalt und durch Raub und Diebstahl erworben haben. Ebenso kommen die an der Küste, in den Häfen etablirten Hindu und Banianen nicht in Betracht. Es sind friedfertige Leute, welche vom Handel leben und als nützliches Bindeglied, als Vermittler zwischen den Deutschen und Eingeborenen dienen können.

Wir haben also bei diesem colonialen Unternehmen die Deutschen, von deren Existenzfähigkeit in den Tropen schon die Rede gewesen ist, im Zusammensein mit den Eingeborenen zu betrachten.

Wenn wir es mit nicht seßhaften Völkern zu thun hätten, dann wäre die Sache sehr einfach. Man könnte dann machen, was Ernest Renan seiner Zeit den Franzosen zu thun rieth hinsichtlich der nomadisirenden Araber in Algerien: „sie zu vertreiben in die Wüste, von wo sie gekommen seien“. Leider wußte dieser ausgezeichnete Kenner der semitischen Sprachen nicht, daß die

Araber in Algerien längst aus dem Stande der Nomaden heraus sind, daß sie zwar noch zum größten Theil das Zelt bewohnen, aber Ackerbau treiben neben ihrer Viehzucht und ganz bestimmte Weideplätze haben, in welchen sie je nach der Jahreszeit mit ihren Kameel- und Schafherden süd- oder nordwärts ziehen. Deshalb haben auch die Franzosen bis heute diesen Rath nicht befolgt, so nützlich er auf alle Fälle für die Entwicklung der Colonie in Algerien gewesen wäre. Nützlich, weil die Franzosen damit ein Drittel von Einwohnern los geworden wären, die nicht arbeiten wollen.

In den Provinzen Usagara, Usegua, Chutu rc. finden wir durchaus seßhafte Bevölkerung auf einer verhältnißmäßig hohen Culturstufe. Die Bewohner kennen das Familienleben, sie bauen Häuser, sie nehmen meistens nur ein Weib, haben eine Kunstfertigkeit in Bearbeitung der Metalle, stellen Töpfe auf der Drehscheibe her, schnitzen Holz, verstehen zu sticken — und leben politisch unter ihren angestammten Fürsten, die aber keineswegs unumschränkt über sie herrschen. In ihren religiösen Anschauungen herrscht Aberglaube und Fetischismus vereint, der Regenmacher streitet sich um die Vormacht mit dem Medicin-Mann, und obwohl der Mohammedanismus an den Gestaden der ostafrikanischen Küste seit Hunderten von Jahren seine Wogen wälzt, ist von einer eigentlichen Ausbreitung des Islam unter diesen Volksstämmen keine Rede.

Während nach dem Süden und nach dem Norden zu der kriegerische Sinn unter der Bevölkerung vorwaltet, ist das eigentliche Gebiet zwischen der den Sansibarischen Inseln gegenüberliegenden Küste bis zu dem Tanganyka-See hin von so friedfertigen Stämmen bewohnt, daß seit Jahren eine vollkommen sichere Poststraße besteht von Bagamoyo über Tabora nach Kamma.

Es erscheint mir also ganz natürlich, daß der eigentliche Mittelpunkt, von wo aus die Cultivation dieses großen Gebietes unternommen werden muß, in den Gegenden der friedfertigen Bewohner sein muß, und indem die Ostafrikanische Gesellschaft ihre ersten Blicke nach Usagara lenkte, hat sie jedenfalls das Richtige getroffen. Bis jetzt hat man natürlich nur in kleinstem Maßstabe Cultivationsversuche anstellen können, so daß eine Berührung mit den Einwohnern kaum stattgefunden hat.

Diese wird aber erfolgen, sobald größere Complexe von Ländereien in Bearbeitung genommen werden sollen, und da ist die größte Vorsicht geboten.

Es ist nämlich irrthümlich, wenn angenommen wird, die Einwohner seien ohne Eigenthum. Freilich, so weit sind die Eingebornen dieser Gegenden nicht, daß sie Kataster hätten. So weit ist überhaupt kein Stamm in Afrika, selbst die hamosemitischen Abessinier, die doch Christen sind, oder die arabischen Stämme der Berberei, welche dem Mohammedanismus huldigen, haben keine irgendwie geschriebenen Besitztitel über ihre liegenden Bodenbesitzungen. Solche finden wir bei den Arabern nur in den Städten, ferner bei den berberischen Stämmen im Atlas und in den Oasen der Sahara und endlich bei dem Volke, dem wir zum Theil unsere Cultur verdanken: bei den Aegyptern. Gerade daß die alten Aegypter schon Tausende von Jahren vor Christi Geburt Flurbücher hatten, bekundet den hohen Standpunkt ihrer damaligen Cultur, und auch heute noch können wir in den geregelten Besitzverhältnissen der Berberstämme der großen und kleinen Kabylie oder den vielen Oasen der Sahara ein großes Pfand erblicken ihrer dermaleinstigen Civilisation.

Wenn nun aber auch geschriebene gesetzliche Bestimmungen über Mein und Dein bei den Eingeborenen Ostafrikas nicht vorhanden sind, so kann nur eine vollkommene Unkenntniß der dortigen Zustände zu dem Glauben führen, dieselben hätten keine Begriffe vom Eigenthum, von ihrem persönlichen Besitzstande, von ihren erblichen Gewohnheiten. Alles dies ist geregelt, wenn auch nicht schriftlich, so doch durch Herkommen.

Nichts ist verderblicher für die Existenz eines Staates, und besonders für einen zu bildenden, als an den Eigenthums-Verhältnissen rütteln zu wollen. „Nun ist aber das erbliche Eigenthum die Grundlage der Familie; seine Sicherheit bedrohen heißt die Axt an die Wurzel der Familie und damit an die Wurzel des Staates und der Gesellschaft legen. Das Eigenthum ist eine unentbehrliche Grundlage der Sittlichkeit wie der Cultur. Es ist Ertrag der Arbeit, wie Sporn zur Arbeit. Dazu gehört aber, daß es erblich sei. Ohne das würde der Erwerb in rohe Genußsucht ausarten." Diese zu beherzigenden Worte sagt David Strauß in einem „Wie ordnen wir unser Leben?" überschriebenen Capitel, und es ist in

der That nicht zu leugnen, daß das Eigenthum der wichtigste Factor ist bei Bildung eines Staates, worin Sclaverei keinen Platz mehr hat. Nur in solchen Ländern, worin Sclaverei noch besteht, giebt es Menschen, die ohne Eigenthum sind, aber in den Ländern aller civilisirten Nationen giebt es kein Individuum, das vollkommen ohne Eigenthum wäre.

Die Ostafrikanische Gesellschaft, welche durch ihre Verträge die Hoheitsrechte und das Eigenthum des Landes erworben hat, würde aber in einen schweren Irrthum verfallen, wenn sie nun glaubte, persönlicher Eigenthümer des ganzen Landes zu sein. Es wäre das ungefähr ebenso, als wenn z. B. Deutschland, als es Elsaß-Lothringen wiedererwarb, damit nun Eigenthümer auch des in Privathänden befindlichen Bodens geworden wäre. Jedermann wird zugeben, daß es einfach abgeschmackt ist, nur einen solchen Gedanken zu äußern.

Ja angenommen, die Fürsten, welche mit den Bevollmächtigten der Ostafrikanischen Gesellschaft die Verträge abgeschlossen haben, hätten sich dabei von dem Gedanken leiten lassen, daß ihre Besitz habenden Unterthanen sämmtlich ihre Sclaven seien, so hätte das einfach vor dem Rechtsforum unseres Vaterlandes gar keine Giltigkeit. Das ist aber in Ostafrika nicht der Fall. Es giebt dort Sclaven, Freie und Fürsten, ja bei den eigentlichen Kaffern weiter im Süden ist die Sclaverei vollkommen unbekannt, und es ist das ein wesentliches Moment, welches sie von den echten Negern des Sudans unterscheidet.

Vor Allem — und damit komme ich nun zur Organisation der Gesellschaft — ist daher, ehe man zum Verkauf von Ländereien übergehen kann, durchaus nothwendig:

1) Eine möglichst genaue Feststellung des liegenden Grundes. Das Land muß vermessen und es müssen Flurbücher angelegt werden. Dazu sind nicht erforderlich geodätische und mathematisch genaue Aufnahmen. Es genügt zuerst, den Besitz der Eingeborenen festzustellen, einzutragen und zu sehen, was übrig bleibt. Dies, nenne man es Staatsländerei, ist unbestreitbares Eigenthum der Ostafrikanischen Gesellschaft. Und wenn man im Groben einmal einen Ueberblick über diese Liegenschaften erhalten hat, wird es auch recht gut angehen, dies Land, nach den Aufnahmen, in Berlin oder in Deutschland zu verkaufen. So wird es in Amerika

auch gemacht, nur daß man dort, wenn man in New-York z. B. Gebiete oder Parzellen auf dem Papiere, die in Wirklichkeit im far west gelegen sind, verkauft, vorher nicht die Sorge hatte, sich mit den Eigenthumsrechten der Eingeborenen zu beschäftigen, denen bekanntlich „reservations“ angewiesen sind.

2) Ist es bei den eigenthümlichen Verhältnissen in Afrika durchaus erforderlich, Angaben über die Beschaffenheit des Bodens zu geben. Es kann natürlich dem Käufer, der eine Kaffee-Anpflanzung anlegen will, nicht gleichgiltig sein, ob er steinigen oder guten, humusreichen Boden bekommt. Der, welcher Vanille ziehen will, wird nicht hoch an den Bergen liegende Gelände erwerben, der, der Zuckerrohr bauen möchte, wird wasserreiche Gründe haben wollen. Besonders über die Wasserläufe, ob sie immer fließen, oder nur periodisch Wasser halten, werden genaue Angaben zu machen sein, wenn auch von den Grundwasser-Verhältnissen begreiflicherweise vor der Hand Aufklärungen nicht erwartet werden können.

Es käme sodann in Betracht, zu wissen, ob die Gesellschaft das Land ausbeuten oder ob sie es regieren will. Meiner Meinung nach ist Beides vollkommen unvereinbar. Man kann nicht auf unsere europäischen Verhältnisse hinweisen. Man wird nicht sagen können, bei uns beutet der Staat die Wälder, die Bergwerke ꝛc. aus, die Post, die Telegraphie und das Eisenbahnwesen sind im Besitz des Staates. Jedermann weiß, daß die Erträgnisse des Staatseigenthums dem Staate selbst, der Gesammtheit der Nation, zu Gute kommen und nicht etwa der Regierung. Auf diesem Standpunkte sind wir heute nicht mehr, daß der Säckel des Herrschers mit dem des ganzen Landes Eins ist. Das ist nicht einmal in der Türkei mehr der Fall, solche Zustände sind nur noch in Marokko und Abessinien vorhanden.

Eine Gesellschaft, welche ein Land ausbeuten will, kann nicht zugleich die Regierung repräsentiren. Sie kann nicht zugleich die Rechtspflege in der einen Hand haben und mit der anderen kaufmännische Geschäfte treiben. Das führt zur Willkür, zur Ungerechtigkeit, zu Zuständen, wie wir sie in Egypten erlebt haben, und zu solchen Verhältnissen, wie sie in Sansibar selbst bestehen, wo wie in Abessinien in der Person des Herrschers der Richter, die oberste geistliche Behörde, der oberste militärische Befehlshaber,

andererseits aber auch der alleinige Großgrundbesitzer und Großhändler sich vereinigt finden.

Noch weniger aber darf die militärische Macht in die Hand einer Gesellschaft gelegt werden, oder man muß ihr zugleich die Souveränetät verleihen. Eine Gesellschaft wird als solche es nie beurtheilen können, ob sie mit dem oder jenem Stamme wird Frieden halten oder Krieg führen müssen — denn es kommen doch auch solche Stämme in Betracht, die z. B. von Portugal oder von anderen Mächten ressortiren. Es könnten daraus Verwicklungen schwerster Art hervorgehen und schließlich würde man doch zu der Macht wieder seine Zuflucht nehmen müssen, welcher die Mitglieder der Gesellschaft als Unterthanen angehören. Glaubt denn eine Gesellschaft, sie könne, ohne als Souverän anerkannt zu sein, so ohne Weiteres eine militärische Macht entfalten, besonders wenn ihr Land begrenzt ist von dem Gebiete anderer civilisirten Staaten? Will man vielleicht auf die ehemalige alte ostindische Compagnie verweisen? Will man deren Organisation nachahmen? Sie existirt schon seit 30 Jahren nicht mehr. Was würde sie jetzt Rußland gegenüber machen? Was vor einem Menschenalter gut und passend war, ist nach unseren heutigen Verhältnissen einfach eine Unmöglichkeit geworden. Nennt man vielleicht Saravack? Dort ist britisches Militär und sprechen britische Richter Recht.

Möge die Gesellschaft, die das Land erworben und sich daher um das Vaterland verdient gemacht hat, dasselbe in bestimmt gezogenen Grenzen ausnutzen, möge man ihr wie anderen Colonisten gestatten, die Arbeitskraft der Eingeborenen, etwa wie angedeutet, heranzuziehen und zu benutzen; aber die Regierung des Landes darf nicht zugleich in den Händen Derer sein, die das Land ausnutzen wollen. Das ist eine große Abgeschmacktheit. Wer schützt denn z. B. einen Colonus oder einen Kaufmann, wenn er etwa gegen die Gesellschaft selbst klagen will? Denn unmöglich kann in einem Lande, welches größer ist als Deutschland, nur diese eine Gesellschaft exploitiren wollen. Man wird andere Colonisten heranziehen wollen, man wird es müssen, man wird sich also selbst Concurrenz schaffen müssen. Wer schützt aber die Concurrenten, wenn die Gesellschaft Alles, Alles in sich vereinigt, wenn sie zugleich Landbauer und Souverän ist, wenn sie zugleich kaufmännische

Geschäfte betreibt und gegen einen Concurrenten in einem Handelsproceß Recht zu sprechen hat?

Unter den heutigen Verhältnissen ist der einzige Weg, um eine gesunde Cultivation der erworbenen Gebiete anzubahnen, von selbst vorgezeichnet. Er besteht darin, die Regierung des Reiches zu ersuchen, selbst die Souveränetät in ihrer ganzen Vollkommenheit über diese Gebiete in die Hand zu nehmen, d. h. die Verwaltung, die Rechtspflege und die damit unerläßliche bewaffnete Macht selbst zu organisiren.

Man muß also die Gesellschaft selbst ihr Eigenthum an Land feststellen lassen, nachdem vorher das der Eingeborenen gesichert ist. Man könnte ihr andere Rechte einräumen, z. B. hinsichtlich des Bergbaues, wenn sie die Mittel hat, Bergwerke innerhalb einer bestimmten Zeit in Angriff zu nehmen. Ich würde nicht dafür sein, der Gesellschaft den Verkehr zu überliefern. Dies muß Sache des Staates bleiben. Man bedenke nur eine Gesellschaft wie die deutsch-ostafrikanische im Besitze einer Bahn, wie sich da die Frachten für die Concurrenten gestalten könnten. Ich bin der Meinung, daß nur in den Händen des Staates Eisenbahnen, Post, Telegraphie und Wegebau in Ostafrika unparteilich verwaltet werden können.

Es werden diese Vorschläge vielleicht Vielen nicht passen, aber meine feste Ueberzeugung ist die, daß die Cultivation von Ostafrika nur unter directer Oberhoheit des Reiches unternommen werden kann. Und wenn dazu im Anfang die Mittel des Reiches in Anspruch genommen werden müssen, so zweifle ich doch keinen Augenblick, daß die Zukunft in reichlicher Weise das aufgewendete Kapital, sowohl das des Reichs, wie das der Gesellschaft, als auch das anderer Unternehmer verzinsen wird, und schließlich:

Where there is a will there is a way!

Zur Hygiene und Klimatologie Ostafrikas.

Bei dem augenblicklichen Drange des deutschen Volkes, dem Vaterlande neue Gebiete zu erwerben, sind einige Worte über die klimatischen und hygienischen Zustände dieser Länder gewiß zeit-

gemäß. Sehen wir uns um, so finden wir, daß alle die Gegenden, welche in klimatischer Beziehung mit Deutschland übereinstimmen oder doch nahezu dieselben Verhältnisse wie Mitteleuropa aufweisen, schon besetzt sind. Besonders die Vereinigten Staaten, welche mit Recht seit Langem das Auswanderungsziel der Deutschen gewesen sind und für lange noch bleiben werden, zeigen ja in Bodenbeschaffenheit, Klima, Ergiebigkeit des Erdreichs, endlich in ihren politischen und religiösen Einrichtungen ein Land so zugeschnitten für die auswandernde Bevölkerung unseres Vaterlandes, wie kein anderes.

Wenn es demnach von größter Wichtigkeit für Deutschland ist, Besitzungen zu erwerben, die zwar unter den Tropen gelegen, aber neue Absatzgebiete für unsere Industrie und unseren Handel abgeben, und ermöglichen, neue Producte dieser Länder einzutauschen, sowie durch Anlage von Plantagen und Farmen eine Menge Menschen zu beschäftigen, so ist wohl kaum nöthig zu begründen, wie segensreich für unsere kommenden Geschlechter ein solches Vorgehen sein muß. England und Holland beweisen zur Genüge, welchen Nutzen man aus Tropencolonien ziehen kann, und so wird es mit Deutschland und seinen colonialen Unternehmungen, wir sind fest davon überzeugt, auch sein.

Bis jetzt hat Deutschland sein Hauptaugenmerk in Erweiterung seines Gebietes auf Afrika und Oceanien gerichtet. Ganz natürlich, denn gerade in diesen Welttheilen gab und giebt es noch herrenloses Gebiet genug, welches den eben angedeuteten Zwecken entspricht. Beschäftigen wir uns daher mit den afrikanischen Gebieten, welche Deutschland erworben hat und welche sämmtlich, mit Ausnahme von Lüderitz-Land, unter der tropischen Zone gelegen sind. Lüderitz-Land oder Angra-Pequena können wir aber um so eher umgehen, weil dies in der subtropischen Region befindliche Gebiet in gesundheitlicher Beziehung keine großen Unterschiede zeigt von den Ländern ähnlicher Beschaffenheit unter denselben Breiten.

Als Gegenstand unserer diesmaligen Betrachtung wollen wir uns Sansibar mit der Ostküste vornehmen. Und von vornherein soll betont werden, daß wir nicht die hohen Gebiete des Kilimandjaro und Kenia mit ihren sich bis zu den Alpen Abessiniens erstreckenden Hochlanden hier einschließen, sondern uns speciell auf die Insel

Sansibar und das gegenüber liegende Küstengebiet beschränken wollen. Aber auch hier können wir nur unter aller Reserve schreiben, da die klimatischen Verhältnisse, ebenso wie die dort vorkommenden Krankheiten noch viel zu wenig untersucht sind, um ein endgültiges Urtheil, ja kaum einen sicheren Allgemeinüberblick zu gestatten.

Vor Allem wollen wir hier hervorheben, daß wir nicht übereinstimmen mit jenen, welche schlechtweg behaupten, das Leben und der Aufenthalt unter den Tropen sei ungesund. Die Tropen zeigen eine große Verschiedenheit in klimatischer Beziehung. Sicher ist ein Aufenthalt am Ausgang eines großen Flusses, z. B. des Nigers oder Congos, von ganz anderer Einwirkung auf die Menschen, als ein solcher an einer Küstengegend, welche ohne große Flußmündungen ist. Locale Einflüsse sind auf die Beschaffenheit des Klimas viel größer, als man sich gemeiniglich denkt. Und nichts ist anmaßender, als wenn man, wie dies oft genug geschieht, hier den theoretischen Maßstab anlegt. Wie oft liest man z. B., das Klima von Afrika ist durchweg heiß und ungesund, selbst von Reisenden, und meist sogar von solchen, die vielleicht höchstens einige Tausend Kilometer in den Continent hineingekommen sind. Theoretisch müßte es z. B. in Sansibar, das etwa unter dem 6° s. B. liegt, fast täglich regnen. In Wirklichkeit regnet es aber nur dann, wenn die Sonne im Zenith steht, also zweimal im Jahre, und zwar im März stärker als im Spätherbst. In den übrigen Monaten fällt aber nur etwa in jeder Woche einmal feuchter Niederschlag, ja der September pflegt meist ganz trocken zu sein. Wir würden auch meinen, daß, bei gleicher Höhe über dem Meere, die Hitze in Sansibar, *als einer mitten im Meere gelegenen Insel*, geringer sei, als an der Küste bei gleicher Breite. Auch das ist nicht der Fall. Denn bei Lamu an der Küste, welches unter dem 2° S. B., also dem Gleicher um 4° näher gelegen ist, herrscht stets eine kühlere Luft als auf der Insel Sansibar. Weshalb das so ist, weshalb dies allen Regeln der Klimatologie entgegen steht, kann man bis jetzt nur localen Einflüssen zuschreiben. Die Erfahrungen liegen zu spärlich vor, um fest darüber urtheilen zu können; vorläufig können wir nur die Thatsachen verzeichnen, bis wir mit Sicherheit nachweisen, durch welche locale Einflüsse dies bedingt ist.

Daß das Klima den größten Einfluß auf die Gesundheit der Menschen hat, besonders unter den Tropen, ist eine allbekannte Thatsache. Man weiß auch, daß die aus der gemäßigten oder gar kalten Zone kommenden Menschen mehr den klimatischen Einflüssen der Tropen ausgesetzt sind, als die Eingeborenen.

Die Ursachen, weshalb das so ist, liegen klar auf der Hand, aber wie bei so manchen Dingen scheint man sie nicht erkennen zu wollen, oder fehlt es etwa an Nachdenken? Haben sich die Aerzte und Naturforscher noch nie die Frage vorgelegt, warum ertragen denn die Eingeborenen besser das heiße Klima als die Europäer? Sind sie von Haus aus widerstandsfähiger? Nein, im Gegentheil, wir sind fest überzeugt, daß der Europäische Normalmensch mehr Kräfte entwickeln kann, in seinem eigenen Lande widerstandsfähiger ist, ein höheres durchschnittliches Lebensalter erreicht, als der unter den Tropen geborene sogenannte Natur-Normal-Mensch.

Den Hauptgrund möchte ich darin suchen, daß der Eingeborene mehr leistet und unter den Tropen widerstandsfähiger erscheint als der Europäer, der doch an und für sich kräftiger ist, weil eben der Eingeborene, durch tausendjährige Erfahrung belehrt, sich den natürlichen Verhältnissen des Landes besser anpaßt. In der ganzen Lebensweise, in der Kleidung, im Essen und Trinken, in Allem. Es ist besonders das zweite, die Bekleidung der Europäer, welche die Widerstandskraft derselben schnell erschöpft.

Der Eingeborene kleidet sich fast gar nicht. Oft ist Schmuck seine einzige Bedeckung; ein Perlgurt, ein ausgefranzter Gürtel, ja in manchen Gegenden das so oft genannte, ich möchte fast sagen „historische“ Feigenblatt genügen, die Schamtheile zu verdecken, wenn überhaupt der Eingeborene schon diejenige Stufe der Cultur erreicht hat, welche der Mensch der Bibel besitzen mußte, als er aus dem Paradiese vertrieben wurde.

In einer Gegend, wo die Temperatur während des ganzen Jahres so hoch ist, daß z. B. Schafe, wenn sie aus nördlicheren Gegenden dorthin getrieben werden, ihre Wolle verlieren und statt dessen ein weniger wärmendes Gewand aus Haaren bekommen, ist es auch gewiß nur rationell, daß die Menschen sich mit so wenig Kleidungsstücken umhüllen wie möglich. Das Abhärten der Haut gegen die Hitze stählt den Körper oder vielmehr die Haut

der Eingeborenen derart, daß sie sich von klein auf ohne Gefahr den sengenden Strahlen der Sonne aussetzen können. Nicht nur den ganzen Körper können sie ohne Schaden den directen Einwirkungen der tropischen Sonne aussetzen, sondern auch den Kopf, den glatt-rasirten Kopf! Jeder Afrikareisende wird das bestätigen können. Durch Erblichkeit scheint der Körper, die ganze Haut der Tropen-Eingeborenen derart gegen directe Insolation unempfindlich geworden zu sein, daß man sich nicht scheut, ein eben neugeborenes Kind den Brennglasstrahlen der Tropensonne auszusetzen. Und der kleine neue Weltenbürger, der etwa nicht schwarz, sondern grau zur Welt kommt, leidet auch nicht im Mindesten darunter. Diese Abhärtung der Haut stählt die Tropenbewohner gleich gut gegen die Einflüsse der relativen Kälte.

Wie machen es die Europäer? Nach dem Beispiele der Engländer kleiden sie sich in Wolle und zwar tragen sie Wollzeug auf bloßer Haut. Selbst solche, die in unsern kalten nordischen Klimaten ohne wollene Unterkleidung zu leben pflegten, legen, sobald sie den Wendekreis nach dem Aequator überschritten haben, wollene Unterbekleidung an.

Es hat dies natürlich zur Folge, daß der Europäer sich unter den Tropen in einer beständigen Transpiration befindet. So gut unter Verhältnissen das Schwitzen sein mag, so kann sich doch jeder vernünftige Mensch vorstellen, welche Folgen auf die Haut und dann auf den ganzen menschlichen Organismus ein beständiges Schwitzen haben muß. Es verweichlicht den Körper und schon nach wenigen Jahren ist der Mensch so reducirt, daß er gezwungen wird, nach den kälteren Regionen zurückzukehren. Und doch wird immer von den Aerzten den Ankömmlingen gepredigt, zum Wollregime Zuflucht zu nehmen. Trotz des schlechten Geruches der Wollbekleidung — ganz selbstverständlich, weil die Wollstoffe dicker sind — trotzdem die Wollbekleidung unzweifelhaft den sogenannten „rothen Hund“, einen sehr empfindlichen Nesselausschlag, im Gefolge hat, trotzdem die Wollbekleidung keineswegs vor Erkältung schützt, predigen nicht logisch denkende Aerzte stets wieder diese Art der Bekleidung. Man soll also die natürliche Hitze der Luft durch eine stetige heiße Bekleidung noch steigern! Man soll die Haut, diesen wichtigen Respirations-Organismus des menschlichen Körpers, stets schwächen und reizen!? Wie lehr-

reich ist der Vortrag, den im October 1885 der Geheimrath von Nußbaum in München über Hausmittel hielt und wo er bei Gelegenheit der Verbrennungen auseinandersetzte, welche Gefahren es mit sich brächte, wenn große Hauptpartien zerstört wären. „Es kann ein Patient nur roth sein", sagte der gelehrte Arzt, „und er muß doch sterben, weil die verbrannte Fläche zu groß ist, während andere mit kleineren, aber tiefen Wunden gerettet werden. Wenn mehr als ein Drittel der Körperoberfläche verbrannt ist, ist der Tod unvermeidlich, man weiß nicht warum, aber als wahrscheinliche Ursache wird die Unmöglichkeit der Hautausdünstung angenommen." Warum bekommen die Eingeborenen den „rothen Hund" nicht? Weil sie ihre Haut nicht verzärteln, das ist doch klar.

Hunderte von Millionen werden die europäischen Kaufleute verdienen durch Absatz von Baumwollstoffen nach den Negerländern, sagt Stanley; aber wenn das der Fall sein wird, so kann man auch ebenso gut behaupten, daß man unter der eingeborenen Bevölkerung nie Abnehmer von wollenen Kleidungsstücken finden wird. Von den Afrikareisenden, welche Jahre lang den afrikanischen Continent durchstreift haben, wie Nachtigal, Schweinfurth, Denhardt und auch Schreiber dieses, hat nie einer Wollbekleidung in diesem Erdtheil getragen.

Es ist jedenfalls ein großer Unterschied hinsichtlich der Bewohnbarkeit der Küsten, ob dort alluviale oder diluviale Bildungen vorhanden sind. Ob, wie wir vorher schon hervorgehoben haben, in den tropischen Gegenden große Ströme oder kleine vorhanden sind. Ob die Gegend dichte Urwaldung oder einen lichten Bestand aufweist. Ja, die Bodenbeschaffenheit selbst hat auf die gesundheitlichen Verhältnisse einen nicht zu unterschätzenden Einfluß.

An der Ostküste von Afrika sind insofern die Verhältnisse günstiger als an der Westküste, weil die Flüsse, welche dort einmünden, einen kürzeren Verlauf haben, folglich weniger Wasser fortschwemmen, als an der atlantischen Küste. Daher ist denn auch das Alluvium weniger entwickelt als z. B. am Congo, Niger, Senegal u. s. w. Ueberhaupt sind die Vorlagerungen an der östlichen Küste bei Weitem nicht so ungesund, als die der west-

lichen, und vielleicht dürfte zum Theil der Grund dafür in der weniger entwickelten Vegetation zu suchen sein. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß die Ostküste baumlos sei. Dies läßt sich höchstens behaupten von dem nördlichen Gestade am Cap Gardafui südwärts etwa bis zum 3° n. B.

Möge es hier gestattet sein, zugleich die Frage aufzuwerfen, weshalb man allgemein unter den Tropen und subtropischen Regionen die Luft der Wälder für ungesund hält, während in der gemäßigten Zone die Aerzte die Waldluft nicht hoch genug veranschlagen können. Wenigstens in unserer Zeit. Man schreibt der aus den fallenden und gefallenen modernden Blättern entstehenden Luft böse Eigenschaften zu. Ist das etwa bei uns nicht der Fall? Die köstliche Luft der Buchen- und Eichenwälder, ist sie in der That so heilwirkend? Vielleicht entgegnet der Eine oder der Andere, nicht die Luft der Laubwälder ist dem Menschen heilsam, sondern die „balsamische“ Luft der Nadelwälder. Aber wodurch ist das bewiesen? Modert es unter den Tannen und Fichten nicht auch in den dichten Mooslagern?

Was ist „balsamisch“, was ist nichtbalsamisch? Das ist selbst mit Bestimmtheit objectiv nicht zu entscheiden. Und weshalb soll der balsamische Duft der Nadelwälder gesund sein? Sind darüber Beobachtungen gemacht? Zieht man vielleicht den Ozon-Gehalt der Luft mit herbei? den angeblich größeren Sauerstoffgehalt? Nimmt das Blut in der That mehr Sauerstoff auf als es braucht, wenn thatsächlich mehr von diesem Stoffe vorhanden ist? Das ist eine subjective Geruchsempfindung. Professor X. X. nennt diesen Geruch vielleicht „balsamisch“ oder auch wohlduftend, den ein Neger oder der Malaye mit Abscheu an seinen Nervus trigeminus hinantreten läßt. Nichts ist lehrreicher in dieser Beziehung, als was Professor Veit Graber in Czernowitz über das Geruchsvermögen der Thiere veröffentlicht hat, indem er nachwies, daß von 50 Ameisen 45 sich dem Jasmingeruch zuwandten, den sie der reinen Luft vorzogen, der nur 5 zukrochen; während ihnen der Rosenduft so unangenehm erschien, daß sie demselben den Wanzengeruch vorzogen, den sie sonst auch nicht gerade lieben. So wird die Küchenschabe (periplaneta) durch den stark riechenden Limburger Käse abgestoßen — mancher Mensch auch — während die Feuerwanze (pyrhocoris) durch ihn

angezogen wird, wie mancher Mensch auch. Und wenn man beim Menschen mit Recht sagt: de gustibus non est disputandum, kann man dies mit vollkommen gleichem Recht nicht nur beim Menschen, sondern von der ganzen organischen Welt — auch vom Pflanzenreich — beim Olfactus sagen? Damit will ich aber keineswegs mich auf den Jäger'schen Standpunkt stellen, der Geruch mit Seele identificirt.

Jede Zeit bringt andere Behauptungen, so erinnere ich mich recht gut, daß man vor einem Menschenalter, zur Zeit meines seligen Vaters, der auch Arzt war, hectische Kranke in die Kuhställe sperrte, um die „balsamische Luft" der Verdauungsstoffe von Rindern einzuathmen. Natürlich entwickelten sich die Bacillen, welche die Ursache der Schwindsucht sind — oder sind sie das Product? — unter der Einwirkung der faulen Luft eines Kuhstalles mit desto größerer Geschwindigkeit!

Ich habe dies nur beiläufig angeführt, um zu zeigen, mit welcher entsetzlichen Gedankenlosigkeit man heute noch immer die Heilkunde betreibt. Denn sind z. B. Stabpilze wirklich die Ursache der Schwindsucht, ist diese also hervorgebracht durch mikroskopische Organismen, welche zwischen dem Pflanzen- und Thierreich stehen, so mußte man sich doch sagen, daß diese Gebilde nirgends eine bessere Entwicklung finden, als in warm-feuchter Luft, welche überhaupt dem Gedeihen des Pflanzenreichs förderlich. Und doch schickt man Schwindsüchtige stets noch nach Madeira, welche Insel das schönste, warm-feuchte, stets gleiche Klima hat. Oder auch an die Riviera und wie alle die Gegenden mit dem warm-feuchten gleichmäßigen Klima heißen.

Warum nicht nach Sansibar? Sansibar hat das gleichmäßigste Klima der Welt. In der heißesten Zeit, welche mit unserem Winter zusammenfällt, etwa + 30 bis + 33°, dann in der kalten Zeit, welche mit April beginnt und bis November dauert, etwa + 26°. Der Unterschied zwischen heiß und kalt beträgt also 5 bis 8° Celsius. Größere Schwankungen kommen überhaupt höchst selten vor, die Hitzegrade sind also keineswegs übermäßig hoch. Wir haben Gegenden auf der Erde, welche bedeutend größere Hitzegrade aufweisen. In Bilma z. B. oder in den Salzwüsten des westlichen Nordamerikas sind Monate lang ständige Temperaturen von über 50° etwas ganz Regelmäßiges.



Das Eigenthümliche in der Temperatur in Sansibar besteht darin, daß dieselbe stets Tag und Nacht gleich bleibt, sich höchstens um 1 bis 2° ändert. Dies hat natürlich für den thierischen Organismus höherer Wesen, welche dort nicht acclimatisirt sind, seine eigenen Folgen, welche besonders in Erschlaffung der Musculatur bestehen. Niemand entgeht derselben. Der aus dem nördlichen Klima kommende Mensch zahlt so gut seinen Tribut, wie das Pferd, die Rinder, die Hunde, die Vögel, welche dorther stammen, während die Menschen und Thiere, welche dort seit langen Zeiten leben, nicht davon afficirt werden.

Man kann also nicht sagen, daß das Klima von Sansibar — ich meine die Insel — an und für sich ungesund wäre. Weshalb sollte diese mitten im Meere gelegene Insel auch ungesund sein? Fortwährend entweder von den südwestlichen oder von den nördlichen Passaten bestrichen, hat das Eiland noch den Vortheil, daß es aus Madreporen-Bildung besteht. Diese Formation bewirkt, daß die heftigen Regen — und das Jahr 1885 zeichnete sich durch besonders ergiebige feuchte Niederschläge aus — gleich versickern. Und so haben sich nur an den tiefsten Stellen der kleinen Bäche, meist da, wo sie ins Meer sich ergießen, Sümpfe oder vielmehr Sumpfboden gebildet, welche Reisbau ermöglichen. Aber von wie geringer Ausdehnung dieses Schwemmland ist, beweist, daß der dort gebaute Reis bei weitem nicht ausreichend ist zur Ernährung der eingeborenen Bevölkerung.

Insofern ist die Stadt Sansibar ungesund, als sie durchaus auf Gräbern gebaut ist. Die Unsitte der Eingeborenen, die Leichname ihrer Dahingeschiedenen in unmittelbarster Nähe der menschlichen Wohnungen zur Erde zu bestatten, ja oft genug dieselben in die Hofräume der Wohnungen zu betten und zwar nie sehr tief, bewirkt, daß die Lebenden unmittelbar auf den Leichnamen hausen. Manchmal wird dann auch, ohne auf die Gebeine Rücksicht zu nehmen, auf den Beerdigungsstätten der Todten ein neues Haus errichtet. Wollte man die Stadt Sansibar, welche etwa, abgesehen von dem auf dem Festlande gelegenen Hütten-Viertel, 20,000 Einwohner haben mag, heute wegräumen, so würde man unter der Erde mindestens die vierfache Zahl der Begrabenen finden.

Daß ein solches Todtenfeld gerade kein gesunder Aufenthalt sein kann, leuchtet ein, zu dem kommt, daß in der Stadt ein Drittel der Häuser in Ruinen liegt, und diese selbst als Ablagestellen für Mull, Abfall, Dünger und andere unbrauchbare Stoffe dienen. Ebenso wird für die Reinlichkeit der Straßen nicht die mindeste Sorge getragen. Selbstverständlich sind die Brunnen der Stadt, welche überdies alle brakisches Wasser haben, voll von Verwesungsstoffen. Mit großem Danke muß es daher anerkannt werden, daß der jetzige Sultan, Bargasch ben Said, eine Wasserleitung hat anlegen lassen, welche von dem Rücken der Insel, wo ergiebige Quellen sind, der Stadt reichliches und gutes Wasser zuführt. Dasselbe würde noch besser sein, wenn die Sammelbehälter reinlicher gehalten würden.

Es ist von Verschiedenen behauptet worden, daß Fleischkost unter den Tropen den Europäern verderblich sei. In dieser Beziehung neige ich mich eher dem Urtheil des Herrn Dr. Falkenstein zu, der entgegenstehender Ansicht ist. Was der Europäer vermeiden muß, sind rein alkoholische Getränke und körperliche Ruhe.

Wenn unter den Tropen dem menschlichen Organismus besonders die große Wärme schädlich ist, welche derselbe durch die senkrechten Strahlen der Sonne zu erdulden hat, so muß diese nicht durch künstliche Mittel, sei es innerlich durch spirituöse Stimulantien, sei es äußerlich durch Wollbekleidung, in unnatürlicher Weise erhöht werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Genuß des Weines oder Bieres absolut zu meiden sei. Im Gegentheil, demjenigen, welcher von seiner Heimath her gewohnt ist, täglich Wein oder Bier zu trinken, kann nur gerathen werden, diese Gewohnheit beizuhalten, wenn es ihm möglich ist. Verderblich ist nur das Schnapstrinken, welches glücklicherweise bei den Deutschen weit weniger Verbreitung gefunden hat, als bei den Engländern, Franzosen und Holländern. Und das brandy and soda water, der Absynth und holländische Genever haben nicht nur nicht Aussicht, bei den Deutschen keinen Eingang zu finden, sondern werden immer mehr auch von ihren Parteigängern, den übrigen Europäern, verlassen; das Bier, das deutsche Getränk, ist auch jetzt unter den Tropen durchaus als Sieger eingebürgert.

Nicht weniger nützlich halten wir die körperliche Bewegung und das tägliche Baden. Auf Beides wird von den Deutschen

viel zu wenig Gewicht gelegt. Sie bedenken nicht, daß das starke Transpiriren, verbunden mit dem unvermeidlichen Staub, noch mehr als in den gemäßigten Klimaten, ein Offenhalten der Hauptporen nothwendig macht, und daß dies am besten durch Baden geschieht. Und ebenso wenig ist die körperliche Bewegung bei den Deutschen im Ansehen.

In dieser letzten Hinsicht kann viel von den Engländern gelernt werden, welche man täglich Nachmittags sich gymnastischen Uebungen hingeben sieht. Es ist wahr, es gehört das Spazierengehen in den heißfeuchten Gegenden gerade nicht zu den Annehmlichkeiten, denn Jeder, der ihm obliegt, wird nach einem einstündigen Gehen wie gebadet nach Hause kommen, aber jedenfalls ist ein ordentlicher Gang in der freien Natur oder andere körperliche Uebungen, sei es Reiten, Ballspiel u. s. w., unerläßlich, um die Elasticität des Körpers zu bewahren.

Wenn vorhin schon gesagt wurde, daß Fleischkost unter den Tropen nicht gemieden zu werden braucht, so soll für Sansibar und die Ostküste noch besonders hervorgehoben werden, daß von den dort wachsenden Früchten fast alle ohne Gefahr von den Europäern genossen werden können. Die Mehrzahl derselben ist übrigens nicht einheimisch, sondern importirt. Ohne schädliche Folgen können z. B. Orangen gegessen werden, welche zwar bei weitem nicht so gut und süß wie in Nordafrika sind, die aber dennoch, durch verschiedenste Arten vertreten, ohne allen Nachtheil genossen werden können. Ebenso die Mangofrucht, deren unreife Früchte ein schönes Muß, wenn gekocht, geben. Diesen aus Asien importirten Früchten gesellen wir die von Amerika gekommene Ananas bei, welche jetzt in Sansibar in dem Maße vorkommt, daß man die Büsche, in wildem Zustande, fast überall längs der Wege findet. Ohne Bedenken kann Jeder von dieser köstlichen Frucht so viel genießen wie er mag, nur muß man sich hüten, sorgfältig die kleinen Blüthchen, welche bis tief ins Fleisch reichen, zu entfernen, da deren mikroskopische Stacheln und Widerhaken leicht Magen- und Darmentzündungen zur Folge haben können, falls man sie mit verspeist. Weniger empfehlenswerth ist die carica papaya, von H e i n r i c h B a r t h Melonenfrucht benannt. Der Saft der Blätter enthält bekanntlich einen dem Pepsin ähnlichen, fleischauflösenden Stoff, und man geht wohl nicht fehl, wenn

man der Frucht selbst eine ähnliche Kraft zuschreibt. Nach Tisch genossen, kann man die Melonenfrucht übrigens ohne alle Gefahr zu sich nehmen.

Ich meine, daß wir hinsichtlich des Essens uns auch mehr den Gewohnheiten und Gebräuchen desjenigen Landes und derjenigen Völker anschmiegen sollten, in welchem wir sind und unter welchen wir uns befinden, und besonders dann, wenn ein längerer Aufenthalt geplant wird. Warum war in den heißen Gegenden schon vor Tausenden von Jahren das Schweinefleisch gewissen Völkern verboten? Viele sagen aus religiösen Gründen, Andere behaupten, weil durch die Erfahrung sich gezeigt habe, daß dasselbe schädliche Folgen zurücklasse. Jedenfalls steht so viel fest, daß selbst in unserem kalten Klima nicht Allen der Genuß des Schweinefleisches zuträglich ist, in den Tropen aber ist Schweinefleisch überhaupt als schädlich anzusehen. Hätten Moses und Mohammed den Alkohol gekannt, so würden sie zweifelsohne den Schnaps auch auf die Liste der verbotenen Dinge gesetzt haben. Den Wein hat Moses passiren lassen, Mohammed hat ihn bedingungsweise verboten, weshalb man — leider — so viele Mohammedaner dem Schnapstrinken ergeben findet.

Wir sehen aber auch, daß die Bewohner des äußersten Norden, ohne üble Folgen zu verspüren, große Quantitäten Alkohol zu sich nehmen, fette Speisen ohne Beschwerde genießen können, wie es unter südlicheren Breiten unmöglich wäre.

Und nur durch das Klima bedingt, sehen wir, daß die verschiedenste Lebensweise bei den Völkern gleicher Race gleichsam von selbst gegeben wird; hierdurch wird am klarsten illustrirt, daß eben dasselbe Volk, wenn es sich nur den localen Einflüssen anzuschmiegen versteht, jedem Klima gewachsen ist. Der große englische Naturforscher Darwin sagt in seinem descent of man I. p. 216: „die Eskimo leben ausschließlich von thierischer Nahrung; bekleidet mit dicken Fellen, sind sie der größten Kälte und einer sehr langen Sonnenlosigkeit ausgesetzt; und trotzdem unterscheiden sie sich in keinem hohen Grade von den Bewohnern Ost-Chinas, welche ausschließlich von vegetabilischer Kost leben und beinahe nackt einem tropischen Klima ausgesetzt sind.“ Darwin führt sodann noch andere Beispiele an von ganz ähnlichen Verhältnissen für andere Volksstämme.

Auch hierin fehlen die europäischen Einwohner. Man kann sich nicht trennen von seinem Schinken und Speck. Klöße, Mettwurst, Sauerkohl und Gott weiß was für Gerichte zieren fast täglich die Tafel des Europäers und doch bieten die Tropen an leicht verdaulichem Fleisch und frischen Gemüsen die Hülle und Fülle. Warum bekümmert man sich nicht mehr um die Lebensweise der Eingeborenen und sucht von ihnen in Erfahrung zu bringen, welche Nahrungsmittel sie zu sich nehmen?

Man ist zu eitel, um auch nur dem Gedanken Raum zu geben, man könne von den Eingeborenen lernen. Selbst solche Gemüse, welche in Italien, Südfrankreich, Spanien u. s. w. vorkommen, und in den Tropen ihr Bürgerrecht gefunden haben, wie Tomaten, Eierfrüchte (solanum melongena), Kürbisse, werden von den Deutschen und meist auch von den Engländern verschmäht: Wat de Bur nich kennt, dat itt he nich!

Statt dessen giebt man große Summen aus, um sich Büchsen-Fleisch und Gemüse aus Europa kommen zu lassen, ohne auch nur einmal den Versuch gemacht zu haben, die Nahrungsmittel der Eingeborenen zu kosten.

Andere aber, die das Kind mit dem Bade ausschütten wollen, haben, um sich auf etwas stützen zu können, behauptet, der größte Theil der Neger oder der Eingeborenen Afrikas sei der Fleischkost abgeneigt. Und darauf hin empfehlen sie, unter den Tropen so wenig Fleisch wie möglich zu essen. Man findet auch in bedeutenden ethnographischen Werken die komische Aussage, die Neger äßen keine Fische.

Die Wahrheit ist die, daß die Eingeborenen Afrikas überall da, wo sie Fleisch bekommen können, es nicht verschmähen, und überall da, wo Wasser ist, einerlei ob Süß- oder Salzwasser, eifrige Fischesser sind.

Die Eingeborenen von Afrika, einerlei, ob sie nun dem Bantu-Stamme, den Sudan-Negern, den Hamiten, den Semiten oder welchem Volke sonst angehören, sind stets, wie auch bei uns die Menschen, durchaus abhängig von dem Boden, auf dem sie wohnen, und dort, wo sie sind, ernähren sie sich von den Erträgnissen ihres Landes und ihrer Gewässer.

Kein Thier wird verschmäht. Dieses Volk ißt Elephanten, jenes Springratten; dieses erhascht den größten Vogel der Erde,

den Strauß, um die Federn zu verkaufen und die fleischigen Schenkel desselben zu verspeisen, jenes betrachtet als größten Leckerbissen die leicht durch die Lüfte getragene Heuschrecke; diese Stämme verspeisen mit besonderem Wohlbehagen die Krokodile der großen Flüsse, während jene, denen diese Saurier mangeln, sich mit Raupen begnügen. Und am Benue und Niger fand ich die Anwohner dieser mächtigen Ströme derart in der Kunst des Fischfanges ausgebildet, daß ihnen von der Angel bis zum Schleppnetz jede Methode, sich der Fische zu bemächtigen, bekannt war. Ja Jeder, der in Lagos oder anderen Lagunenstädten Afrikas gewesen ist, wird gesehen haben, wie zahlreich die ausgelegten Reusen der Eingeborenen sind, und der Fang der Austern und Granaten daselbst beweist, daß auch die Krustenthiere von ihnen nicht verschmäht werden.

So finden wir also in Afrika unter den Eingeborenen eigentlich nur da Vegetarianer, wo eben die Verhältnisse nicht gestatten, Fleischkost zu essen. Immer aber, selbst in den Gegenden, wo der Europäer *meint*, nur von Pflanzenkost existirende Bewohner vor sich zu haben, wird er finden, daß der Eingeborene, sobald er Fleisch, Fisch, Milch, Butter u. s. w. bekommen *kann*, sich mit einem wahren Heißhunger diesen substantielleren Nahrungsmitteln zuwendet.

Wenn der in den heißesten Regionen der Erde wohnende ärmste Oasenbewohner der Sahara, der stets durch das harte *Muß* gezwungen von Datteln und Gerstenmehl lebt, Butter, Milch oder gar Fleisch ergattern kann, dann feiert er seinen höchsten Festtag. Und wenn im nördlichen Sudan anscheinend Stämme nie oder selten Fleisch genießen, so verzehren sie doch die Milch, Butter und Buttermilch ihrer Herden, nähren sich von Eiern, so daß genügend Ersatz für Fleischkost gegeben ist. Das aber ist leicht nachzuweisen, daß es Stämme giebt, welche fast ausschließlich von animalischer Nahrung leben, z. B. die Masai, an den Gehängen des Kilimandjaro, welche abwechselnd entweder nur von Rindfleisch und Milch leben *sollen*, beide Nahrungsmittel aber nicht vereint, d. h. zu gleicher Zeit genießen, weil sie das für unrecht halten.

Derartige Extreme, wo einmal die Menschen *anscheinend* nur vegetabilische Kost, das andere Mal nur animalische zu sich

nehmen, sind meist durch äußere Umstände hervorgerufen, da wo kein Zwang vorliegt, ist der Eingeborene von Afrika, wie der anderer Welttheile omnivor.

Es ist daher auch nur rationell, daß Einwanderer aus Europa, welche die Tropen betreten, sich ebenso ernähren; sowohl aus dem was das Pflanzenreich, wie aus dem was das Thierreich bietet. Nicht genug aber kann man wiederholen, sich so viel wie möglich nur von dem zu ernähren, was das Land selbst bietet, in dem man sich aufhält. Möge man jene Eitelkeit, welche oft an Naivetät grenzt, ablegen, nur Nahrungsmittel der Heimath als genießbar zu betrachten. Billiger und besser für die Gesundheit wird man existiren, wenn man sich nach dem umsieht, was die Natur des Landes bietet, in welchem man seinen Aufenthalt genommen hat, soweit es nur die Umstände erlauben.

Eines eigenthümlichen Vorkommens soll hier noch Erwähnung geschehen, welches keinen geringen Einfluß auf die Verrufenheit des tropischen Klimas ausübt: die Furcht. Ich glaube, man ist einig darüber, daß, sobald Epidemien in Europa ausbrechen, zum nicht geringen Theile die davon Befallenen Diejenigen sind, welche sich übertriebener Furcht vor der Krankheit überließen. Sei es, daß der Körper unter dem Einflusse der beständigen Furcht sich disponibler zeigte, inficirt zu werden, oder was sonst noch wirkte: die Thatsache besteht.

Und so ist es mit den Einwanderern in den Tropen auch. Kaum hat man einen Vertheidiger des Tropenklimas gefunden; Einer betet dem Anderen nach: das Klima sei ungesund, und so kommt eigentlich jeder schon mit der von vornherein feststehenden Meinung in die äquatorialen Gegenden, auch er werde ein Opfer des ungesunden Klimas werden oder mindestens eine lebensgefährliche Krankheit durchzumachen haben. Trifft ihn dann gar bald nach seiner Ankunft ein leichtes Unwohlsein, hervorgerufen durch den plötzlichen Wechsel, den der Körper zu erleiden hat, so wird das Unwohlsein zur Krankheit aufgebauscht, und selten fehlt der Arzt, welcher nicht den Patienten in seiner Meinung, schwer krank zu sein, bestärkte und unterstützte. Ja, es kommt auch vor, daß dort anwesende Europäer der zu fürchtenden Concurrenz wegen das böse Klima nicht schwarz und schlimm genug darstellen können,

blos um sich die fremden Eindringlinge auf bequeme Weise fern zu halten.

Man soll nie vergessen, daß sich einmal die Klimate unter den tropischen Breiten verbessert haben und daß der Mensch sich jetzt gegen die schädlichen Einflüsse des Bodens, der Luft und des Wassers, welche wohl hauptsächlich in den Fermenten zu suchen sind, besser zu schützen weiß. Haben wir nicht in unserem eigenen Vaterlande Beispiele genug, daß durch diese und jene hygienischen Maßregeln eine Stadt, deren Aufenthalt früher als ein ungesunder bezeichnet wurde, heute nach hergestellter Canalisation und eingerichteter Wasserleitung, daß eine solche Stadt nunmehr zu den gesunden Aufenthaltsörtern zählt? Und so ist es in den heißen Gegenden auch. Das einst so berüchtigte Boufarik in der schönen Ebene der Metidja von Algerien galt von 1830 bis 1850 als der ungesundeste Ort der ganzen französischen Colonie. Soldaten, welche dorthin commandirt wurden, machten vorher ihr Testament, und trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, ergiebiger in der That als irgendwo sonst in Algerien, fanden sich keine französischen Farmer, die sich längere Zeit dort aufhalten mochten. Erst mit dem verallgemeinerten Gebrauch des Chinin wagte man es, den Sumpflüften Trotz zu bieten. Seitdem aber die französische Regierung dort hat drainiren und zahlreiche Waldungen von Eucalyptus anpflanzen lassen, ist die Metidja auch in gesundheitlicher Beziehung eine wahre Perle von Algerien geworden. Und so ist es überall in den heißen Ländern. Auch in Sansibar, wo, wie ich Eingang dieses gesagt habe, durch Anlagen einer Wasserleitung sich der Gesundheitszustand der Stadt bedeutend gebessert hat.

Die Wirkungen der Sonne werden wir nie abschwächen können; der directen Insolation wird man allerdings durch zweckmäßige Anlage der Wohnungen, durch Ueberdachung der Straßen entgegentreten können, ohne dadurch aber die Lufttemperatur selbst erheblich zu vermindern. Wenn es gelänge, die Herstellung des Eises so billig zu machen, daß man eine ganze Wohnung damit kühlen könnte, wie man ja jetzt schon ganze Schiffe kühlt, so wäre man wieder einen Schritt weiter. Das wird aber vorläufig ein frommer Wunsch bleiben, und vor der Hand müssen wir es der

Wissenschaft danken, daß man überhaupt unter den Tropen, in den größeren Ortschaften natürlich, Eis bekommen kann.

Ich meine nicht so sehr hinsichtlich des Genusses sei das Eis als ein wichtiger Factor im gesundheitlichen Leben in dem heißen Klima anzusehen; geeiste Getränke, nüchtern genommen oder gar Gefrorenes, nüchtern genossen, sind in der heißen Zone geradezu schädlich. Aber bei Erkrankungen ist Eis oft Panacee. Wenn schon in unserem gemäßigten und kalten Klima das Eis in der neueren Therapie eine so wichtige Rolle spielt, um wie viel mehr ist das der Fall in der heißen Zone. Das bedarf wohl keiner weiteren Beweise.

Wie viele Patienten hätte man in früherer Zeit dem Leben erhalten können, wenn man die richtigen Medicamente, besonders Chinin, zur Verfügung gehabt hätte. Und hätte man, anstatt schlechtweg die heiße Zone ungesund zu nennen, mehr darauf gehalten, nach den localen Ursachen der Ungesundheit zu forschen, und wäre nach Auffindung derselben darauf bedacht gewesen, sie zu entfernen, zu heben und zu zerstören, so würde man sich ein viel größeres Verdienst um die Menschheit erworben haben, als als Jene zu erhalten meinen, die die Welt erschrecken wollen mit dem so unmotivirten wie unbewiesenen Rufe: Die Tropen sind ungesund, die Indogermanen können dort nicht leben! Das sind Schlagworte, die wir gar nicht mehr gelten lassen dürfen. Selbst wenn es wahr wäre, würde bei der rasch zunehmenden Bevölkerung bald die zwingende Nothwendigkeit eintreten, daß die Indogermanen die heiße Zone als bleibenden Aufenthalt werden wählen müssen. Man bedenke nur, daß die ungeheuere Ausdehnung dieser Zone 40 Procent der ganzen Erdoberfläche in sich begreift. Und wenn man jene heißen Gegenden, welche in Afrika und Asien (Arabien) nordwärts vom Wendekreis gelegen sind, noch zu den Tropen rechnen will (und in der That haben sie ja ein heißeres Klima als die Tropen selbst), dann erhalten wir fast die Hälfte der Erdoberfläche. Daß der größere Theil dieser Oberfläche Ocean ist, benimmt der Behauptung seinen Werth nicht. Und diese Gegenden, welche die reichste Vegetation aufweisen, eingestandenermaßen das fruchtbarste Gebiet der Erde sind, sollten wir meiden wegen angeblich ungesunden Klimas oder übergroßer Hitze?

Nirgends gedeiht die Natur üppiger als unter den Tropen. In strotzender Fülle entfalten sich hier die Pflanzen, hier leben die größten Thiere, und selbst die Menschen, welche dort vor undenklichen Zeiten hinverschlagen wurden, entwickelten sich derart, daß Anthropologen sie zum Unterschiede von uns die „Bauchmenschen" genannt haben. Alles lebt unter den Tropen, die ganze Natur! Und dies Tropenland sollten wir meiden, blos weil der Ruf ausgestoßen wird, wir können dort nicht leben? Leben denn die Holländer nicht in Batavia? oder die Engländer in Bombay und Calcutta, wo immer, jahraus, jahrein die Cholera ist?!

Bedenkt man denn nicht, daß die Communicationsmittel innerhalb einiger Menschenalter so vervollkommnet sein werden, daß uns die Tropen vor die Thore von London, Hamburg, Liverpool und Bremen rücken?! Dann würde es vielleicht zu spät sein, wenn wir aus nicht richtigen Hygiene-Gründen jetzt die Länder fahren lassen wollten. Dann könnten wir das Nachsehen haben.

Man forsche nach den Ursachen der Ungesundheit und bekämpfe sie. Das ist der wahre Weg, durch den wir uns auch diesen Theil der Erde für die germanische Nationalität zugänglich machen müssen. Das Klima an sich, so weit es sich um die Gesammtheit der meteorologischen Erscheinungen handelt, werden wir nicht ändern können, die hygienischen Verhältnisse aber, besonders wo sie localer Natur sind, können wir modificiren, und wenn das zum Besten der dort Wohnenden ausgeführt wird, dann wird auch die Tropenzone bewohnbar sein.

Soll man unter den Tropen Wolle tragen?

Es giebt Thiere genug, welche, je nachdem es Winter oder Sommer ist, ihre Bekleidung wechseln. Fast alle Thiere bei uns haben im Winter ein dichteres Fell oder Gefieder als im Sommer. Es ist dies eine bekannte Thatsache, und Jedermann weiß es. Aber was weniger bekannt ist, weil es nur von wenigen Europäern beobachtet werden konnte, ist der Umstand, daß z. B. Schafe ihre Wolle verlieren, sobald man sie nach den heißesten Gegenden versetzt. In Tuat, Draa, Tafilet, Fesan, Kufra und Bilma, sowie in verschiedenen heißen Regionen Centralafrikas hat man beobachtet,

daß aus kälteren Regionen dort hingetriebene Schafe schon vor Ablauf eines Jahres ihre Wolle verlieren und statt ihrer Haare bekommen. Daselbst geworfene Lämmer kommen mit Haaren zur Welt. Der Löwe, der in den kalten Regionen des großen Atlas und am Cap eine stark entwickelte Mähne und dichtes Fell hat, verliert in Centralafrika seine Mähne und hat ein äußerst spärliches Haar. Zoologen wollen zwar deshalb den centralafrikanischen Löwen vom atlantischen und kapschen unterscheiden, aber mit demselben Rechte könnte man auch das tropische, mit Haaren versehene Schaf von dem mit Wolle bedeckten unterscheiden. Die besten Felle kommen aus der kalten, die schlechtesten aus der heißen Zone.

Es ist dies von der Natur so eingerichtet, oder richtiger gesagt, die Thiere haben sich den natürlichen Verhältnissen angepaßt. Wie stark muß in der That in der heißen Zone das Unbehagen desjenigen Thieres sein, welches eins der wärmsten Kleider trägt, daß es schon nach Verlauf eines Jahres sich den Verhältnissen so zu accommodiren vermag, daß es die Wolle verliert und statt derselben Haare bekommt, und daß die fürderhin von ihm in der heißen Zone geworfenen Abkömmlinge nicht mit Wolle, sondern mit Haaren zur Welt kommen! Wir stehen hier vor einem Räthsel nur deshalb, weil der Zeitraum so kurz ist, weil ein Jahr zur Umwandlung genügt. Denn Niemand findet es wunderbar, daß in kalten Gegenden — soweit gute Ernährungsverhältnisse es gestatten — Merinos und Angora sich stets besser hinsichtlich ihrer Felle entwickeln; beide gedeihen auf den kühlen Regionen hoher Berge. Aber wenn ein mit Wolle versehener Fettschwanz, der doch schon hohe Temperaturen ertragen kann, seit Tausenden von Jahren ertragen hat, angekommen in der Region der heißesten Temperaturen, innerhalb eines Jahres sein Fell ändert, so kann man das nur durch die zwingendste Nothwendigkeit erklären.

Die Menschen sollten aber aus diesen Beispielen ersehen, daß eine zu starke Bekleidung, eine Wollbekleidung, in den Tropen nicht gut ist. Viele gehen indeß so weit, daß, während sie bei uns, im gemäßigten Klima, ohne Wollbekleidung gingen, in den heißen Gegenden vermeinen, ihren Körper mit Flanell oder Wolle umhüllen zu müssen. Wer dazu bestimmt ist, in einem Klima zu leben, dessen Temperatur Jahr aus Jahr ein und Tag und Nacht

durchschnittlich über 20° Réaumur oder gar über 25° liegt — und es giebt ja solche Gegenden —, der schwächt dadurch in ganz außerordentlicher Weise seinen Körper, wenn er durch das Wollregime die Hauttemperatur noch erhöht — sie oft bis auf Blutwärme steigert. Dadurch entsteht ein beständiges Perspiriren, die Haut wird empfindlicher, verweichlichter, und das ist die Hauptursache für die Nordländer, daß sie sich den Tropen so schlecht accommodiren.

Diejenigen, welche das Tragen von Flanell in den Tropen befürworten, führen als Hauptgrund dafür an, es schütze gegen die durch plötzliche Temperaturwechsel hervorgerufenen Erkältungen. Aber man bedenke doch, daß ein Zugwind, sobald die Luft selbst selbst über 20° R. warm ist, garnichts schadet! Und in den Tropen sinkt auch Nachts die Temperatur selten unter 20°. Hat man doch in den heißesten Gegenden seine Zuflucht zu sogenannten Puncards, d. h. Riesenfächern, genommen, um durch Luftbewegung einigermaßen Abkühlung d. h. schnellere Verdunstung auf der Oberfläche der Haut hervorzurufen. Und dies paralysirt man dadurch, daß man durch Flanelltragen eine schädliche Verweichlichung der Haut hervorruft?! Weshalb tragen wir denn im Winter bei uns in unseren kalten Regionen Flanell und Wolle? Doch nur, um uns in einem Klima, dessen Luft sich um den Nullpunkt des Thermometers nur zu oft herumbewegt, gegen die Kälte zu schützen. Weshalb soll man sich aber in einem Klima, dessen Temperatur beständig über 20 Grad R. liegt, gegen Kälte schützen? Ist es nicht unlogisch, in den heißen Zonen dieselbe Bekleidung tragen zu wollen, wie in der kalten und gemäßigten? Weshalb ertragen die Briten, die hauptsächlichsten Befürworter des Flanellregimes, die heiße Zone so schlecht? Zum Theil wegen des übermäßigen Genusses von Brandy anstatt Weines oder Bieres, noch mehr aber, weil sie Tag und Nacht ihre Haut in ganz außergewöhnlicher Weise anstrengen und dadurch erschlaffen. Die Haut wird unfähig, weiter zu reagiren.

Aber hat man eingeworfen, die Araber haben doch auch das Wollregime, die Söhne der Wüste umwickeln sich in der Sahara den Körper mit zwei bis drei wollenen Burnussen. Das ist einfach nicht wahr! Ein Scheich der Araber liebt es allerdings, sobald er zu Pferd steigt, sobald er in die Stadt geht, seinen

ganzen Kleiderreichthum über seinen Körper auszubreiten. Hat er drei wollene Burnusse und außerdem einen rothen oder blauen von Tuch, so unterläßt er sicher nicht, diese Zeugen seines Reichthums vor Aller Augen auszuhängen. Besitzt er mehrere Turbane, so umwickelt er sein Haupt mit Binden von Dekametern Länge. Aber bei sich daheim kramt er Alles wieder in die Truhe — und das einfache, lange Shirtinghemd ist seine Bekleidung.

Warum lernen wir denn nicht von den Eingeborenen, wie wir uns tragen sollen? In den Tropen Afrikas bedecken sich die Neger ihre Blößen einfach mit Perlenschnüren, mit großen Blättern, mit gegerbten oder ungegerbten Fellen 2c. 2c. Erst da, wo sie mit der Civilisation in Berührung gekommen sind, an der Westküste, in den Haussa-Staaten, in Bornu 2c., bekleiden sich die Neger; aber doch nur mit Kattunstoffen. Und sie finden sich wohler dabei als die mit Flanell sich umhüllenden Weißen. Der Werth der nach Afrika für die Schwarzen importirten Kattunstoffe beziffert sich nach Hunderten von Millionen. Flanell- und Wollstoffe finden kein Absatzgebiet und werden dort nie von den Eingeborenen benutzt werden.

Freilich an den großen Höfen in Innerafrika, wo der Mohammedanismus die Schwarzen mit den Weißen zusammengebracht hat, lieben es die Großwürdenträger und die Machtinhaber des Staates, sich mit einer großen Menge von Toben, aus weißen und bunten Kattunstreifen zusammengenäht, zu bekleiden. Auch hier ist wieder die liebe Eitelkeit die Ursache. Aber die Sultane und ihre Höflinge haben es in der Macht, sich wenigstens in jedem Augenblick die nöthige Kühlung verschaffen zu können; ihre weiten Toben haben keine Aermel, sondern nur Schlitze von der Schulter bis zum Boden; öffnet man sie, so bleibt nur eine vordere und hintere Kleiderwand, an den Seiten kann die Luft zu den nackten Körpern Zutritt erlangen in vollstem Maße.

Will man also der Natur, den gegebenen Verhältnissen, dem Beispiele der in den Tropen lebenden Eingeborenen folgen, so verwerfe man die Wolle als Kleidungsstück, wie die Mutter Natur sie verwirft in Bekleidung der Thiere. Man benutze aber zu Stoffen die Pflanze, welche dort heimisch ist, und welche von Eingeborenen seit Langem zur Bereitung ihrer wenigen Kleidungsstoffe benutzt wird: die Baumwolle. Kattun- und Shirting-Stoffe haben

neben ihrer Leichtigkeit die Eigenschaft, daß sie die Nässe nicht so lange zurückhalten wie Leinwand und eben dadurch auch nicht zu abkühlend wirken.

Sollten durch Thauniederschläge Unzukömmlichkeiten am frühen Morgen oder Abends befürchtet werden, so muß man sich dagegen durch Oberröcke, durch Gummiröcke oder Gummidecken schützen, ohne daß man aber nöthig hätte, direct den Körper durch Flanellanzüge zu quälen. Daß unter allen Umständen die Haut stets offen gehalten werden muß, daß die größte Reinlichkeit geboten ist, versteht sich eigentlich von selbst. Denn viel mehr als in den gemäßigten Klimaten ist in den Tropen die Haut Gesundheitsventil. Ein großer Theil der Thätigkeit der Nieren wird in der heißen Zone von den Poren der Haut besorgt, weshalb man um so mehr darauf zu achten hat, die Haut nicht zu schwächen durch übermäßige Transpiration. Diese geht unmerklich — ohne daß es zu eigentlicher Schweißbildung kommt — stets vor sich, und um so stärker hat sie statt, je trockener das Klima ist. Noch ungesunder würde es aber sein, in einem heiß-feuchten Klima, also an den Küsten oder in Gegenden mit sumpfigen Niederungen, das Wollregime in Anwendung zu bringen. Dies hätte einfach zur Folge, daß der Körper sich beständig in einem Zustande wie in einem türkischen Bade befände. Welche Erschlaffung für den menschlichen Organismus, für die Haut speciell, geht daraus hervor! Es ist nicht im Geringsten zweifelhaft, daß die Menschen in den Tropen sich den Aufenthalt gerade dadurch so erschweren, daß sie der großen Hitze durch unvernünftige Bekleidung noch Vorschub leisten. So nützlich Wollbekleidung in den kalten Gegenden sein mag, für die Tropen ist sie durchaus verderblich. Nehmen wir uns ein Beispiel an den Eingeborenen, die sich mit dem Wenigsten begnügen. Schwächen wir unsere Haut nicht durch Wollbekleidung, wie die Engländer es thun, die aber dadurch so empfindlich werden, daß sie nur für kurze Zeit im tropischen Klima leben können, und gezwungen sind, dort geborene Kinder nach Europa zu schicken. Bedenken wir einfach, daß es unlogisch ist, sich in heißen Gegenden mit noch heißer machenden Kleidungsstücken zu bekleiden, daß die Natur und Vernunft dagegen protestiren. In der Heimath der Baumwolle: Kattunbekleidung, in der Heimath der Wolle: Flanell!

Capstadt im Jahre 1885.

Lange Zeit hindurch wird Capland für die nicht unfern gelegene deutsche Colonie, für das Lüderitz-Land, noch in hervorragender Weise Bedeutung haben. Ehe es gelingt, in Angra-Pequena Wasser zu schaffen oder von Sandwichbai aus eine Lufteisenbahn über die Dünen hinweg zu bauen, oder bevor man eine Bucht, einen Hafen gefunden hat, der alle Bedingungen erfüllt, die man in Bezug auf die Schiffe und das Hinterland an ihn stellen muß, wird Capstadt noch immer die erste Etappe bleiben für die, welche sich nach deutschen Besitzungen der Südwestküste von Afrika begeben wollen.

Möge es uns daher gestattet sein, in einigen Zügen das Bild dieser so interessanten Stadt dem deutschen Leser vorzuführen, um so interessanter, als ja gerade in diesem Jahr die von den Engländern unternommene Expedition unter General Warren nach dem Gebiete der Betschuana und Goschen auch ihre ursprünglichste Basis in Capstadt hat. Dies beweist, daß auch für England Capstadt noch immer der wichtigste Punkt von Südafrika ist. Mag auch Port Elisabeth, die jüngere Stadt, den alten Ort in handelspolitischer Beziehung überflügelt haben, Capstadt bleibt vor der Hand noch immer der Mittelpunkt des politischen Lebens, denn hier ist die Regierung, hier residirt der Gouverneur und tagt das Parlament. Von hier aus ist nicht nur nach einem Theile des Innern von Südafrika die beste Verbindung, sondern von Capstadt aus pulsirt das Leben nach außen, nach Europa, Amerika, Indien und Australien am regelmäßigsten.

Während zur Zeit der holländischen Regierung von 1652 bis 1795, in welchem Jahre England zum ersten Mal sich der Capcolonie bemächtigte, eigentlich statistische Angaben über Bevölkerung, Aus- und Einfuhr, Ackerbau und Viehzucht vollkommen fehlten und selbst die Nachrichten über dies Land von Kolbe, Sparrmann, Thunberg und Patterson nicht stets einen zuverlässigen Anhalt dieser Periode bieten, änderte sich dies vollkommen mit der britischen Besitzergreifung, besonders seitdem im Jahre 1806 die Engländer sich zum zweiten Mal zu Herren von Südafrika gemacht hatten.



Seit der Zeit haben wir über die Capcolonie und alle Verhältnisse dieses Landes die genauesten jährlichen statistischen Nachrichten, fast so genau wie bei uns in Europa und so genau, wie wir ihnen in Afrika nur noch in einem Lande dieses Erdtheils begegnen: in Algerien. Natürlich müssen die Angaben über Einwohnerzahl oft mit großer Vorsicht aufgenommen werden, wie das stets in Ländern der Fall ist, wo Verschiebungen der Bevölkerungen an der Tagesordnung sind. So entvölkerten sich 1846 ganze Districte von der holländischen Bewohnerschaft und erhielten dafür Engländer und Farbige. Im Allgemeinen hat man aber eine stetig wachsende Bevölkerung auf dem Lande sowohl wie in der Hauptstadt zu verzeichnen.

Wir wollen hier indeß absehen von der geschichtlichen Entwickelung der Colonie und der von Capstadt, so eng verknüpft mit ihr, so eng, daß beide in der ersten Zeit gar nicht von einander zu trennen sind. Es soll hier dem deutschen Leser die Residenz Capstadt nur so vorgeführt werden, wie sie jetzt, im Jahre 1885, und überhaupt in der neuesten Zeit sich zeigt.

Um sich einen Begriff von Capstadt und von der Lage des Ortes machen zu können, ist es durchaus nothwendig, den Tafelberg und das eigentliche Cap der guten Hoffnung mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Erst dann wird man sich ein klares Bild über die Topographie der Stadt verschaffen können. Im äußersten Südwesten des afrikanischen Continents bilden in der That der eben genannte Berge und das Vorgebirge ein Ganzes, von traubenförmiger Gestalt, derart, daß der Tafelberg mit breiter Basis nach Norden, das Cap der guten Hoffnung mit seiner Spitze nach Süden zeigt. Mit dem Festlande durch eine niedrige Sandfläche verbunden, bildet nach dem Norden zu der Tafelberg mit dem Continent die Tafelbai, während vom Cap der guten Hoffnung aus nach dem Festlande zu die False-Bai gebildet wird. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Tafelberg — das Cap der guten Hoffnung ist nur eine Fortsetzung desselben nach dem Süden — einst Insel gewesen ist.

Der Tafelberg, ca. 3500 Fuß hoch, sieht in der That vom Norden vollkommen wie eine Fläche aus, mit nach beiden Seiten steil abfallenden Wänden. Oestlich und westlich von ihm sind aber Seitenberge, im Westen der Löwenberg oder Löwenkopf, im

Osten der Teufelspik. Beide senden ihre Gehänge mehr nach Norden vor als der Tafelberg selbst. In dem so flankirten Raum liegt Capstadt, also unmittelbar am Fuße des nach Norden steil abfallenden Tafelberges. Wir haben keinen Ort in Europa, der so weit nördlich vom Gleicher gelegen wäre, wie Capstadt südlich davon gelegen ist. Wenn man nicht pedantisch sein will, kann man es hinsichtlich seiner Entfernung vom Aequator mit Madeira vergleichen. Auch dürfte es klimatisch viel gemein haben mit jener glücklichen Insel, wie schon am besten bekundet wird durch die Gleichheit der an beiden Orten gezogenen Culturpflanzen. Der Wein, beiderorts eingeführt, gedeiht sowohl in Madeira wie auch am Kap gleich gut.

Der ausgezeichnete Kenner von Südafrika, G. Fritsch, giebt die Durchschnittstemperatur für Capstadt auf 16 Grad C. an, und als größte — am 18. März 1864 — beobachtete Wärme 36 Grad. Die niedrigste von Maclear beobachtete Temperatur betrug immer noch 5 Grad C. Wenn nun aber auch die jährlichen Temperaturschwankungen geringe sind, so zeigen die täglichen Unterschiede in Wärme und Kälte, trotz der unmittelbaren Nähe der See, verhältnißmäßig breite Kluften. Schnee kommt bei Kapstadt nie vor. Der Tafelberg soll morgens 1840 in seinen oberen Theilen mit Schnee bedeckt gewesen sein. Da er aber äußerst selten bestiegen wird und man sowohl von Kapstadt wie von Rondebusch oder Simonstown aus die eigentliche, fast horizontale „Tafel" gar nicht übersehen kann, ist es sehr gut möglich, daß dort oben viel häufiger Schnee fällt und während längerer Zeit liegen bleibt, als man annimmt.

Die vorherrschenden Winde sind Nordwest und Südost. Auch aus Südwesten kommt oft der Wind — überhaupt ist die Hauptrichtung dieser Passate Nord und Süd und bildet die ausgleichende Luftströmung zwischen kalt und heiß — und herrscht vom November bis März vor. Er bringt vom Tafelberg jenen eigenthümlichen Wolkenfall zuwege, der kaum anderswo auf der Welt seinesgleichen finden dürfte. Bei starkem Winde, bei Sturm findet nämlich am zackigen Cap der guten Hoffnung bis hinauf zur Hout-Bai eine äußerst starke Brandung statt, und innerhalb der kalten Luft kommt es sofort zur Wolkenbildung. Diese Wolken nun, bei sonst absolut klarem Himmel, werden hinangetrieben zum Tafelberg, wälzen sich

in dichten Massen darüber hin, kommen dann aber gleich nördlich vom Berg in die heißeren Lüfte und verdunsten unmerklich. Man hat nicht mit Unrecht diesen unbeschreiblich schönen Anblick der vom Tafelberg herab sich ergießenden Wolken mit den Niagarafällen verglichen. Wenn man aber hat behaupten wollen, die Wolken bildeten sich auf dem Tafelberg selbst, so ist das nicht richtig. Die Wolkenbildung erfolgt unmittelbar über der Brandung am Cap der guten Hoffnung, wie ich mich habe überzeugen können von der Höhe des Tafelberges aus; aber nur dann werden sie hinaufgetrieben, wenn der Wind hinlänglich stark ist. Diese meine Erfahrung fand ich später, ohne daß ich vorher davon gewußt hätte, bestätigt durch eine Beschreibung dieses Phänomens bei Le Vaillant*), welcher erzählt, daß er oft den ganzen Morgen darauf verbracht habe, um über die Entstehung dieses Wolkenfalls nachzusinnen, bis ihm einst im Süden des Tafelbergs von False-Bai aus die Ursache der Wolkenbildung klar geworden sei.

Es ist vorhin erwähnt worden, daß Capstadt am Fuß des Tafelbergs, in dem Raum gelegen sei, wo derselbe von beiden Seiten nach Norden zu von Ausläufern flankirt ist. Diese nach Norden offene Lage vermehrt wohl in etwas die Wärme des Klimas. Da aber der von Süden wehende Wind, vornehmlich wenn er in Sturm ausartet, nördlich vom Tafelberg jene besonders heißen, also fortwährend steigenden Lüfte antrifft, so jagt er mit ungeheurer Gewalt hinab, um die leeren Räume auszufüllen. Dies die Ursache des Wolkenfalles; die Wolken werden einfach mit in die Tiefe gerissen, und dies ist zugleich die Ursache der abscheulichen, unausstehlichen, häufigen Südwinde in Capstadt. Niemand würde sie der Lage nach erwarten; im Gegentheil, man sollte denken, bei Süd- oder Südostwind wäre man recht durch den Berg geschützt. Die Bewohner von Capstadt nennen diesen Wind den „Doctor", sie schreiben ihm heilsame Eigenschaften zu, der Name „Doctor" bezeugt es. Und wohl deswegen haben sie die Straßen der Stadt so angelegt, daß sie radial vom Tafelberg herablaufen. Auf diese Weise stürmt der Wind ohne Hinderniß durch die langen Straßen. Eine Annehmlichkeit für die darin

*) Voyage dans l'intérieur de l'Afrique. Paris 1790.

Gehenden ist das nicht. Denn der „Doctor" weht manchmal mit solcher Heftigkeit, daß er kleine Kiesel vor sich hertreibt.

Man hat Capstadt seiner reinen Luft wegen auch als Aufenthaltsort den Hektischen empfohlen. Mag sein, daß die reine Luft dem Gedeihen der Bacillen nicht förderlich ist — aber warum sollten diese Pflanzenthiere reine Luft verabscheuen? —, so läßt sich jedenfalls wohl behaupten, daß der furchtbare Staub, den der „Doctor" in den Straßen Capstadts häufig genug aufwirbelt, sicher eine schädliche Belästigung für Brustkranke ist.

Vom Meere aus gesehen, sieht Capstadt, wir möchten fast sagen, großartig aus. Denn außer der eigentlichen, so recht in die Abhänge des Tafelbergs eingebetteten Stadt überblickt man zugleich Seepoint, die Vorstadt, die sich um die Signalstation und den Löwenberg am Meere hin erstreckt, sowie die Vorstädte, die längs des Teufelspiks an der östlichen Seite des Tafelbergs bis zur False-Bai reichen. Auf der Rhede in der Tafelbai liegen stets einige Schiffe, ebenso in den Docks, obschon man eigentlich hinsichtlich der Zahl, hinsichtlich der Größe derselben enttäuscht wird. Capstadt, so günstig gelegen für die Schifffahrt, hat in seinem Hafen bei weitem nicht die Wichtigkeit, welche man erwartet. Ob dermaleinst, wenn der Panama-Canal eröffnet sein wird, diese Stadt mit ihrem Hafen wieder eine größere Zukunft haben wird, wer möchte das angesichts der so schnell jetzt wechselnden Verkehrsstraßen mit Sicherheit in Aussicht stellen? Für die Capcolonie selbst hat Port Elisabeth Capstadt längst den Rang abgelaufen, weil es bedeutend besseres Hinterland hat. Es genüge die Thatsache, daß 1830 bis 1835 von Capstadt für 406,621 Pfd. Sterl. Wolle, von Port Elisabeth für 216,810 Pfd. Sterl. ausgeführt wurden. Aber 1868 exportirte Capstadt für 4,700,631 Pfd. Sterl. und Port Elisabeth für 31,753,679 Pfd. Sterl. Wolle.

Für den Weltverkehr hat der Canal von Suez Capstadt vorläufig als Hafen überflüssig gemacht. Möglich, wie gesagt, daß sich dies wieder ändert, wenn die Seestraße im Süden mehr frequentirt wird.

Regelmäßig in seinen Straßen angelegt, zeigt Capstadt durchaus das Gepräge einer neuen Stadt. Nirgends ein Stadttheil, der „alt" zu nennen wäre. Wenn man z. B. bei New-York in seinem unteren Theile mit den engen, winkligen und krummen

Gassen von einem alten Theil der Stadt reden kann, ist dies bei Capstadt unmöglich. Auch die ältesten Straßen wurden gleich breit und gerade angelegt. Freilich, die Straßen selbst sind alle, ob ob alt ob neu, gleich schlecht unterhalten. Makadamisirt, zeigen sie hier und dort die größten Unebenheiten, oft wahre Löcher, und was die Bürgerstiege anbetrifft, so giebt es solche meist nur dem Raume nach; wo aber eine Pflasterung oder Cementirung in Anwendung gekommen ist, sieht man die eigenthümlichsten Willkürlichkeiten.

Ebenso mangelhaft und dürftig ist die Gasbeleuchtung. Daß man aber vor dem Bahnhof und im Innern desselben, sowie an den Docks einige schlecht leuchtende electrische Lampen Abends anzündet, erscheint eigentlich vollkommen räthselhaft, wie ein Hohn auf Siemens und Edison.

Capstadt hat einige mit wirklich hübschen, fast monumentalen Häusern bebaute Straßen, aber nur vier oder fünf. Und hier trifft man auch Privathäuser, deren Front das Auge nicht beleidigt durch unsinnige Architectonik. Die alten, von den Holländern erbauten Häuser, von denen viele noch ihr steifes, monotones Aussehen haben, sind leicht aus den neueren Bauten herauszuerkennen. Entfernt man sich vom Centrum der Stadt, welches von der Standard-Bank, der Börse und dem Bahnhof gebildet wird, so werden die Straßen, je weiter weg, desto elender. Die Gassen, welche sich den Signalberg hinauf und längs ziehen, sind in einem jämmerlichen Zustand, noch erbärmlicher aber sind die Häuser zu beiden Seiten, die oft aus nichts Anderem bestehen als aus viereckigen steinernen Würfeln ohne Fenster, nur mit einer Thür versehen. Also ganz wie bei den Eingeborenen der ärmeren Classe im Orient. Und in der That haust hier auch meist eine Bevölkerung, die von verwandten Gegenden stammt, welche wenigstens mohammedanischen Glaubens ist.

Nach anderen Richtungen hin, besonders nach dem eigentlichen Tafelberg zu, gehen die Straßen schließlich in Villenwege über. Jede Wohnung liegt in einem reizenden Garten, beschattet von Eichen und Palmen, umgeben von wundervollen Bäumen. Aber vergebens würde man nach einer einzigen Villa suchen, der man das Beiwort „schön" oder gar „prachtvoll" geben könnte. Einzelne Villenstraßen sind sogar schablonenhaft hergestellt, man hat die

Wohnungen nummerirt: „Cottage Nr. 1, 2 ꝛc.“ Aber sie sehen aus wie versteinerte Zelte! Abscheulich. Nur eine Villa fand ich — sie gehörte einem deutschen Chemiker —, die Stil zeigt; sie ist in englischer Gothik gehalten. Alle Villen in Capstadt, auch viele Häuser haben ihre Namen. Da heißt die eine Bonne espérance, die andere Pine grove, die dritte Coblenz Villa, die vierte Madeira house ꝛc. Ebenso haben alle cabs (die Droschken) in Capstadt eine Benennung. Die Stadt erfreut sich zweier Pferdeeisenbahnen, die eine geht zum Hafen, die andere nach Seepoint.

Großartige Magazine oder Schaufenster fehlen in Capstadt. Ebenso fehlen größere Restaurationen — wenn man nicht etwa die in den Hotels so nennen will — und Kaffeehäuser. Schon Le Vaillant klagt: J'étais étonné qu'il n'y eût ni café, ni auberge dans une colonie où il arrive tant d'étrangers. Aber auch zu jener Zeit fand jeder Fremde Unterkunft bei Privaten, wie denn auch jetzt in der Villenstadt die große Mehrzahl der Bewohner, ohne gerade ein Hotel oder Boardinghouse eingerichtet zu haben, gern Pensionäre annimmt.

Das Getriebe auf den Straßen, besonders aber in den dem Centrum fernen, ist sehr ruhig. Aus alle dem kann aber der Leser entnehmen, daß Capstadt keineswegs den Eindruck einer Hauptstadt — und eine solche ist sie doch — macht, ja weit hinter einer deutschen Provinzialstadt zurücksteht. Aber abgesehen davon, bietet Capstadt geradezu den Anblick einer „herabgekommenen“ Stadt. Und degradirt ist Capstadt ja auch in der That zu Gunsten Port Elisabeths. Ueberall sieht man leer stehende Waarenhäuser und die vielen, oft halb zerfallenen Wohnungen früherer reicher holländischer Besitzer zeugen laut, daß Capstadt nicht mehr die commercielle Metropole der Capcolonie ist.

Es fehlt nicht an öffentlichen Gebäuden. Wie in allen britischen Colonien haben alle Culte ihre Heimstätten. Hervorragende kirchliche Gebäude sind die große holländische protestantische Kirche, die Cathedrale — ein Saal etwa so groß wie die Singakademie in Berlin —, die katholische Kirche, die deutsch-protestantische und die Wesleyan-Kirche. Natürlich ist damit das Register der christlichen Cultusgebäude nicht erschöpft. In gleich hin-

reichender Weise ist für die Israeliten und Mohammedaner durch Synagogen und Moscheen gesorgt.

Das schönste Gebäude der Stadt ist offenbar das der Standard-Bank. In edlem italienischen Renaissancestyl gehalten, zeichnet es sich aus durch einen schönen Säulenporticus mit korinthischen Capitälen; durch eine von einer weiblichen Figur überragte Kuppel, die das Gebäude krönt, erhält der ganze Bau einen schönen Abschluß. Die Figur stellt die Amphitrite dar. Auch der große Geschäftssaal im Inneren ist sehenswerth, sowohl durch die Größe wie durch die Höhe und zweckmäßige Einrichtung. Die Standard Bank of South Africa, deren Hauptsitz in London, ist, ohne gerade eine Reichsbank oder Coloniebank zu sein, officielles Geldorgan der Capcolonie. In allen bedeutenden Städten des britischen Südafrika sind Filialen derselben. Die übrigen Banken der Capstadt kommen im Vergleich zur Standard Bank alle erst in zweiter Linie.

Ein anderes Gebäude, welches noch ungleich mehr das Interesse in Anspruch nimmt, eins der hervorragendsten der Capstadt, eins der schönsten zugleich, ist die Bibliothek.

Am unteren Ende der herrlichen Eichenallee gelegen, dachte man in Capstadt, als man die Bibliothek erbaute, nicht daran, daß gerade gegenüber später das Parlamentsgebäude errichtet werden sollte. Nur die schmale Seite der Bibliothek schaut auf die Allee, während die eigentliche Front, deren Schönheit sich in der Mitte durch eine Halle von sechs toskanischen Säulen schön entfaltet, auf den Botanischen Garten zeigt. Von diesem aus betrachtet, gewährt in der That die Bibliothek einen harmonischen Anblick.

Das Gebäude steht erst seit etwa fünfundzwanzig Jahren, denn am 15. September 1860 wurde es in Gegenwart des Herzogs von Edinburgh eingeweiht, dessen großes Oelgemälde — der Prinz als Knabe — den Hauptsaal der Bibliothek schmückt. Die Bücherei selbst wurde indeß schon 1818 angelegt, 1822 dem Publikum als solche eröffnet. Sie besteht jetzt aus circa 40,000 Bänden und erhält eine jährliche Staatssubvention von 12,000 Mk. Außer dem Hauptsaal sind am äußeren Ende der Bibliothek, zu beiden Seiten des Eingangs, zwei Zimmer. Das eine, welches hauptsächlich Karten, illustrirte Werke ꝛc. enthält, dient zugleich

als Directionszimmer, während das andere die Grey-Sammlung enthält. Bei seinem Fortgang von der Capcolonie überwies nämlich der Gouverneur Grey seine ganze Bibliothek, etwa 5000 Bände, der Stadt zum Geschenk, unter der einzigen Bedingung, daß dieselbe innerhalb der öffentlichen Bibliothek eine eigene, geschlossene bilde, im Uebrigen aber der allgemeinen Verwaltung unterliege. Die Grey-Bibliothek bildet den kostbarsten Theil des Ganzen. Zwei alte Karten von 1489 und 1546, eins der ältesten Manuscripte des berühmten Romans „De la rose", einige Vulgaten, ein Missal, einst Eigenthum der Margarete von Valois, und noch manche andere Kostbarkeiten verleihen der Grey'schen Bibliothek einen besonderen Werth.

Die Bibliothek ist Jedermann offen, von neun Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends. Oft genug habe ich mich überzeugen können, daß die Bücher und Zeitschriften fleißig von der Bewohnerschaft jeden Standes, jeden Geschlechts benutzt werden. Gegen eine Einlage von einem Pfd. Sterl. und ein Abonnement von drei Pfd. Sterl. jährlich kann man außerdem wöchentlich zwei ganze Werke und zwei Zeitschriften geliehen bekommen. Gegen den Abonnementspreis von zwei Pfd. Sterl. entsprechend weniger Bücher. Arbeiten und lesen auf der Bibliothek steht Jedem frei.

Von den englischen periodischen Zeitschriften sind die bekanntesten ausgelegt. Von fremdländischen fand ich nur die „Revue des deux mondes", das „Ausland", „Petermanns Mittheilungen" und die „Grenzboten".

Obgleich ursprünglich das Gebäude nur für die Aufnahme der Bibliothek bestimmt war, hat man, da bis jetzt reichlich Platz vorhanden, in der anderen Hälfte desselben das Museum untergebracht. 1855 gegründet, wurde die Sammlung sogar schon früher als die der Bücher, nämlich 1859, dort eingerichtet. Das Museum erfreut sich eines jährlichen Zuschusses von 20,000 Mark.

Eine naturhistorische und ethnographische Sammlung bilden den Inhalt. Natürlich hat man bei Anlage der Collection hauptsächlich auf das nächstgelegene Land, auf die Capcolonie, sowie Südafrika Rücksicht genommen. Aber auch aus anderen Ländern fehlen Objecte nicht, so daß manche Sachen dadurch wegen des Vergleiches anschaulicher werden. Aber mit Recht nennt man es „Südafrikanisches Museum".

Besonders interessirte mich im Museum die Sammlung von mineralogischen Producten, wie solche in Südafrika gefunden werden. Nicht etwa, daß hier der „Stern des Südens" in getreuer Nachbildung zu sehen war, oder daß wirklich echte, mehr oder weniger große Diamanten in rohem oder geschliffenem Zustande sowie Goldproben von Kimberley ausgestellt waren unter gut vergitterter Vitrine. Derartige Nachbildungen und Proben sieht man ebensogut und vielfach besser in europäischen Museen. Was meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, das waren die zahlreichen Erzproben aus dem Namaqualand.

Zuerst fielen meine Augen auf einen großen Kupferklumpen, zwischen und auf dem gediegenes Gold lagerte; von den reinen Kupfererzen waren mindestens zwanzig Proben ausgestellt, ein Stück hatte die Devise red oxyde of copper, Angra Pequena. Andere trugen die englisch-mineralogischen Etiketten of mispikel, molybdenik, calcopyrite, chrysocotla, phosphorocalcite blancmica, silver-mica, copper-mica und mica (Glimmer). Ferner Mangan, Grünstein und schöne Halbedelsteine, als Rauchtopas, Jaspis, Achate und die heute so beliebten Hämatite. Alle diese Proben waren als nur aus Namaqualand herkömmlich angegeben. Und nach einer so reichen Mustersammlung — auch Eisen war vertreten — begreife ich es, daß die Engländer der Capcolonie stutzig wurden, als sie eines Tages erfuhren, Namaqualand sei nicht mehr ihr Eigenthum. Denn wenn die Engländer dies Land auch nie besessen hatten, so betrachten sie es doch insofern als das ihrige, als sie alles nomansland stillschweigend als britisch ansahen. Ich weiß nicht, ob Herr Lüderitz bei seiner Anwesenheit in Capetown das Museum besucht hat, oder wenn, ob er aufmerksam geworden ist auf die reichhaltige Sammlung aus dem durch ihn zu Deutschland gekommenen Lande. Noch interessanter wären die Proben gewesen, wenn bei ihnen anstatt der allgemeinen Benennung Namaqua jedesmal die besondere Fundstätte angegeben wäre. Vielleicht hat der Finder das absichtlich vermieden.

Von den Thieren sind die Vögel gut vertreten; das Museum besitzt über sechshundert Säugethiere, nicht weniger als siebzehntausend Insecten und eine sehr schöne Sammlung südafrikanischer Schmetterlinge. Daß auch die Muscheln durch eine große Anzahl vertreten sind, bedarf kaum der Erwähnung, liegen doch am

atlantischen Gestade des Tafelberg wundervolle Exemplare in Menge. Beim Betrachten derselben wundert man sich unwillkürlich, daß unsere moderne Kunst nicht mehr aus der Natur schöpft, aus den neuen Gegenständen, die durch entfernte Reisen uns bekannt werden. Denn wenn wir aufrichtig sein wollen, arbeiten wir eigentlich meistens noch mit den Modellen weiter, wie sie uns von den alten Zeiten überliefert sind. Erst ganz neuerdings hat man angefangen, die japanische Kunst auch in dem Bereich der europäischen Kunstrichtung zu verwerthen. Aber man sollte auf das Allerursprünglichste, auf die Natur selbst zurückkommen, woraus am Ende jede Kunst, mag sie aegyptische, griechische, altdeutsche oder was immer für eine sein, geschöpft hat. Dies ist so gegeben, daß es eigentlich Unsinn ist, von Kunst als etwas Erdachtem oder Erfundenem zu reden. Denn Alles, was wir künstlich nennen, hat in gewisser Weise sein Vorbild in der Natur, und selbst das, was die größten Genies geschaffen, wie Michel Angelo, Raphael: es war in der Natur vorhanden. Gott bewahre uns aber vor der sogenannten realistischen Malerei moderner Meister, die ihrer Schnellschmiererei, durch die Gründerperiode der siebziger Jahre hervorgezaubert, eine eigene realistische Schule oder Periode zu Grunde legen möchten. Welch reizende Vasen ließen sich herstellen, wollte man eine Argonautamuschel, die zu den Dibranchiaten gehört, einfach nachahmen! Welche formgefälligen Schüsseln würde man gewinnen, wollte man sie herstellen wie eine Patella longicostata! Welche Abwechslung würde man den Löffelformen geben können, wenn man sie wie die Patella cochlear formen wollte! Ein Champagnerglas könnte man sich nicht reizender denken als in Form von Euplectella aspergillum!

Auf dem obersten Umgang des Museums befindet sich eine Sammlung ethnographischer Gegenstände*), von welcher sich allerdings nicht viel sagen läßt. Ja, wenn man die Spärlichkeit der ausgestellten Gegenstände sieht, welche Bezug haben auf die ehemalige Hauptbevölkerung, auf die Eingeborenen der Capcolonie:

---

*) Etwas eigenthümlich berührt es, daß man im unteren Raum, mitten in die naturwissenschaftlichen Sammlungen, einige Raritäten: alte geschliffene Gläser, einige werthlose Antiken, schlechte alte Vasen, sogar ein Scherbenstück aus Pompeji, chinesische Porzellane 2c. 2c., hineingebracht hat.

Hottentotten und Kaffern, so begreift man gar nicht, daß man nicht mit mehr Sorgfalt Alles gesammelt hat, was Bezug hat auf die ersten Eigenthümer des Landes. Denn von den Provinzen des Landes, welche noch bis in dies Jahrhundert hinein von Ureinwohnern unvermischten Blutes bevölkert waren, welche aber jetzt durchaus von Europäern oder Farbigen bewohnt sind, als Caledon, Swelendam, Worchester und George, ist absolut nichts vorhanden. Und doch ist gar nicht daran zu zweifeln, daß alle dort hausenden Stämme ihre Eigenarten besaßen. Kein Mensch hat bis jetzt auch nur daran gedacht, die Begräbnißstätten dieser verschwundenen Völker zu durchforschen. Und auch heute denkt man noch nicht einmal daran, Geräthe und Waffen, Bekleidungsgegenstände und Schmucksachen der Amanponda und Amancola — diese beiden bis zum 6. Januar 1885 unabhängigen Kaffernvölker bestehen noch vollkommen rein; erst am genannten Datum wurde das Gebiet derselben der britischen Krone einverleibt — einzusammeln, ebensowenig wie man daran denkt, unter den Basutos, den Zulu und anderen Urvölkern Sammlungen zu machen; man beschränkt sich darauf, sie womöglich zu christianisiren und von ihrer Ursprünglichkeit in das allgemeine Niveau der Civilisation überzuführen.

Interessant ist einzig eine Collection alter Steinwaffen und Steingeräthe von hottentottischem Ursprung.

Die Bibliothek öffnet ihre Hauptfassade auf den Botanischen Garten. Will man das Gebäude als solches würdigen, so muß man es von diesem Garten aus betrachten. Und es war ein glücklicher Gedanke, daß man einem der Hauptwohlthäter der Bibliothek, Sir George Grey, dem ehemaligen Gouverneur der Capcolonie, in gut ausgeführter lebensgroßer Marmorfigur am Ende des Botanischen Gartens ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Diese Statue steht also unmittelbar vor der Bibliothek. Daß das Postamt im Verhältniß zur Figur ungewöhnlich hoch ist, höher als es allen Regeln der Kunst nach sein muß, hat seinen Grund in dem zu beiden Seiten des Denkmals sich befindenden hohen Buschwerk: man mußte die Figur darüber hinausragen lassen.

Der Botanische Garten zieht sich westlich von der wundervollen Eichenallee entlang, welche so recht das Herz der Stadt

durchschneidet, und mit ihr, mit dem Eichenwäldchen im Süden, sowie mit dem Garten des Generalgouverneurs hat Capstadt ein so massiges Buschwerk mitten in ihrem Weichbilde, wie man es selten in irgend einer anderen Stadt findet. In der Capcolonie jedenfalls nicht.

Ohne daß der Garten irgend etwas Besonderes aufzuweisen hätte, wirkt er doch insofern auf den vom Norden kommenden Besucher, als man die wunderbarsten pflanzlichen Gegensätze hier friedlich vereint wachsen sieht, so wie man es bei uns kaum für möglich halten wird und es in der That auch nicht findet.

Gleich am Eingang begrüßt uns eine schöne Eucephalartos Altensteinii, etwas weiter blühen Georginen (December 1884). Der Kandelaberbaum wächst friedlich zusammen mit der Aloe dichotoma aus dem Namaqualand, und zwischen beiden reift ein Birnbaum aus der Pfalz seine goldigen Früchte. Nelken und Fuchsien, von Buchsbaumeinfassung umfriedigt, schmücken den Fuß einer Oelpalme, während die Dattelpalme ein und denselben Standort mit einem Apfelbaum aus Gravenstein theilt. Hier zieht ein riesiger Taxodium distichum aus den Vereinigten Staaten die Bewunderung des Beschauers auf sich. Einen Meter Durchmesser hat der Stamm noch oberhalb ein Meter Höhe vom Boden. Auch einige Eukalypten von enormer Höhe zeigen, daß der Boden am Cap ihnen so zusagt wie der von Australien; sie brauchten wenigstens keinen Jahreszeitenwechsel durchzumachen. Denn bedenken wir, daß unser Wein, unser Obst, die im Herbst bei uns reifen, also im October, jedenfalls einmal — als sie auf die südliche Erdhälfte verpflanzt wurden — entweder aussetzen oder verdoppeln mußten. Ersteres ist wohl das Wahrscheinliche. Vielleicht auch das letztere, denn es kommt ja vor bei uns, daß bei besonders langen warmen Herbsten Obstbäume zum zweitenmal blühen. Aber wie schnell haben sie sich accommodirt, denn jetzt reifen Wein, Feigen und andere Früchte nicht wie bei uns auf der nördlichsten Hälfte der Erde im October, sondern im Februar. Und so ist es mit den Blumen: Rosen, Nelken, Fuchsien und Georginen, sie blühen in der Jahreszeit, wo bei uns die Gärten von Schnee bedeckt sind.

Der Botanische Garten, unter der Direction des Professors Mac Owen, erfreut sich einer jährlichen Subvention von 500 Pfd. Sterl. seitens der Capcolonie; außerdem hat er Einkünfte durch Subscription zum freien Besuch und Verkauf von Sämereien und Pflanzen. Wenn man aber auf die Vielseitigkeit der dort wachsenden Pflanzen und besonders der Nutz- und Fruchtbäume mit Bewunderung und Staunen sieht, dann wird Einem erst recht klar, wie wenig die Bevölkerung Nutzen daraus zu ziehen wußte, um diese Beispiele und Beweise der Leistungsfähigkeit ins Praktische zu übersetzen.

Hinter dem Botanischen Garten liegt die Art Gallery, eine aus privaten Mitteln unterhaltene Kunstschule mit einigen Oelbildern und Gouachemalereien. Eine Caplandschaft von Rolando, eine venetianische Fähre von Woods, ein älteres Gemälde von van Bergen sind wohl die einzigen der Beachtung werthen Stücke. Die ganze Sammlung ist äußerst dürftig, liefert aber den Beweis, daß es in Capstadt an künstlerischem Streben nicht gänzlich fehlt.

Darin wird man aber wieder von Zweifeln befallen, wenn man das ebenfalls an der wunderbar schönen Eichenallee gelegene neue Parlamentsgebäude betrachtet. Viel zu niedrig im Verhältniß zur Länge, macht das Ganze einen gedrückten Eindruck, der noch durch die große Breite, durch die wenige Gliederung eines so großen Baues vermehrt wird. Das Innere dieses noch im Werden begriffenen Gebäudes zu betreten, war mir versagt. Man lobt die zweckmäßige Einrichtung.

So schön der umgebende Garten ist, der mit der schon oft erwähnten Eichenallee und dem Botanischen Garten eins zu sein scheint, so abscheulich ist der Palast des Gouverneurs, wenn es gestattet ist, das Gebäude so zu nennen.

Es macht den Eindruck einer Dorfeisenbahnhalle. Auch hier sind aber die inneren Räume mit Geschmack und Eleganz ausgestattet.

Wenn wir noch hinzufügen, daß in Capstadt ein Bahnhofsgebäude ist, welches den Anforderungen der kleinsten Provinzialstadt in Deutschland kaum entsprechen dürfte, daß ferner die darstellende Kunst ein Theater besitzt, so ist damit Alles erschöpft, was sich über das Aeußere der Stadt sagen läßt.

Capstadt hatte der letzten, im Jahre 1875 stattgehabten Zählung zufolge 33,239 Einwohner. Rechnet man aber die an Capstadt sich anschmiegenden Vorstädte, an der einen Seite Seepoint, an der anderen Observatory (hier ist die Sternwarte), Rondebusch, Wynberg 2c., hinzu, so darf man — ohne deshalb eine große Zunahme der Bevölkerung anzunehmen — die Seelenzahl auf 40,000 veranschlagen. Ueber 6000, vielleicht 7000 davon sind Deutsche. Von den verbleibenden dürfte die Hälfte der sogenannten farbigen Bevölkerung angehören, die übrige Hälfte setzt sich zusammen aus Holländern und Engländern. Die officielle Sprache ist englisch; das eigentliche Volk, besonders aber alle Farbigen, bedienen sich der holländischen Sprache, die jedoch stark untermischt ist mit englischen, deutschen, französischen und selbst auch kaffrischen Wörtern. Der Religion nach würde man eine Unterscheidung auch machen können. Die Culte sind so verschieden, wie es überhaupt nur in den englischen Colonialstädten vorkommt. Es dürfte kaum eine der verschiedenen christlichen Bekenntnißformen fehlen. Eine jede hat ihre eigene Kirche. Und so kann man auch der Nationalität nach einen kirchlichen Ausdruck finden: die Iren als Katholiken, die Holländer als Reformirte, die Deutschen als Lutheraner, die Engländer als Hochkirchler, die Schotten als Presbyterianer, die Malaien als Mohammedaner 2c.

Von großstädtischem Getriebe, von eleganten Magazinen und Läden ist in Capstadt nichts zu finden. Nur die große Zahl der Hotels und die noch größere der Boardinghouses besagen, daß in der That hier noch immer der Mittelpunkt der Colonie ist. Wirklich zieht denn nicht nur die Regierung, sondern auch das Parlament eine große Zahl Besucher aus dem ganzen Lande herbei. Dieselbe ist sogar viel bedeutender, als man annimmt, da der größte Theil der vornehmen Coloniebevölkerung und mit derselben die wohlhabenden Fremden vorziehen, in Capstadt und in den Vorstädten während eines Theiles des Jahres zu wohnen. Und bunt genug nimmt sich meist die die Straßen durchziehende Bevölkerung aus, um so bunter, als so viele Farbige aller Rassen hier vorhanden sind: Abkömmlinge von Europäern, Hottentotten, Kaffern, Malaien, Arabern, Chinesen und ehemals in Amerika gewesenen Schwarzen.

Das Leben in Capstadt aber ist für den Europäer noch viel fremdartiger, viel entfernter von unseren Bräuchen als in den Vereinigten Staaten. Ist doch die Trennung, die Entfernung auch mehr als die doppelte. Dennoch scheuen wohlhabende Engländer die dreiwöchentliche Reise im Winter — welcher Winter sich unterwegs bei Madeira schon in Sommer verwandelt — nicht, um einige Wochen in Capetown Erdbeeren, Pfirsiche und Trauben zu genießen, wenn bei uns zur selben Zeit die Schneeflocken die Zweige der Wälder beugen. Und wie mächtig die Gewohnheit der Menschen ist: obschon um Weihnachten und Neujahr am Cap eigentlich Hochsommerzeit, halten nach alter Gewohnheit die Leute der Gesellschaft nun ihre „Saison". Die Boardinghouses füllen sich mit Farmern, mit Gold- und Diamantengräbern von Kimberley, mit Straußenzüchtern und Wollverkäufern, die alle nach der Residenz kommen, um einige Wochen städtische Freuden zu genießen.

So war denn auch das schönstgelegene Hotel von Capetown, das International Hotel, in welchem ich wohnte, im December ein beliebter Aufenthaltsort zahlreicher Bewohner der Colonie. Und als der heilige Weihnachtsabend gekommen, konnte man, durch die Straßen wandelnd, oft genug durch die klaren Fensterscheiben der Häuser einen lichtgeschmückten Tannenbaum brennen sehen: dort wohnte sicher eine deutsche Familie; man konnte sich in Gedanken nach Deutschland zurückversetzen, wenn nicht ein Blick auf den schwarzblauen Nachthimmel mit dem südlichen Kreuz und den scharf umschnittenen Nebelflecken uns an die südliche Hemisphäre gemahnt hätte. Oder wenn nicht der Duft der blühenden Oleanderbüsche in einer lauen Sommernacht uns daran erinnert hätte, daß der Mensch sich wohl den Weihnachtsabend herbeizaubern kann, die Natur selbst aber nicht gehorcht, sondern den unwandelbaren Gesetzen des Weltalls folgt: hier Sommer, dort Winter. Wir, wir Menschen, können uns den winterlichen Weihnachten mitten in den Sommer hineinverlegen, aber die Pflanze, sich selbst überlassen, macht am Cap der guten Hoffnung Winter, wenn's dort Winter ist, Sommer, wenn's dort Sommer ist. Und wie im Pflanzenreich ist's im Thierreich, wie uns das lustige Zwitschern der Schwalbe am Weihnachtstag zuruft.

Heimathliche Erinnerungen an das schöne Weihnachtsfest tauchten genug in mir auf; hatte ich doch die Freude gehabt, bei einem Gang durch die Stadt einen mit brennenden Lichtern geschmückten Tannenbaum zu sehen, und um ihn herum tanzten kleine blonde Mädchen. Aber wem kann jemals der Weihnachtsabend in der Heimath, gefeiert mit den Seinen, in der Fremde ersetzt werden! Kann man überhaupt außer Deutschland Weihnachten feiern? Ich bezweifle es. Ganz so wie in Deutschland jedenfalls nicht; denn die Gemeinsamkeit der Feier, welche in der uralten Bewunderung des Tannenbaumes liegt, der Reich und Arm, der Hoch und Niedrig huldigt, findet man nirgends auf der Welt.

Am ersten Feiertag — die eigentliche deutsche Volksfeier: das Anzünden des Baumes, das Beschenken der Kinder, die profane Nationalfeier, ist Abends vor dem ersten christlichen Feiertag; es scheint dies anzudeuten, daß dies Fest, welches im Baumcultus seine höchste Weihe fand, eine echt uralte deutsche Sitte seit jeher war — bestieg ich mit einigen jungen Engländern den Tafelberg. Am ersten Feiertag; ja, lieber Leser, denn außerhalb Englands sind die Engländer nicht so jüdisch-sabbathlich angehaucht.

Es war schon lange mein Wunsch gewesen, diesem herausfordernden Berg einen Besuch abzustatten. Aber ohne Führer ist das ganz unmöglich. Abgesehen davon, daß von der Stadtseite her, wie man auf den Abbildungen sieht, der Berg nur durch eine steil verlaufende Spalte, durch die man hinauf- und hinabklimmen kann, zugänglich ist und nur mit den größten Schwierigkeiten von dieser Seite bestiegen werden kann, läuft man leicht Gefahr, vom Nebel überfallen zu werden, sich zu verirren und von einem Steilrand herunterzustürzen. Die Wolken oder Nebel ziehen bei sonst ganz heiterem Himmel oft dicht und plötzlich über den Tafelberg hin und bilden dann das früher erwähnte Tischtuch, den Wolkenfall, so daß es für Jeden, der nicht äußerst gut orientirt ist, ganz unmöglich wird, sich zurechtzufinden. Es verunglückte denn auch gleich nach meiner Ankunft ein Capbewohner oben auf dem Tafelberg: er war einen circa hundert Meter tiefen Steilabfall herabgestürzt. Angesichts dieser Thatsache und derartiger Fälle, die sich alljährlich wiederholen, zeigt aber auch dies wieder, wie wenig Unternehmungslust der Capbewohner besitzt. Warum hat man

nicht schon längst den Gedanken zur That gemacht, einen ordentlichen Weg auf diesen weltberühmten Berg zu führen und oben ein Gasthaus zu errichten? Aber nichts ist vorhanden. Kaum führen Pfade hinauf, und die Besucher des Berges sind meistens Fremde.

Es war eine kleine Ueberraschung, die mir meine drei liebenswürdigen Tischgenossen, alle drei Engländer oder Schotten, bereitet hatten, als sie mich Abends einluden, mit ihnen den Berg zu besteigen. Eine Tafelbergbesteigung, will man sie mit Bequemlichkeit, soviel von dieser überhaupt die Rede sein kann, und Genuß machen, ist gar keine Kleinigkeit und außerdem sind die Kosten nicht unerheblich. Letzteres ging mich freilich gar nichts an: als Fremder war ich Gast im vollsten Sinne des Wortes. Es war beschlossen worden, um drei Uhr Morgens aufzubrechen, und schon um zwei Uhr Nachts trafen die Führer und Träger ein. Nach einem schnell eingenommenen Frühstück traten wir bei wundervollem Sternenhimmel die Besteigung an. Voran die Führer, welche wie die zwei Träger ebenfalls mit inhaltsreichen Körben beladen waren.

Lange Zeit, nachdem wir den reizenden Garten des International Hotels verlassen hatten, wanderten wir zwischen den schönen Vorgärten Capstadts hin, welche namentlich an den Gehängen des Tafelberges in stets gleicher Pracht und Ueppigkeit die Stadt umsäumen. Und dann wandten wir uns südwestlich bergan, um den Sattel zu gewinnen, welcher zwischen dem Löwenkopf und dem eigentlichen Tafelberg sich befindet. Und die Einsattelung war bald erreicht, und damit hörte die Fahrstraße, die sich von hier nach Seepoint zuwendet, auf. Von hier aus erblickt man zuerst den Atlantischen Ocean und hat nun die schroffen Formen der westlichen Seite des Tafelberges vor sich, denn auch hier sind die Wände desselben steil genug und machen namentlich einen vollkommen wilden Eindruck.

Unten am Strande erblicken wir, in dichtem Grün gebettet, kleine Farmhäuser, drehen ihnen aber bald den Rücken zu und wenden uns dann bergan, um dem schmalen, eigentlich nur angedeuteten Pfad, der uns hinaufführen soll, zu folgen. Wir wandern meist durch grünes Erikagebüsch, welches zum Theil mit wundervoll purpurnen Blüthen geschmückt ist.

Der Tafelberg ist nicht hoch — etwa 1080 m, nach meinem Aneroid 1073 m — aber die Unwegsamkeit, die Steilheit der

Wände machen den Aufstieg zu einem sehr beschwerlichen. Es erinnerte mich diese Besteigung lebhaft an die des Djebel Gedem am Rothen Meer, die ebensoviel Beschwerden im Gefolge hat, während z. B. der Aufstieg auf den mehr als dreimal höheren Aetna ein Spaziergang genannt werden kann. Aber der Aetna liegt in Europa, und alljährlich machen Hunderte von Reisenden in der casa inglese Halt. Der Tafelberg liegt in Afrika und wird jährlich kaum von zwanzig Menschen bestiegen. Es giebt keine casa inglese, keine casa olandese, noch weniger eine casa tedesca!

Wir rasteten, ich weiß nicht wie oft, und dann wurden die Vorräthe in den Körben einer Untersuchung unterzogen, da die jungen Herren an Getränken und eßbaren Dingen so viel eingepackt hatten, daß eine Gesellschaft von zwanzig Personen genug daran gehabt hätte. Längst war die Sonne aufgegangen. Es war ja am ersten Weihnachtstag ungefähr der längste Tag. Auf der Westseite des Berges hatten wir aber den Vortheil, so lange im Schatten zu sein, bis wir oben waren. Wasser war nicht mitgenommen worden, da Jack, ein Neger und unser Hauptführer, der schon mehr als hundertmal den Berg bestiegen hatte, überall welches zu finden wußte. Und die dem Sandstein entquellenden Bächlein boten auch ein so klares und kühles Naß, daß wir keinen Augenblick durfteten. Der Hauptmasse nach besteht dieser mächtige Berg nämlich aus Sandstein, auf der westlichen Seite liegt aber am Ocean grobkörniger Granit zu Tage.

Und nun hatten wir die Hochebene erreicht. Ausgedehnt und wasserreich lag sie vor uns, überall reicher Pflanzenwuchs, meterhohe Heidebüsche, aber nirgends Bäume. Nach dem Süden zu öffnet sich nun schon ein herrliches Panorama. Die ganze False-Bai, Constantia der Rebenort, Simons-Bai und endlich das Cap der guten Hoffnung liegen vor unseren bewundernden Blicken zu unseren Füßen. Ganz in der Ferne dehnt sich der endlose antarktische Ocean aus.

Dort lag also das stets wogenumbrandete „stürmische" (tormentoso) Cap*), das erst später den Namen „der guten Hoff-

*) Hier ist in der That stets eine so starke Dünung, daß selbst beim stillsten Wetter die größten Schiffe schlengern und stampfen.

nung“ erhielt! Dort erblickte ich im Geiste den Wappenpfeiler, den Diaz gerade vor vierhundert Jahren dort errichtete, als ein immerwährendes Zeichen portugiesischer Oberhoheit! Seit vier hundert Jahren kennen wir das Cap der guten Hoffnung, aber das Innere des Landes erst seit einem Menschenalter! Und selbst etwas weiter, nördlich vom Orangefluß, nördlich vom Sambesi, welch große Strecken Landes liegen dort noch, die nie eines gebildeten Menschen Fuß betrat!

Die Sonne hatte jetzt schon 45 Grad über den Horizont erreicht. Aber wenn an diesen heißen Sommertagen in Capstadt sich die Temperatur sehr fühlbar machte, so merkte man oben auf der „Tafel“ oder dem „Tisch“ nichts davon. Der Unterschied in der Temperatur ist denn auch ziemlich bedeutend und wird auf ca. 10 Grad angegeben, das heißt, wenn das Thermometer in Capstadt etwa + 25 Grad in der Luft ist, dürfte es auf dem Berge etwa + 15 Grad sein. Welch herrlich klimatischer Curort, welch ein Aufenthalt für Leidende, für der Ruhe Bedürftige! Aber an Einrichtung, an Bequemlichkeit ist nichts vorhanden.

Dahin zogen wir nun in östlicher Richtung, hier über ein schwankendes Torfmoor eilend, dort einen kleinen See umgehend; hier über den nackten glattgeschliffenen Felsboden gehend, dort einen in reizend bunt geblümter Wiese gebetteten See umschreitend. Gladiolen blühten in nie gesehener Farbenpracht, und bunte Schmetterlinge naschten aus den schöngeformten Blumenkelchen den süßen Honig. Trotz der Ueppigkeit der Natur, trotz des stellenweise vorzüglichen Bodens, trotz der wundervollen Luft — fast täglich zeigen sich allerdings, am Nachmittag besonders, jene Nebel, die das Tischtuch bilden — war kein größeres Thier, kein Vogel zu erblicken. Von Menschen nur einige junge Leute, die wie wir den Aufstieg unternommen hatten. Aber sonst herrschte Ruhe, tiefe Ruhe! Bedenkt man nun, daß die eigentliche Platte etwa 5 km lang und 1000 bis 1500 m breit, daß überall das Wasser in reichlichster Weise vorhanden ist und auf den südlich sich sanft abdachenden Gehängen schöne Viehweidegründe sich hinaberstrecken, so erscheint es geradezu unbegreiflich, daß diese Gegend, unmittelbar über einer volkreichen Stadt gelegen, so unbenutzt liegen bleibt. Freilich, ein Weg führt den Tafelberg nicht hinauf, denn auch vom Süden, von Constantia her, ist der hinaufführende Pfad

ebenso unzugänglich wie die anderen. Und doch wäre hier der Ort, um mindestens zwei Familien, die sich mit Gartenbau, mit Viehzucht, mit Hotelwesen beschäftigen wollten, ein reichliches Auskommen zu sichern. Gearbeitet müßte allerdings werden, denn dem oben Wohnenden würde kein Verschönerungsverein, wie das wohl in Deutschland der Fall sein dürfte, einen Weg zur letzten Höhe bauen, noch weniger aber bekümmern sich Staat und Stadt darum, aus dem Tafelberg irgend etwas zu machen, das heißt, seine natürlichen Hilfsquellen zu verwerthen.

Und nun war der Haupthalteplatz erreicht, wenn auch noch nicht der Rand der Tafel, welcher nach Norden sieht. Aber hier rasteten wir. Ueber einen großen Sandsteinblock deckte Jack, der Führer, ein weißes Tischtuch, die Körbe wurden jetzt ausgepackt. Allzulange weilten wir nicht; noch war das letzte Stück Weges bis zum Rande zurückzulegen.

Und da waren wir endlich, und nun bot sich uns ein überwältigender Anblick! Hinab schauten wir auf die unter uns liegende Stadt; feierlich tönten die Weihnachtsglocken in gedämpften Tönen bis nach oben, und mit bewaffnetem Auge sahen wir in den Straßen das Gewoge der Menschen.

Etwas weiter nach Osten erklommen wir dann den höchsten Punkt des Tafelberges, eine Art von Thurm oder vielmehr einen Steinhaufen, der eher einem Cromlech als einem wirklichen Thurm gleicht. Mein Aneroid zeigte 3482 Fuß. Hier hat man in der That die umfassendste Aussicht: beide Buchten, die von Capstadt und die False-Bai, liegen Einem zu Füßen; der Tafelberg über Constantia hinaus bis Simonstown und Cap der guten Hoffnung; der Salzfluß mit seiner dicht bei der Stadt sich befindenden breiten Mündung; endlich das ganze Land bis zu den zackigen Bergketten von Uoster (wird geschrieben Worcester) und Swellendam Großartig und geheimnißvoll, denn die Gedanken ziehen rasch weiter nach dem Norden und suchen in die Verborgenheiten des noch immer verschleierten afrikanischen Continents einzudringen.

Es war Mittag geworden, und so war es Zeit, an den Rückweg, der nun direct gemacht werden sollte, zu denken. Das war noch ein hartes Stück Arbeit. Westlich gehend, standen wir dann bald vor einem Spalt, welcher zur Tiefe führte und der eigenartig nach oben zu sich durch etwa zweihundert Fuß hohe

senkrechte Felsseiten einrahmte. Das Bild durch diesen Spalt abwärts auf die Stadt ist das merkwürdigste, was man sehen kann. Aber da sollten wir nun hinunter! Es ging in der That. Wenn ich hernach aber die steile Bergwand von unten sah, schien es mir schier unmöglich. Ohne Gefahr ist denn dieser Abstieg auch nicht. Oft mußten wir von fast senkrechten Blöcken hinabrutschen; sie waren zu hoch, als daß man hätte springen können. Auf dem oberen Drittel des Berges ist kein Wasser; aber bei der glühenden Mittsommerhitze an der heißen Bergwand — kleine Steinchen waren so erhitzt, daß man sie nicht in der bloßen Hand halten konnte — hatten wir Alle bald einen verzehrenden Durst, und das mitgenommene Wasser war nur zu schnell verbraucht. Endlich kamen wir zu einer Quelle. Wie schmeckte das Wasser! Erinnerungen an die Wüste stiegen in mir auf. Hier dursteten wir, wie ich dort so oft gedurstet hatte, aber hier konnten wir uns erquicken.

So hutschten, glitschten, krabbelten und rutschten wir weiter hinab, kamen dann endlich in die schönen Nadelholzwaldungen und fanden hier und da Gruppen von Weihnachtsgesellschaften, die im Grünen den Festtag feierten und die nicht wenig über unsere bestaubten und theilweise zerrissenen Anzüge sich wunderten, denn die Besteigung des Tafelberges ist in Capstadt immer ein Ereigniß, und wie bei dem Aufstieg auf den Vesuv muß man meistens ein Paar Schuhe opfern.

Alles war so sonntäglich, so weihevoll, und als wir endlich das International Hotel erreicht hatten, fühlten wir, daß es die höchste Zeit sei, unser Aeußeres wieder mit den allgemein geltenden Anschauungen in Uebereinstimmung zu bringen, und das war bald geschehen. Dann setzten wir uns in eine Laube, welche von blühenden Passionsblumen umrankt war. Und hier beschlossen wir den ersten Weihnachtstag, nicht wie bei uns im geschlossenen Zimmer unterm Tannenbaum, sondern im Freien, zwischen Eichenalleen und Weinreben, unter prachtvollem Sternenhimmel. Aber der Heimat gedachte Jeder: dieser seiner schottischen Berge, jener des Themsestrandes, ich meines geliebten deutschen Vaterlandes!

